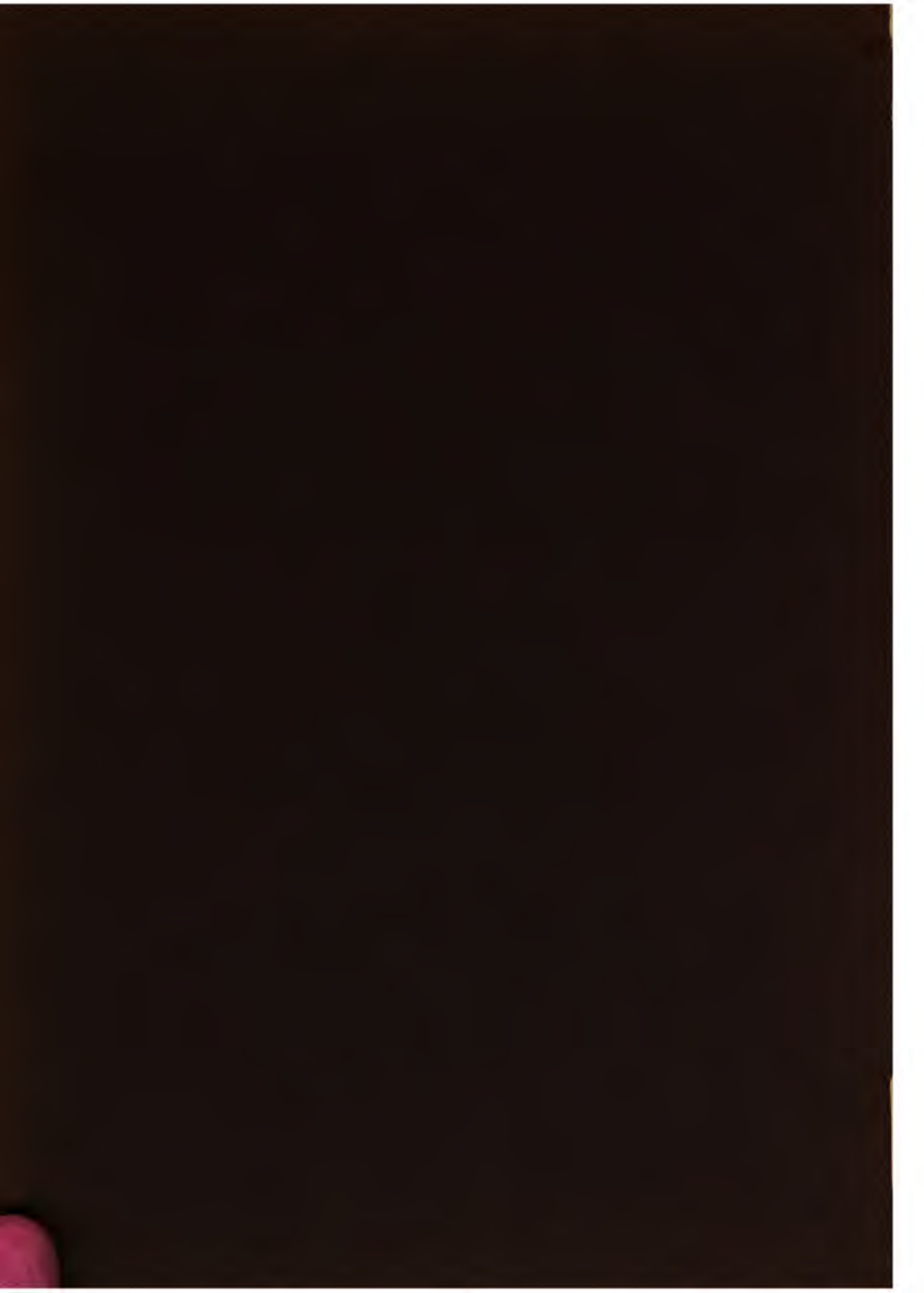






Leipziger Kalender

Ein illustriertes Jahrbuch

für

1904

Herausgegeben

von

Georg Merseburger



Verlag von

Johannes von Schalscha-Ehrenfeld

Leipzig 1904.



Buchdecke gezeichnet von Wilhelm Stumpf.

Kalendarium nebst Monatsbildern gezeichnet von Franz Bender, Fritz Brändel, Horst-Schulze, Walter Queck, Fritz Rentsch, Wilhelm Stumpf.

Klischees hierzu von Studders & Kohl.

Kopfleisten und Schlußvignetten gezeichnet von Franz Bender.

Satz und Druck: Offizin W. Drugulin.

Papier: Sieler & Vogel. Einband: Hübel & Denck.

Druckfarben: Berger & Wirth. Sämtlich in Leipzig.

Zum Eingang!

Dies Büchlein soll zu Nutz und Frommen
Als Hausfreund jährlich wiederkommen.
In Wort und Bild in buntem Lauf
Rollt es ein Großstadtleben auf.
Von neuen wie von alten Dingen
Will es das Bleibenswerte bringen.
Für Kopf und Herz, für Geist und Sinn —
Es ist von jedem etwas drin.





Inhalt.

Buchschmuck (Kopfleisten und Schlußstücke) größtenteils von Franz Bender.

Beilagen: Lied: „Im Grase taut's". Von Prof. Arthur Nikisch. Wandkalender, Zeichnung hierzu entworfen von Horst-Schulze.




Familien=Chronik

Wir beabsichtigen in den nächsten Jahrgängen des Leipziger Kalenders die Bestrebungen zur Erforschung der Familiengeschichte eingehend zu berücksichtigen. Es hat sich neuerdings ein Verein gebildet, der die Begründung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte anstrebt. Nähere Auskunft erteilt Herr Rechtsanwalt Dr. Breymann, Leipzig, Neumarkt 29.

Familien-Chronik

Tafel der Europäischen Regenten.

Deutsches Reich.

Deutsches Reich. Kaiser Wilhelm II. (s. Preußen).
Preußen. Kaiser und König Wilhelm II. (*27. I. 59). Kronprinz Wilhelm (*6. V. 82).
Hohenzollern-Sigmaringen. Fürst Leopold (*22. IX. 35). Erbprinz Wilhelm (*7. III. 64).
Bayern. König Otto I. (*27. IV. 48). Prinz-Regent Luitpold (*12. III. 21), Prinz Ludwig (*7. I. 45).
Sachsen. König Georg (*8. VIII. 32). Kronprinz Friedrich August (*25. V. 65).
Württemberg. König Wilhelm II. (*25. II. 48).
Anhalt. Herzog Leopold Friedrich (*29. IV. 31). Erbprinz Friedrich (*19. VIII. 56).
Baden. Großherzog Friedrich (*9. IX. 26). Erbgroßherzog Friedrich (*9. VII. 57).
Braunschweig. Prinz-Regent Albrecht (*8. V. 37).
Hessen-Darmstadt. Großherzog Ernst Ludwig (*25. XI. 68).
Lippe-Detmold. Regent: Graf Ernst z. L.-Biesterfeld (*9. VI. 42);
Lippe-Schaumburg. Fürst Georg (*10. X. 46). Erbprinz: Adolf (*23. II. 83).
Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz IV. (*9. IV. 82).
Mecklenburg-Strelitz. Großherzog Friedrich Wilhelm (*17. X. 19). Erbgroßherzog Adolf Friedrich (*22. VII. 48).
Oldenburg. Großherzog August (*16. XI. 52).
Reuſs ä. L. (Greiz). Fürst Heinrich XXIV. (*20. III 78).
Reuſs j. L. (Schleiz). Fürst Heinrich XIV. (*28. V. 32). Regent für den Vater: Erbprinz Heinrich XXVII. (*10. XI. 58).
Sachsen-Weimar. Großherzog Ernst Wilhelm (*10. VI. 76).
Sachsen-Meiningen. Herzog Georg II. (*2. IV. 26). Erbprinz Bernhard (*1. IV. 51).
Sachsen-Altenburg. Herzog Ernst (*16. IX. 26).
Sachsen-Koburg-Gotha. Herzog Karl Eduard (*19. VII. 84). Regent: Erbprinz Ernst zu Hohenlohe.
Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Günther (*21. VIII. 52).
Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Carl Günther (*7. VIII. 30).
Waldeck. Fürst Friedrich (*20. I. 65).

Außerdeutsche Staaten.

Belgien. König Leopold II. (*9. IV. 35).
Bulgarien. Fürst Ferdinand (*26. II. 61). Erbprinz Boris (*30. II. 94).
Dänemark. König Christian IX. (*8. IV. 18). Kronprinz Friedrich (*3. VI. 43).
Griechenland. König Georg I. (*24. XII. 45). Kronprinz Konstantin (*2. VIII. 68).
Großbritannien. König Eduard VII. (*9. XI. 41), Kronprinz Georg (*3. VI. 65).
Italien. König Victor Emanuel III. (*11. XI. 69).
Liechtenstein. Fürst Johann II. (*5. X. 40).
Luxemburg. Großherzog Adolf (*24. VII. 17). Erbgroßherzog Wilhelm (*22. IV. 52).
Monaco. Fürst Albert (*14. XI. 48), Erbprinz Ludwig (*12. VII. 70).
Montenegro. Fürst Nikolaus I. (*7. X. 41). Erbprinz Danilo Alexander (*29. VI. 71).
Niederlande. Königin Wilhelmine (*31. VIII. 80). Prinzgemahl Heinrich, Prinz der Niederlande geb. Herzog von Mecklenburg-Schwerin (*19. IV. 76).
Österreich. Kaiser Franz Joseph I. (*18. VIII. 30). Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (*18. XII. 63).
Portugal. König Karl I. (*28. IX. 63). Kronprinz Louis Philipp (*22. III. 87).
Rumänien. König Karl I. (*20. IV. 39). Thronfolger Prinz Ferdinand von Hohenzollern (*24. VIII. 65).
Rußland. Kaiser Nikolaus Alexandrowitsch (*18. V. 68).
Schweden und Norwegen. König Oskar II. (*21. I. 29). Kronprinz Gustav (*16. VI. 58).
Serbien. z. Z. König Peter Karageorgiewitsch (*14. VIII. 46).
Spanien. König Alphons XIII. (*17. V. 86).
Türkei. Großsultan Abdul Hamid Khan (*22. IX. 42). Thronfolger Mehemed Reschad Effendi (*3. IX. 44).



König Georg von Sachsen.

Modelliert von Professor Carl Seffner. Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Monats- und Wochentage	Monats-namen	Bemerkungen
1 Freitag	Neujahr	
2 Sonnabend	Abel und Seth	
3 Sonntag ☉	n. Neujahr	
4 Montag	Methusalem	
5 Dienstag	Simeon	
6 Mittwoch	Hl. 3 Könige	
7 Donnerstag	Melchior	
8 Freitag	Balthasar	
9 Sonnabend ☾	Caspar	
10 Sonntag	1. n. Epiph.	
11 Montag	Erhard	
12 Dienstag	Reinhold	
13 Mittwoch	Hilarius	
14 Donnerstag	Felix	
15 Freitag	Habakuk	
16 Sonnabend	Marcellus	
17 Sonntag ●	2. n. Epiph.	
18 Montag	Prisca	
19 Dienstag	Ferdinand	
20 Mittwoch	Fabian Seb.	
21 Donnerstag	Agnes	
22 Freitag	Vincentius	
23 Sonnabend	Emerentiana	
24 Sonntag	3. n. Epiph,	
25 Montag ☽	Pauli Bekehr.	
26 Dienstag	Polycarp	
27 Mittwoch	Joh. Chrysost.	
28 Donnerstag	Karl	
29 Freitag	Samuel	
30 Sonnabend	Adelgunde	
31 Sonntag	Septuagesima	

Januar

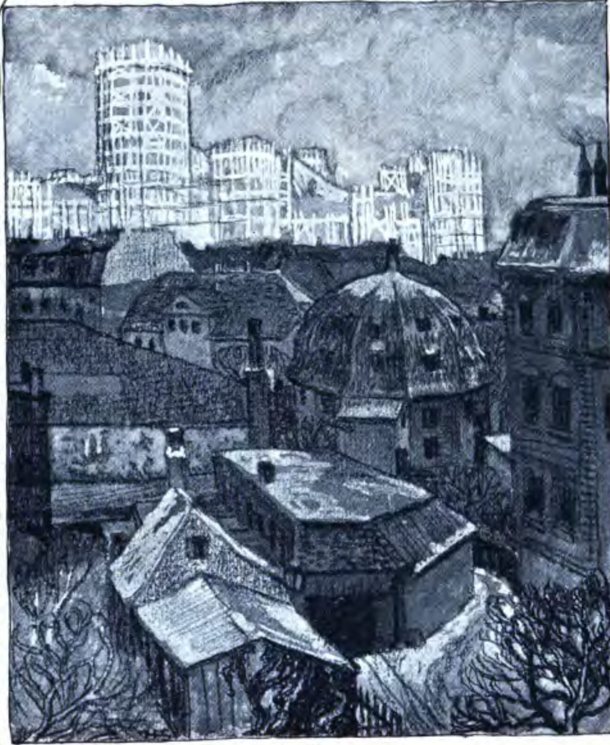


Neues Theater.
(Blick von der Poststraße.)

Fritz Brändel.

Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Montag 🌕	Brigitta	
2 Dienſtag	Mariä Reinig.	
3 Mittwoch	Blaſius	
4 Donnerſtag	Veronika	
5 Freitag	Agatha	
6 Sonnabend	Dorothea	
7 Sonntag	Sexageſima	
8 Montag ☾	Salomon	
9 Dienſtag	Apollonia	
10 Mittwoch	Renata	
11 Donnerſtag	Euphroſyna	
12 Freitag	Eulalia	
13 Sonnabend	Benignus	
14 Sonntag	Eſtomihi	
15 Montag	Fauſtinus	
16 Dienſtag 🌑	Faſtnacht	
17 Mittwoch	Aſchermittwoch	
18 Donnerſtag	Concordia	
19 Freitag	Suſanna	
20 Sonnabend	Eucherius	
21 Sonntag	Invocavit	
22 Montag	Caſimir	
23 Dienſtag	Reinhard	
24 Mittwoch ☽	Quatember	
25 Donnerſtag	Matthias	
26 Freitag	Victorinus	
27 Sonnabend	Neſtor	
28 Sonntag	Reminiscere	
29 Montag	Hektor	

Februar



Blick von der Höhe des Künstlerhauses.

Horst-Schulze.

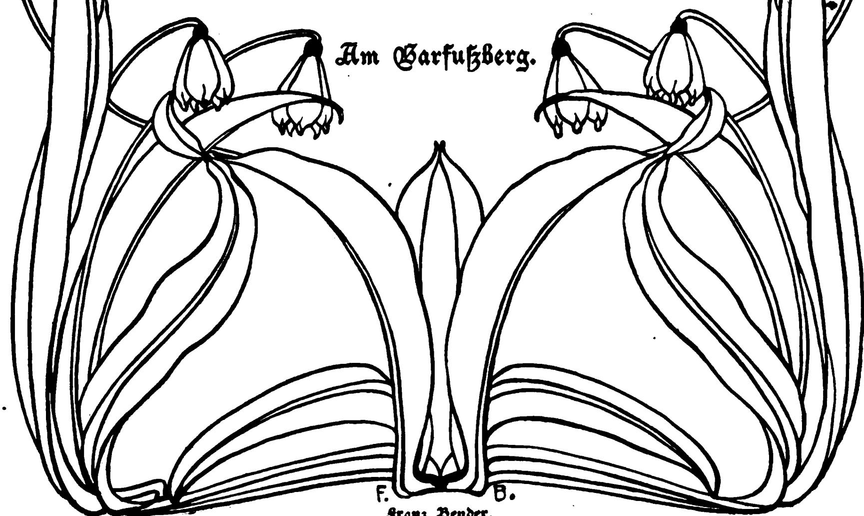
Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Dienstag	Albinus	
2 Mittwoch	Sächs. Bußt.	
3 Donnerstag	Kunigunde	
4 Freitag	Adrianus	
5 Sonnabend	Friedrich	
6 Sonntag	Oculi	
7 Montag	Felicitas	
8 Dienstag	Philemon	
9 Mittwoch	Mittfasten	
10 Donnerstag	Henriette	
11 Freitag	Rosine	
12 Sonnabend	Gregor	
13 Sonntag	Lätare	
14 Montag	Zacharias	
15 Dienstag	Isabella	
16 Mittwoch	Cyriacus	
17 Donnerstag	Gertrud	
18 Freitag	Anselmus	
19 Sonnabend	Joseph	
20 Sonntag	Judica	
21 Montag	Benedictus	
22 Dienstag	Casimir	
23 Mittwoch	Eberhard	
24 Donnerstag	Gabriel	
25 Freitag	MariäVerkündg.	
26 Sonnabend	Emanuel	
27 Sonntag	Palmarum	
28 Montag	Malchus	
29 Dienstag	Eustasius	
30 Mittwoch	Guido	
31 Donnerstag	Gründstg.	

März

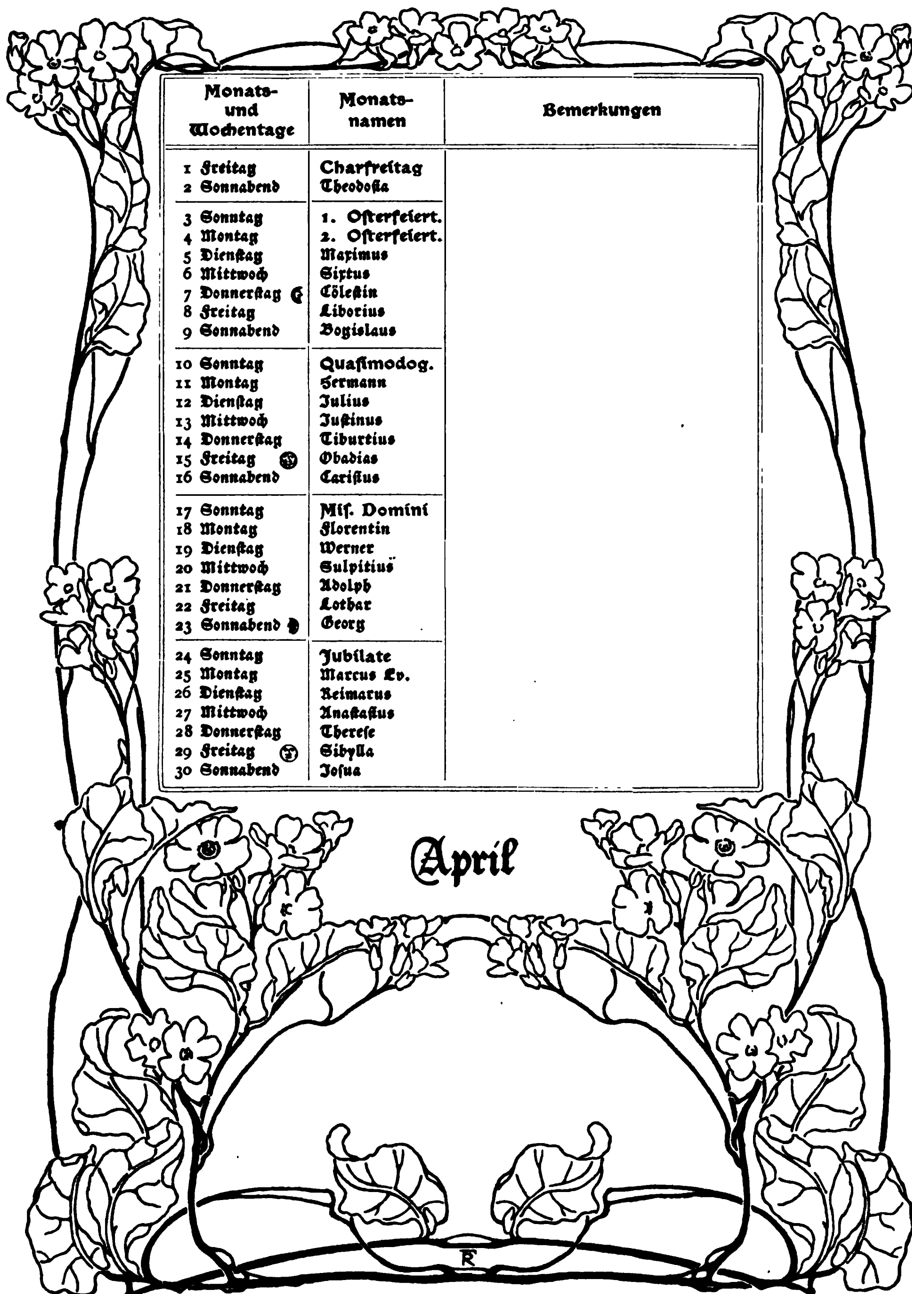
F. B.



Am Barfußberg.

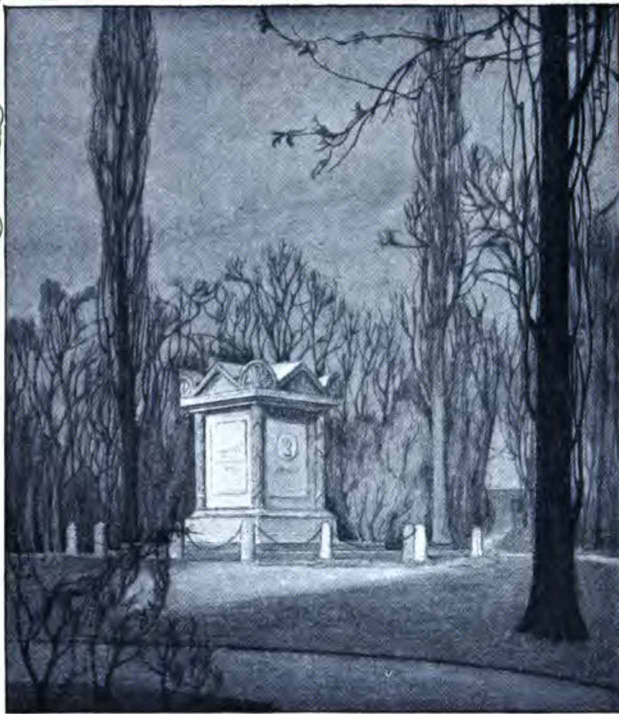


Franz Bender.



Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Freitag	Charfreitag	
2 Sonnabend	Theodosia	
3 Sonntag	1. Osterfeiert.	
4 Montag	2. Osterfeiert.	
5 Dienstag	Maximus	
6 Mittwoch	Sixtus	
7 Donnerstag ☾	Cölestin	
8 Freitag	Liborius	
9 Sonnabend	Bogislaus	
10 Sonntag	Quasimodog.	
11 Montag	Hermann	
12 Dienstag	Julius	
13 Mittwoch	Justinus	
14 Donnerstag	Tiburtius	
15 Freitag ●	Obadias	
16 Sonnabend	Caristus	
17 Sonntag	Mis. Domini	
18 Montag	Florentin	
19 Dienstag	Werner	
20 Mittwoch	Sulpitius	
21 Donnerstag	Adolph	
22 Freitag	Lothar	
23 Sonnabend ☽	Georg	
24 Sonntag	Jubilate	
25 Montag	Marcus Ev.	
26 Dienstag	Reimarus	
27 Mittwoch	Anastastus	
28 Donnerstag	Therese	
29 Freitag ○	Sibylla	
30 Sonnabend	Josua	

April

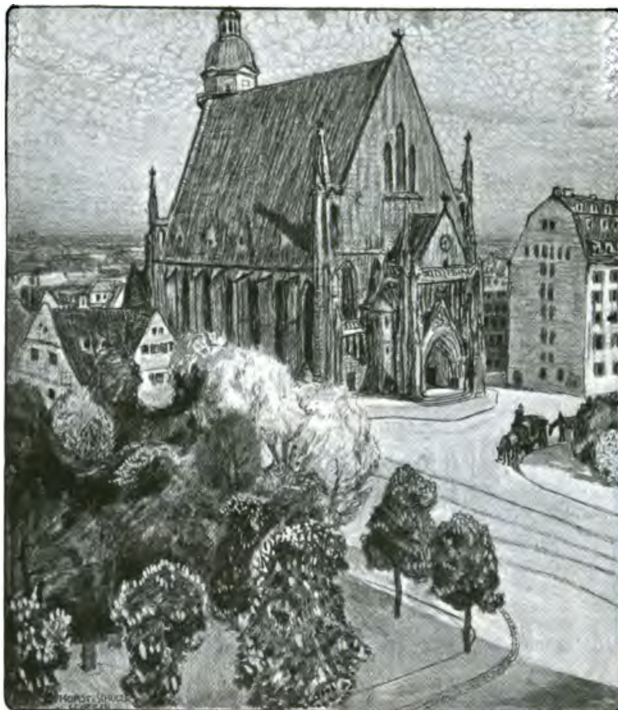


Müller-Denkmal.

Fritz Rentsch.

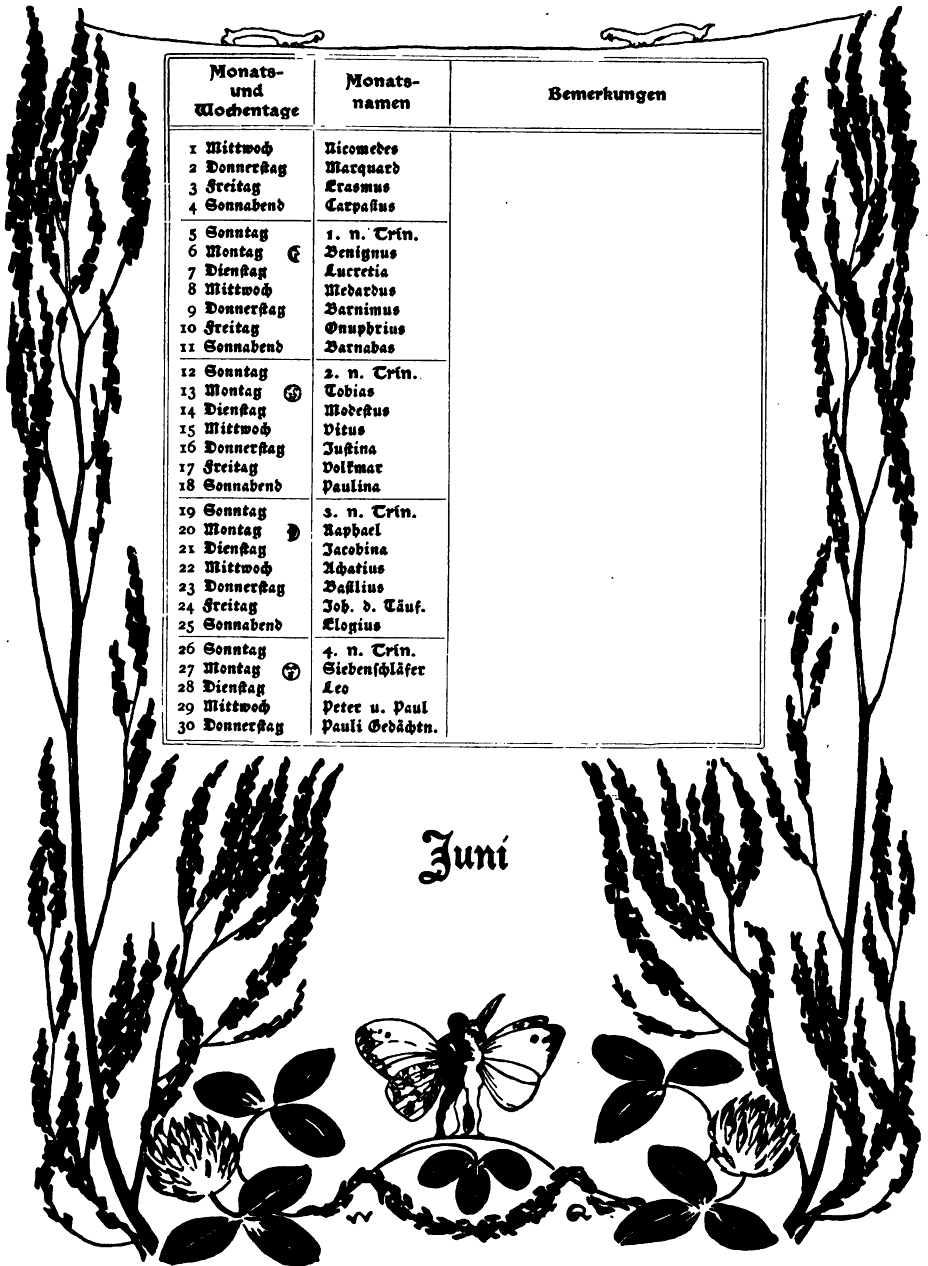
Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Sonntag	Cantate	
2 Montag	Sigismund	
3 Dienstag	† Erfindung	
4 Mittwoch	Florian	
5 Donnerstag	Gotthard	
6 Freitag	Dietrich	
7 Sonnabend ☾	Gottfried	
8 Sonntag	Rogate	
9 Montag	Hiob	
10 Dienstag	Gordianus	
11 Mittwoch	Mamertus	
12 Donnerstag	Himmelfahrt	
13 Freitag	Servatius	
14 Sonnabend	Christian	
15 Sonntag ●	Exaudi	
16 Montag	Peregrinus	
17 Dienstag	Jobst	
18 Mittwoch	Erich	
19 Donnerstag	Potentiana	
20 Freitag	Franziska	
21 Sonnabend	Prudens	
22 Sonntag ☽	Pfingsten	
23 Montag	Pfingstm.	
24 Dienstag	Esther	
25 Mittwoch	Quatember	
26 Donnerstag	Eduard	
27 Freitag	Ludolph	
28 Sonnabend	Wilhelm	
29 Sonntag ○	Maximilian	
30 Montag	Wigand	
31 Dienstag	Petronilla	

Mai



Thomaskirche.

Horst-Schulze.



Monats- und Wochentage		Monats-namen	Bemerkungen
1 Mittwoch		Nicomedes	
2 Donnerſtag		Marquard	
3 Freitag		Erasmus	
4 Sonnabend		Carpaſius	
5 Sonntag		1. n. Trin.	
6 Montag	☾	Benignus	
7 Dienſtag		Lucretia	
8 Mittwoch		Medardus	
9 Donnerſtag		Barnimus	
10 Freitag		Onuphrius	
11 Sonnabend		Barnabas	
12 Sonntag		2. n. Trin.	
13 Montag	●	Tobias	
14 Dienſtag		Modeſtus	
15 Mittwoch		Vitus	
16 Donnerſtag		Juſtina	
17 Freitag		Volkmar	
18 Sonnabend		Paulina	
19 Sonntag		3. n. Trin.	
20 Montag	☽	Raphael	
21 Dienſtag		Jacobina	
22 Mittwoch		Achatius	
23 Donnerſtag		Baſilius	
24 Freitag		Joh. d. Täuf.	
25 Sonnabend		Elogius	
26 Sonntag		4. n. Trin.	
27 Montag	○	Siebenſchläfer	
28 Dienſtag		Leo	
29 Mittwoch		Peter u. Paul	
30 Donnerſtag		Pauli Gedächtn.	

Juni



Flutkanal
am Ritterwerder.



Walter Queck.

Juli

Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Freitag	Theobald	
2 Sonnabend	Mar. Heimſ.	
3 Sonntag	5. n. Trin.	
4 Montag	Ulrich	
5 Dienſtag ☾	Anſelmus	
6 Mittwoch	Jeſaias	
7 Donnerſtag	Demetrius	
8 Freitag	Kilian	
9 Sonnabend	Cyrillus	
10 Sonntag	6. n. Trin.	
11 Montag	Pius	
12 Dienſtag	Heinrich	
13 Mittwoch ●	Margaretha	
14 Donnerſtag	Bonaventura	
15 Freitag	Apoſt. Theil.	
16 Sonnabend	Walter	
17 Sonntag	7. n. Trin.	
18 Montag	Carolina	
19 Dienſtag ☽	Ruth	
20 Mittwoch	Elias	
21 Donnerſtag	Daniel	
22 Freitag	Maria Magdal.	
23 Sonnabend	Albertine	
24 Sonntag	8. n. Trin.	
25 Montag	Jakobus	
26 Dienſtag	Anna	
27 Mittwoch ○	Berthold	
28 Donnerſtag	Innocenz	
29 Freitag	Martha	
30 Sonnabend	Beatrix	
31 Sonntag	9. n. Trin.	

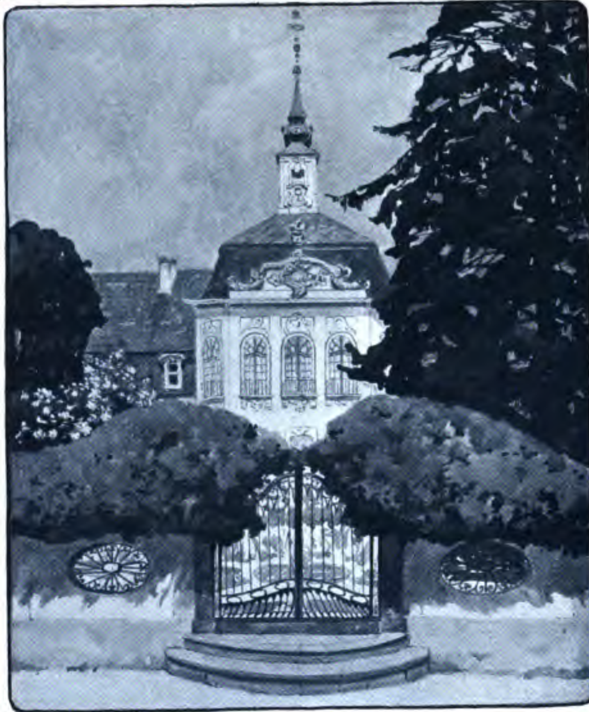


Naundörfchen.

Wilhelm Stumpf.

Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Montag	Petri Kettenf.	
2 Dienstag	Portiuncula	
3 Mittwoch	August	
4 Donnerstag ☾	Perpetua	
5 Freitag	Dominicus	
6 Sonnabend	Verkl. Christi	
7 Sonntag	10 n Trin.	
8 Montag	Ladislaus	
9 Dienstag	Romanus	
10 Mittwoch	Laurentius	
11 Donnerstag 🌑	Titus	
12 Freitag	Clara	
13 S nnabend	Hildebrand	
14 Sonntag	11. n. Trin.	
15 Montag	Mariä Himmelf.	
16 Dienstag	Isaak	
17 Mittwoch	Bertram	
18 Donnerstag ☽	Emilia	
19 Freitag	Sebald	
20 Sonnabend	Bernhard	
21 Sonntag	12. n. Trin.	
22 Montag	Oswald	
23 Dienstag	Zachäus	
24 Mittwoch	Bartholomäus	
25 Donnerstag	Ludwig	
26 Freitag 🌕	Irenäus	
27 Sonnabend	Gebhard	
28 Sonntag	13. n. Trin.	
29 Montag	Joh. Enth.	
30 Dienstag	Benjamin	
31 Mittwoch	Rebekka.	

August



Gohliser Schloß.

Fritz Brändel.

Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Donnerstag	Aegidius	
2 Freitag	Rahel, Lea	
3 Sonnabend ☾	Mansuetus	
4 Sonntag	14. n. Trin.	
5 Montag	Nathanael	
6 Dienstag	Magnus	
7 Mittwoch	Regina	
8 Donnerstag	Mariä Geburt	
9 Freitag ●	Bruno	
10 Sonnabend	Sosthenes	
11 Sonntag	15. n. Trin.	
12 Montag	Ottilie	
13 Dienstag	Christlieb	
14 Mittwoch	Kreuz-Erhöh.	
15 Donnerstag	Constantia	
16 Freitag ☽	Euphemia	
17 Sonnabend	Lambertus	
18 Sonntag	16. n. Trin.	
19 Montag	Januarius	
20 Dienstag	Friederike	
21 Mittwoch	Quatember	
22 Donnerstag	Moritz	
23 Freitag	Joel	
24 Sonnabend ○	Joh. Empf.	
25 Sonntag	17. n. Trin.	
26 Montag	Cyprianus	
27 Dienstag	Cosm. u. Dam.	
28 Mittwoch	Wenzeslaus	
29 Donnerstag	Michaelis	
30 Freitag	Hieronymus	

September

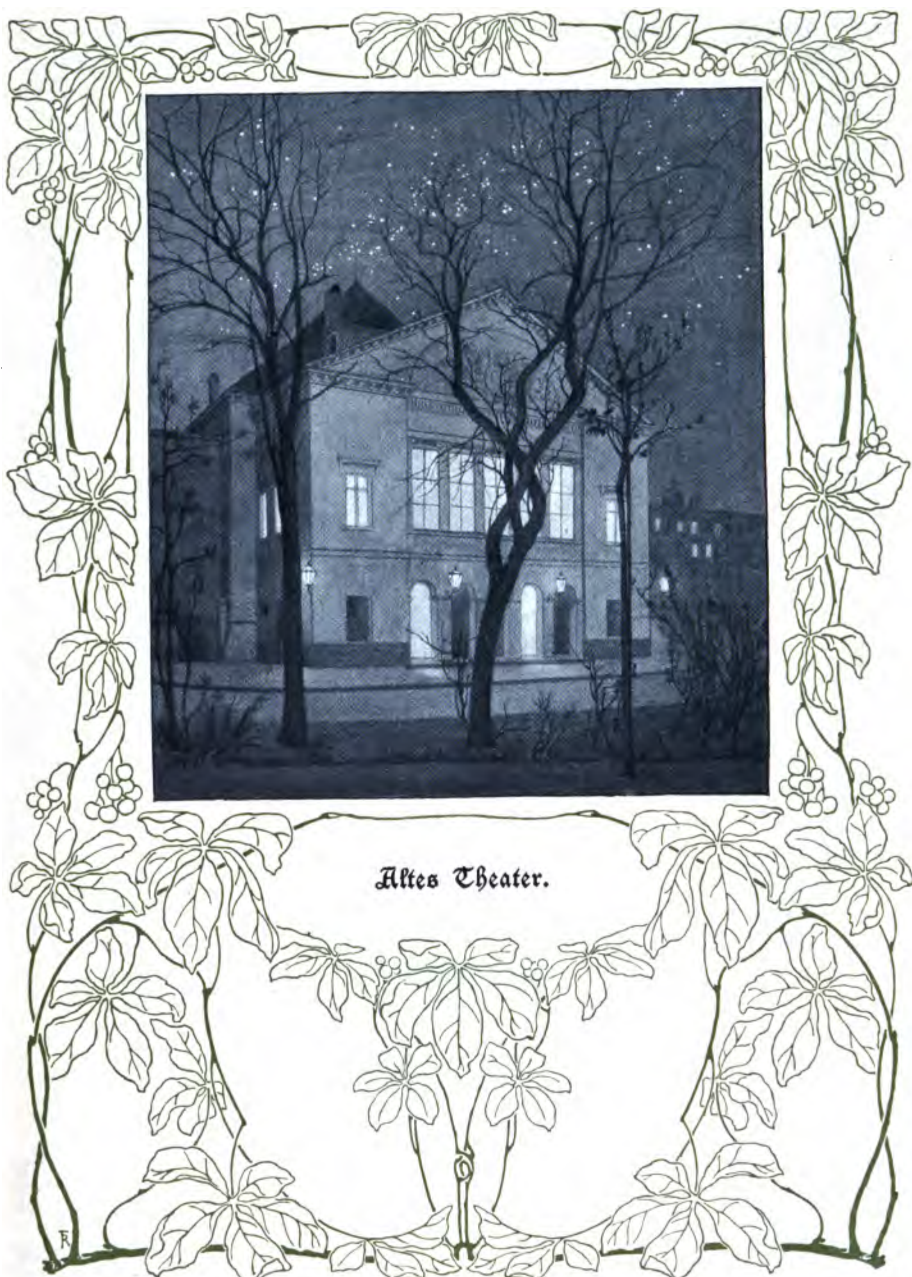


Matthäikirche.

Franz Bender.

Monats- und Wochentage	Monatsnamen	Bemerkungen
1 Sonnabend	Remigius	
2 Sonntag ☾	18. n. Trin.	
3 Montag	Ewald	
4 Dienstag	Franz	
5 Mittwoch	Fides	
6 Donnerstag	Charitas	
7 Freitag	Spes	
8 Sonnabend	Ephraim	
9 Sonntag ☾	19. n. Trin.	
10 Montag	Amalia	
11 Dienstag	Burchard	
12 Mittwoch	Ehrenfried	
13 Donnerstag	Colomann	
14 Freitag	Wilhelmine	
15 Sonnabend	Hedwig	
16 Sonntag ☽	20. n. Trin.	
17 Montag	Florentin	
18 Dienstag	Lucas	
19 Mittwoch	Ptolemäus	
20 Donnerstag	Wendelin	
21 Freitag	Ursula	
22 Sonnabend	Cordula	
23 Sonntag	21. n. Trin.	
24 Montag ☺	Salome	
25 Dienstag	Adelheid	
26 Mittwoch	Amandus	
27 Donnerstag	Sabina	
28 Freitag	Simon, Juda	
29 Sonnabend	Engelhard	
30 Sonntag	22. n. Trin.	
31 Montag	Reform.-Fest	

Oktober



Altes Theater.

Fritz Rentsch.

Monats- und Wochentage	Monats- namen	Bemerkungen
1 Dienstag ☾	Aller Heiligen	
2 Mittwoch	Aller Seelen	
3 Donnerstag	Gottlieb	
4 Freitag	Charlotte	
5 Sonnabend	Erich	
6 Sonntag	23. n. Trin.	
7 Montag 🌕	Erdmann	
8 Dienstag	Claudius	
9 Mittwoch	Theodorus	
10 Donnerstag	Martin Luther	
11 Freitag	Martin, Bisch.	
12 Sonnabend	Kunibert	
13 Sonntag	24. n. Trin.	
14 Montag	Levinus	
15 Dienstag ☽	Leopold	
16 Mittwoch	Allg. Bußtag	
17 Donnerstag	Hugo	
18 Freitag	Gelasius	
19 Sonnabend	Elisabeth	
20 Sonntag	Totenfest	
21 Montag	Mariä Opferg.	
22 Dienstag	Alphonsus	
23 Mittwoch 🌑	Clemens	
24 Donnerstag	Chrysogonus	
25 Freitag	Katharina	
26 Sonnabend	Conrad	
27 Sonntag	1. Advent	
28 Montag	Günther	
29 Dienstag	Noah	
30 Mittwoch ☾	Andreas	

November



Gerhards Haus.
(Lessingstraße.)

Wilhelm Stumpf.



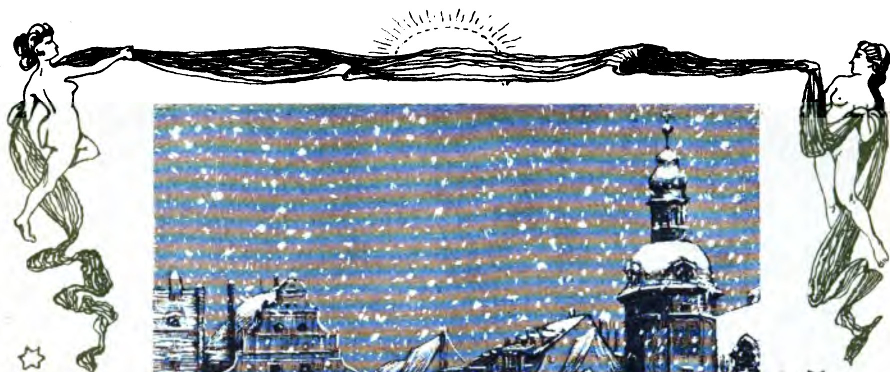


Monats- und Wochentage	Monats- namen	Bemerkungen
1 Donnerstag	Arnold	
2 Freitag	Candidus	
3 Sonnabend	Cassian	
4 Sonntag	2. Advent	
5 Montag	Abigail	
6 Dienstag	Nicolaus	
7 Mittwoch	Antonia	
8 Donnerstag	Mariä Empf.	
9 Freitag	Joachim	
10 Sonnabend	Judith	
11 Sonntag	3. Advent	
12 Montag	Epimachus	
13 Dienstag	Lucia	
14 Mittwoch	Quatember	
15 Donnerstag	Johanna	
16 Freitag	Ananias	
17 Sonnabend	Lazarus	
18 Sonntag	4. Advent	
19 Montag	Manasse	
20 Dienstag	Abraham	
21 Mittwoch	Thomas Ap.	
22 Donnerstag	Beata	
23 Freitag	Ignatius	
24 Sonnabend	Adam, Eva	
25 Sonntag	Heil. Christfest	
26 Montag	Stephanus	
27 Dienstag	Johannes Ev.	
28 Mittwoch	Unsch. Kindlein	
29 Donnerstag	Jonathan	
30 Freitag	David	
31 Sonnabend	Sylvester	




Dezember









Markt.

Walter Queck.



Friedrich Nietzsche.

Modelliert von Professor Max Klinger. Vertrieb von Carl B. Lorck in Leipzig.



Die vier Schecken des Fräuleins von Wildenfels.

Novelette von Julius R. Haarhaus.

Auf der Anhöhe, die sich zwischen den Dörfern Kötzschau und Lehna inmitten einer unübersehbaren, völlig ebenen Feldflur erhebt, hielten am frühen Morgen des 22. Septembers 1706 vier Reiter. Der erste, der einen herrlichen Rappen mit lang herabhängendem Schweife ritt und eine reich galonierte Uniform trug, hatte, wie man auf den ersten Blick erkennen konnte, die Haltung eines Mannes, der sich seiner Bedeutung und seiner Macht bewußt ist. Der zweite, ein vertrocknetes Männchen auf einem hochbeinigen Fuchs, blickte unter den straffen Locken seiner schwarzen Perücke mißmutig in die Welt und stützte die dürren unbehandschuhten Hände auf den Sattelknopf, wie einer, dem das Reiten körperliches und seelisches Unbehagen verursacht, und der sich im bequemen Schreibstuhl wohler fühlt als auf dem Rücken eines Gaules. Der dritte, ein wohlbeleibter Herr in langem schwarzem Gewande und rundem Mühlsteinkragen, saß auf einem schweren glatten Braunen; sein behäbiges Antlitz verriet unendliche Milde und Ergebenheit, er klopfte den Hals seines Pferdes, verfolgte aber zugleich jede Bewegung des vierten Reiters mit gespannter Aufmerksamkeit.

Dieser vierte stach in seiner ganzen Erscheinung gegen die drei andern auffallend ab. Nicht nur, daß er neben seinen Begleitern wie ein kaum der hohen Schule entwachsener Jüngling erschien; auch seine Kleidung, zumal der verschossene und mit Flicken besetzte blaue Rock, mußte die Vermutung wecken, als habe er sich als ein untergeordnetes Glied, etwa als ein Bedienter, oder Reitknecht, der kleinen Kavalkade angeschlossen.

Er stand mit seinem Schimmel etwas abseits und ließ den Blick wie in tiefe Gedanken versunken über die Stoppelfelder dahinschweifen. Zuweilen, wenn die Sonne aus den Wolken brach, beschattete er mit der Rechten, die in einem derben Reithandschuh aus grauem Wildleder stak, die Augen oder bediente sich dazu des verwetterten Krempenhutes, der als einzigen Schmuck eine Agraffe mit bunten Glassteinchen zeigte. Dann konnte man erkennen, daß auf dem schlanken Körper ein ungewöhnlicher Kopf saß. Das kurze dunkle Haar trat von der hochgewölbten Stirn weit zurück und ließ den untern Teil des länglichen Antlitzes noch kleiner und schmaler erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Aber während die Stirn und die großen blauen Augen den Ausdruck jener überlegenen Ruhe aufwiesen, die großen Denkern eigen ist, verrieten die beweglichen Züge um Mund und Kinn die mühsam zurückgehaltenen Leidenschaften eines Mannes, der keinen fremden Willen über sich anerkennt, und der sich berufen fühlt, die Welt nach seinen eigenen umzumodeln.

Daß er in der Tat nicht der Diener, sondern der Herr war, konnte man erkennen, als er sich jetzt im Sattel zu seinen Begleitern umwandte und mit der Reitgerte in die Ferne wies. Alle drei entblößten das Haupt, das vertrocknete Männchen setzte sich kerzengerade, der Herr mit dem Mühlsteinkragen neigte sich mit demütiger Gebärde ein wenig vornüber, und der Offizier ritt ein paar Schritte näher an den Jüngling heran, als erwartete er dessen Befehle.

Carl XII — denn er war der Reiter im verschossenen Rock — lachte in seiner bittern Art laut auf und sagte, auf einen Dragonerzug weisend, der in weiter Ferne ein paar Reisekaleschen eskortierte: „Schon wieder Echappierte! Das ist das Vertrauen, das diese Sachsen mir entgegenbringen! Habe ich ihnen nicht Beweise genug geliefert, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden soll? Habe ich dem Leipziger Rat nicht mit Brief und Siegel deklariert, daß alle Kaufleute und Negotianten, die auf die Messe reisen, vollkommene Freiheit und Sicherheit genießen sollen? Habe ich etwa meine Schweden geschont, wenn sie sich einmal an der Habe der Leute hier vergriffen?"

Seine Züge nahmen einen bekümmerten Ausdruck an, und als General Lagerkrona — der vornehmste der kleinen Suite — davon zu reden begann, daß der Feldherrnruhm des Königs die Welt mit Schrecken erfülle, schnitt Carl dem Günstling jedes weitere Wort durch

eine rasche Handbewegung ab und wandte sich an den Beleibten, seinen Hofprädikanten.

„Nordberg", sagte er, „bei Eurer Seligkeit, sagt mir, ob ich heute früh unrecht getan habe?" Er hatte nach dem Morgengottesdienst im Lager zwei Leibgrenadiere hängen lassen, weil sie im Dorfe Altranstädt beim Plündern eines Hühnerstalles betroffen worden waren.

Der Geistliche verneigte sich, so tief es ihm seine Körperfülle und der hohe Sattelknopf erlaubten, und erwiderte: „Eure Majestät haben nichts getan, was Dero erlauchter Ahn und Vorgänger Gustavus Adolfus hochseligen Angedenkens nicht auch getan haben würde."

Der König nickte und sagte leise: „Dann will ich's vor Gott verantworten. Laßt uns hinüberreiten." Er drückte dem Schimmel die Sporen in die Flanken und sprengte den Hügel hinab in der Richtung auf Lützen zu. Seine Begleiter kannten das Ziel des Rittes. Es war der Felsblock an der Landstraße nach Leipzig, der die Stelle bezeichnet, wo Gustav Adolf sein Blut vergossen hat, und den der „nordische Löwe", seit er sein Hauptquartier in das Schloß zu Altranstädt verlegt hatte, wie eine Gnadenstätte zu besuchen pflegte.

Das vertrocknete Männchen — der Geheimsekretär Hermelin — unterdrückte einen Seufzer und überließ sich seinem Fuchse, der in gemächlichem Trabe den drei anderen Pferden folgte.

Bei dem Erlengebüsch am Floßgraben hielt der König an und lauschte. Aus einem hinter Bäumen versteckten Gehöfte schallten erregte Männerstimmen und das laute Wehklagen eines Weibes herüber. König Carl winkte den General an seine Seite.

„Lagerkrona, Eure Pistolen!" sagte er. „Tod und Teufel, wenn ich wieder einen Hundsfott beim Plündern attrappiere!"

Er steckte die Waffen in die Holfter seines Sattels und ritt, den Begleitern voran, auf das Gehöft zu. Dort bot sich ihm ein seltsamer Anblick. Mitten unter den Schweinen, Gänsen und Hühnern, zwischen Ackergerät und Düngerhaufen, stand eine mächtige, mit vier wundervollen Schecken bespannte Reisekalesche, die mit Koffern und Kasten hoch bepackt war. Fünf oder sechs Reiter vom Regiment Ostgothland waren damit beschäftigt, den Kutscher zu fesseln und eine alte Kammerfrau, die gesonnen schien, es mit der ganzen schwedischen Armada aufzunehmen, in die Kutsche zurückzubefördern, während ein Offizier

auf der andern Seite des Wagens stand und in erregtem Tone mit einer unsichtbaren Person in dessen Innerm verhandelte.

„Der König!“ Dieses Zauberwort, von einem der Soldaten halblaut gerufen, ließ die lebhaft bewegte Gruppe wie mit einem Schlage erstarren. Die Ostgothländer standen wie versteinert, der alte Kutscher fiel auf die Kniee, und die Kammerfrau sank langsam knicksend in sich zusammen, als wollte sie in den Erdboden untertauchen.

„Was geht hier vor?“ fragte Carl.

Der Offizier zog den Degen, präsentierte und salutierte mit dem Hut. „Kapitänleutnant Sparre, Regiment Ostgothland!“ meldete er. „Ich habe Echappierte angehalten, aber der Kerl“ — er streifte den Kutscher mit einem Blick — „leistete Widerstand und mußte gefesselt werden.“

„Wer ist Seine Herrschaft?“ wandte sich der König an den Knieenden.

„Das gnädigste Fräulein von Wildenfels“, antwortete der Kutscher.

„Ein Frauenzimmer!“ sagte Carl geringschätzig. „Kapitänleutnant seit wann führt Euer König gegen Weibsbilder Krieg?“

„Eurer Majestät strenges Verbot, die kursächsischen Lande zu verlassen — die Ordre, alle Echappierten aufzugreifen und als Kriegsgefangene zu traktieren —.“ Sparre wollte sich noch weiter rechtfertigen, aber der König schnitt ihm das Wort ab und donnerte ihn an: „Spart Euch alle Excusen! Ihr hättet wissen müssen, daß das Verbot nur die Männer angeht. Aber Ihr wollt nur Beute machen! Ihr seid ärger als die Kosaken und Tartaren der Zarischen Majestät des Moskowiterreiches. Ein Weibsbild aufzugreifen!“

„Und noch dazu eine vater- und mutterlose Waise!“ mischte sich jetzt die Kammerfrau in die Unterhaltung, „ein junges schönes Fräulein, das niemand auf der Welt hat als mich —“

„Schweigt!“ rief der König, „wir haben Euch nicht gefragt!“

„Eure Majestät wollen gnädigst erlauben“, bemerkte der Offizier, „es ist nicht wegen des Fräuleins, aber belieben Eure Majestät die Pferde anzusehen. Wenn ein einzelnes Frauenzimmer mit vieren davonfährt, woher wollen Eure Majestät die Remonten nehmen?“

Die freimütige Sprache des Kapitänleutnants schien den König zu besänftigen.

„Für diesmal mag es Euch noch hingehen“, sagte er, „aber das nächstemal —“ er griff mit einer bedeutsamen Gebärde nach der Halsbinde. „Und nun sollt Ihr zur Strafe das Fräulein eskortieren.“

„Wohin geht die Reise?" wandte er sich an den Kutscher.

Ehe dieser zu antworten vermochte, öffnete sich der Kutschenschlag und eine zierliche junge Dame mit einer Fontange aus himmelblauem Musselin hüpfte aus dem Wagen, knickste respektvoll vor der schwedischen Majestät und sagte, indem sie den Offizier mit einem wütenden Blicke streifte, sehr bestimmt: „Ich wünsche und erbitte von Eurer Majestät untertänigst, ohne fernere Molestierung nach Mühlhausen durchpassieren zu dürfen. Wenn die Majestät für mich und meine Leute Passeporten ausstellen lassen wollte —"

„Dessen bedarf's nicht", entgegnete der König, während er sein Pferd so wandte, daß er ein wenig seitwärts stand und die Dame, die ihm wie das ganze weibliche Geschlecht ein Ärgernis und ein Greuel war, nicht mehr anzuschauen brauchte, „der Kapitänleutnant wird Euch mit seinen Leuten eskortieren — zur Strafe!" fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu. „Sparre", wandte er sich an diesen, „das Fräulein reist nach Mühlhausen —" er hielt inne und sah sich nach Lagerkrona um.

„Kennt ihr den Ort?" fragte er. Statt des Offiziers antwortete der Geheimsekretär. „Eine freie Reichsstadt zwischen Kursachsen und dem Erfurtischen Territorio des Erzstifts Mainz."

„Gut", fuhr der König fort, indem er Sparre scharf ansah, „Ihr bürgt mir mit Eurem Kopfe dafür, daß das Fräulein ohne Anfechtung nach Mühlhausen kommt. Und wenn Euch wieder einmal nach fremden Pferden gelüstet, so denkt daran, daß Euer König honette Soldaten und keine Straßenräuber zu kommandieren wünscht."

Das Fräulein wollte dem hohen Beschützer ein Wort des Dankes sagen, aber dieser griff sogleich an den Hut und ritt, ohne die Dame weiter zu beachten, davon. Erst als er das Gehöft hinter sich hatte, hielt er an, ließ Lagerkrona an seine Seite kommen und sagte zu ihm:

„Es ist wahr: daß uns die Gäule entgehen, ist schlimm. Aber wollten wir ein Weibsbild berauben, so würden sie am Hofe meines galanten Vetters von Sachsen noch ärger als um das verlorene Polen lamentieren."

* * *

Die ostgothländischen Reiter hatten den Kutscher unter Flüchen seiner Fesseln entledigt und mußten nun zusehen, wie er den Bock

bestieg und die Kalesche samt ihrem schönen Inhalt aus dem Hofe hinaus und über die Stoppelfelder auf Lützen zu lenkte, während sie selbst als unfreiwillige Schutzengel dem Viererzuge folgten. Sparre ritt neben dem Wagen her, betrachtete mißmutig die prächtigen Schecken und versuchte ab und zu vergebens einen Blick in das Innere der Kutsche zu tun, deren Fenster durch seidene Gardinen verhüllt waren. Die schöne Reisende, die in ihm nur den Feind sehen mochte, schien sich den Anblick des ihr aufgezwungenen Begleiters geflissentlich ersparen zu wollen. Der Offizier ärgerte sich über die Geringschätzung seiner Person beinahe noch mehr als über die seiner Meinung nach ganz unsoldatischen Rechtlichkeitsbegriffe seines Königs, die ihn so schnöde um seine Beute gebracht hatten, und er sann darüber nach, wie er für die erlittene Unbill Rache nehmen könnte. Da er aber keineswegs Carls Abneigung gegen das weibliche Geschlecht — wenigstens, solange es sich um junge und schöne Vertreterinnen handelte — teilte, so fühlte er sich außerstande, das Fräulein so gründlich zu hassen, wie es mit Rücksicht auf die Lage der Dinge am Platze gewesen wäre. Und weil er nun von der Dame nichts sah, so wollte er wenigstens etwas über sie hören und knüpfte deshalb mit dem Kutscher ein Gespräch an. Der Alte erwies sich über Erwarten redselig und erzählte, seine gnädigste Herrschaft habe aus Furcht vor den Schweden ihre Güter verlassen und gedenke in Mühlhausen, wo sie entfernte Verwandte habe, ruhigere Zeiten abzuwarten.

Die Sonne, die seit dem frühen Morgen mit Nebel und Wolken gekämpft hatte, trug endlich den Sieg davon und brannte so heiß auf das Lederdach der Kalesche nieder, daß die Insassen wohl oder übel die schweren Gardinen zur Seite ziehen und der Luft Zutritt in das Innere gestatten mußten, wenn sie nicht ersticken oder verschmachten wollten. Als der Kutscher auf dem Markte in Weißenfels um die Mittagszeit die Pferde tränkte, entsandte das Fräulein die Kammerfrau mit einem kleinen silbernen Reisebecher an den Laufbrunnen, um einen Trunk Wassers zu holen. Da verspürte Sparre eine Anwandlung von ritterlicher Gesinnung; er hielt die Alte einen Augenblick zurück, kaufte von einer Hökerin, die in der Nähe des Brunnens Obst feilhielt, einige Weintrauben und ließ sie dem Fräulein in die Kutsche bringen, wobei er der Kammerfrau auftrug, ihrer Herrschaft zu sagen, er bedaure aufrichtig, der Dame Ungelegenheiten bereitet zu haben, bitte sie aber,

die Trauben als ein bescheidenes Zeichen seiner Ergebenheit anzunehmen und mit einiger Nachsicht und gutem Appetit zu verzehren.

Sei es nun, daß das Fräulein durch diese Aufmerksamkeit ihres Begleiters überrascht und gerührt, vielleicht auch ein wenig belustigt wurde, sei es, daß sie es für gefährlich hielt, den Feind ihres Landesherrn durch Zurückweisung seiner Gabe zu kränken, genug, sie nahm zum höchsten Erstaunen ihrer alten Dienerin die Trauben an und ließ dem Spender mit ihrem Danke zugleich ihr Bedauern darüber aussprechen, daß sie ihm wider ihren Willen den Anlaß zu einem so weiten und beschwerlichen Ritte geboten habe.

Von nun an blieben die Kutschenfenster unverhüllt, auch als am Spätnachmittage die tiefstehende Sonne voll in den Wagen schien. Das Fräulein, das nach langen bangen Tagen zum erstenmal wieder das Gefühl der Sicherheit genoß, freute sich des schönen Herbsttages, der die sanftgewellten Rebenhügel der Saalufer mit einem leichten blauen Dufte umkleidete. Aber der Blick blieb nie lange in der Ferne haften, er kehrte öfter einmal in die nächste Nähe zurück und streifte dann gewöhnlich den schwedischen Offizier, der an der Seite der Kalesche schweigend seines Weges ritt und weder für die Reize der Landschaft noch für die seiner jungen Schutzbefohlenen ein Auge zu haben schien.

Das eine war bei einem rauhen Kriegsmanne verzeihlich, das andere dagegen erschien wenigstens dem Fräulein von Wildenfels, dem es bisher unter den galanten Landsleuten nie an Anbetern gefehlt hatte, absonderlich. Denn die Offiziere der schwedischen Majestät standen in dem Rufe, ihren König in der Kenntnis und Wertschätzung des schönen Geschlechts meilenweit hinter sich zurückzulassen. Und wie sie den Kapitänleutnant nun in aller Ruhe betrachtete, bemerkte sie plötzlich, daß er, obwohl er den Vierzigen nahe sein mochte, kein übler Mann war, und daß ihm der stille Ernst, der sich in seinen Zügen aussprach, gut zu Gesichte stand. Ein Stutzer, wie so viele seinesgleichen, war er offenbar auch nicht; das kurzgelockte Haar und der struppige Schnurrbart verrieten zu Genüge, daß er auf seine äußere Erscheinung wenig Sorgfalt verwandte, wie er denn auch jeden Schmuck zu verschmähen schien und einen Degen mit einfachem stählernen Gefäße trug. Was die Dame weiter für den Offizier einnahm, war die Fürsorge, die er seinem Pferde angedeihen ließ. Bei jeder Steigung des Weges stieg er ab und führte den Braunen am Zügel, manchmal klopfte er ihm

beinahe zärtlich den Hals oder schlug nach den Bremsen, die sich dem Tiere an Brust und Flanken setzten.

Kurz vor Naumburg stand ein altes Bauernweiblein am Wege, das sich damit abmühte, einen mit Kohlköpfen gefüllten Tragkorb aufzubuckeln. Da sprang Sparre vom Pferd und eilte der Alten zu Hilfe, die freilich, seine menschenfreundliche Absicht verkennend, Miene machte, ihren Kohl im Stiche zu lassen und querfeldein zu entfliehen, sich aber durch einen fröhlichen Zuruf des Schweden bald beruhigen ließ.

Das Fräulein in der Kalesche hatte den Vorgang beobachtet und wieder die Gelegenheit wahrgenommen, zwischen ihrem Begleiter und den schönfrisierten und gepuderten Herrchen, die sich daheim um ihre Gunst zu bemühen pflegten, Vergleiche anzustellen. Jene, das wußte sie genau, würden, so eifrig sie sich auch im Dienste junger Damen zeigten, eines alten Bauernweibes wegen gewiß nicht ihrer Bequemlichkeit ein Opfer auferlegt haben.

In Naumburg, wo man das erste Nachtquartier nehmen wollte, trafen die Reisenden zu früher Abendstunde ein. Hier erwies sich Sparre, der trotz seiner bürgerlichen Abkunft im Pagenkorps gestanden und als junger Offizier einmal die königlichen Prinzessinnen von Malmö nach Upsala begleitet hatte, als gewiegter Reisemarschall. In der Herberge angelangt beschied er den Wirt zu sich, empfahl ihm die Wünsche des Fräuleins aufs sorgfältigste zu erfüllen und wählte selbst für seine Schutzbefohlene und deren Dienerin die Kammern aus. Dann befahl er in der Wirtsstube eine Tafel zu decken und das Beste, was Küche und Keller böten, aufzutragen. Inzwischen hatte der Kutscher die Schecken ausgespannt und mit Hilfe zweier Soldaten die Kalesche in einen Schuppen geschoben, worauf der Offizier den Teil des Reisegepäcks, der nach des Kutschers Versicherung die Garderobe des Fräuleins enthielt, durch zwei seiner Reiter in das Logement schaffen ließ.

Die Dame wurde durch die Umsicht des Kapitänleutnants aufs angenehmste überrascht, sie gestand sich im stillen, daß das Reisen unter dem Schutze eines erfahrenen Mannes keine so unbequeme Sache sei, wie sie gefürchtet hatte, und dankte der Vorsehung, die ihr auf eine so seltsame Art die Mühe ersparte, sich selbst um Quartier und Verpflegung bekümmern zu müssen. Fast schien es, als wäre sie in der kurzen Zeit schon ein wenig verwöhnt worden, denn die alte

Kammerfrau, die ihr, bevor man zu Tische ging, beim Umkleiden helfen mußte, konnte der gnädigsten Herrschaft heute nichts nach Wunsch machen und vermochte kaum einen Seufzer zu unterdrücken, als ihre Herrin dreimal hintereinander eine Neuordnung der Stirnlöckchen verlangte. Als die Frauen dann in die Wirtsstube hinunterkamen, fanden sie einen Tisch sauber gedeckt und mit einem Strauß bunter Herbstblumen geschmückt. Aber es waren nur zwei Gedecke gelegt, weshalb die Alte nicht ohne Verstimmung das aufwartende Mädchen fragte, wo sie denn ihr Mahl einnehmen sollte.

„Will Sie denn nicht mit Ihrer Herrschaft speisen?" entgegnete die Gefragte, „dieser Platz ist für Sie bestimmt, so hat es der Herr Offizier angeordnet."

„Und wo speist der Herr Offizier?" fragte jetzt das Fräulein von Wildenfels.

„Der hat noch mit den Pferden zu tun und will später essen — wenn das gnädige Fräulein sich zurückgezogen haben."

„Mit den Pferden zu tun!" sagte die Dame, während ein Schatten von Enttäuschung über ihr Antlitz flog, „wozu hat er seine Soldaten? Geh Sie in den Stall und sage Sie dem Herrn, ich ließe ihn bitten, das Mahl mit uns zu teilen."

Die Aufwärterin ging und kam nach einigen Augenblicken mit dem Bescheid zurück, der Herr ließe für die gnädige Invitation danken, aber er könne noch nicht kommen, weil er dem Schecken mit der Ramsnase, der nicht fressen wolle, zuvor das Maul mit Essig waschen müsse. Da ließ das Fräulein zurückfragen, ob das der Kutscher nicht ebensogut verrichten könnte. Worauf wiederum die Antwort kam: Der Kutscher habe mehr denn genug mit den drei andern zu tun.

Die Dame mußte sich also wohl oder übel zufrieden geben, suchte den Ärger über den Eigensinn ihres Kavaliers hinunterzuschlucken und nahm das Mahl ziemlich schweigsam ein. Als der Offizier endlich erschien, war sie gerade fertig geworden, erhob sich, ging mit einem kühlen Gruß an ihm vorüber und ließ sich den Abend nicht wieder blicken.

Am andern Morgen stand die Kalesche zur Abfahrt bereit im Hofe, die Ostgothländer saßen mit Ausnahme von zweien, die das Gepäck auf den Wagen zu laden hatten, im Sattel, während Sparre vor der Tür auf- und niederging und die Frauen erwartete. Als das

Fräulein erschien, öffnete er den Kutschenschlag und entschuldigte sich mit einfachen Worten, daß er am Abend zuvor dem Befehle der Dame, ihr bei Tisch Gesellschaft zu leisten, nicht entsprochen habe. Das Pferd habe ihm Sorge gemacht, sei aber jetzt wieder wohlauf und gebrauchsfähig. Hätte er sein bewährtes Mittel nicht angewandt, setzte er hinzu, so würde man heute wahrscheinlich genötigt gewesen sein, in Naumburg liegen zu bleiben, und damit wäre dem Fräulein gewiß nicht gedient gewesen.

Das Fräulein von Wildenfels mußte dem Schweden Recht geben, obgleich ihr eine Verzögerung der Weiterreise durchaus nicht so unangenehm erschien, wie der Offizier offenbar voraussetzte. Sie dankte ihm für seine Bemühungen, bemerkte aber, als sie in der Kalesche saß, zu der Kammerfrau: „Ich glaube, die Schecken liegen ihm mehr am Herzen als wir beide. Um meinetwillen hätte er sich gewiß nicht so inkommodiert."

Die Alte, die ohnehin nicht besonders auf Sparre zu sprechen war, pflichtete ihrer Herrin mit großem Eifer bei: „Das will ich meinen", sagte sie, „ich hatte nach der langen Fahrt auch keinen Appetit, aber mir hat er, mit Verlaub, das Maul nicht mit Essig gewaschen."

Im Laufe des Tages fand das Fräulein, während die Pferde getränkt wurden, Gelegenheit, mit dem Kutscher zu reden. Dieser konnte sich im Lobe des Offiziers nicht genug tun und meinte, gegen den sei der Dorfschmied daheim ein Pfuscher und Stümper. Der Ramsnäsige sei schon die letzten Tage nicht recht auf dem Damm gewesen, aber der Herr habe ihn gleich kuriert, und nun ziehe er besser als die anderen. Und zweimal in der Nacht sei der Herr in den Stall gekommen und habe nach den Gäulen gesehen. Um die Schecken sei er besorgter als um das eigne Roß. „So einen", setzte der brave Mann vertraulich hinzu, „müßte das gnädigste Fräulein als Hausverwalter auf Dero Gütern haben. Alsdann würden nicht wieder soviele Kühe an der Darmgicht krepieren."

Am Abend des zweiten Reisetages langte man in Heldrungen an. Hier war in dem bescheidenen Gasthofe nur Platz für vier Pferde, weshalb die Schweden Quartiere in der Nachbarschaft beziehen mußten. Zur größten Verwunderung der alten Kammerfrau begab sich das Fräulein diesmal nicht erst in die Gastkammer, sondern ging in den Stall und setzte sich, ohne von dem dort schon anwesenden Offizier

Notiz zu nehmen, auf die Haferkiste. Von dort aus sah sie zu, wie der Kutscher die Schecken versorgte, während Sparre neben dem Ramsnäsigen stand und den Hals des schönen Tieres streichelte. Plötzlich sah der Offizier das Fräulein an seiner Seite.

„Ich habe mich davon überzeugt, daß er frißt", sagte sie bestimmt, „Ihr werdet also heute eine andre Ausrede ersinnen müssen, Herr Kapitänleutnant, wenn Ihr etwa die Absicht habt, Euch wieder beim Vespermahle unserer Gesellschaft zu entziehen."

„Daran denke ich gar nicht", sagte der Schwede ruhig, „aber zuvor müßt ihr mich einladen."

„Das soll auf eine schickliche Manier geschehen", sagte die Dame lachend, eilte ins Haus und trug der Kammerfrau auf, in den Stall zu gehen und dort auszurichten, daß ihre gnädigste Herrschaft, das Fräulein von Wildenfels, sich die Ehre gebe, den wohl- und edelgeborenen Herrn Kapitänleutnant Sparre von Sr. Schwedischen Majestät Ostgothländischen Reitern zu einem Gericht blauer Forellen einzuladen. Sparre ging auf den Scherz ein, verehrte der Alten einen Taler als Douceur und gab ihr einen von seinen Leuten mit, der dem Fräulein bestellen mußte, der Herr Kapitänleutnant danke ihrer hochadligen Gnaden gehorsamst für die gnädigste Invitation und werde sich pünktlich einstellen.

Damit war das Eis gebrochen, und als man bald darauf bei Tische saß, kam die Unterhaltung ohne sonderliche Anstrengung der Beteiligten in Fluß. Das Fräulein erkundigte sich mit großem Eifer nach der militärischen Laufbahn ihres Begleiters, insbesondere nach seinen Erlebnissen während der letzten Kriegsjahre. Sparre gab auf ihre Fragen in einfachen und aufrichtigen Worten Auskunft, sprach von sich selbst aber mit großer Zurückhaltung und hielt es nicht einmal für der Mühe wert, seine Teilnahme an der Erstürmung Lembergs zu erwähnen, wo es einigen Kavallerieregimentern, die der König in der Nacht vorher selbst im Gebrauch der Handgranaten unterrichtet hatte, gelungen war, ohne Unterstützung durch grobes Geschütz eine bis dahin nie bezwungene Stadt zu nehmen. Mit desto größerer Wärme erzählte er von seiner Heimat und von seiner alten treuen Mutter, die trotz ihrer Jahre das kleine Familiengut — „es ist nur eine Bauernhufe", erklärte er — rüstig bewirtschafte. „Sechs Jahre sinds, daß ich die Mutter nicht gesehen habe", berichtete er, „aber an den hohen Festtagen fährt sie

nach Kalmar, und dann muß ihr der Pastor einen Brief an mich aufsetzen, den nimmt der Stockholmer Kurier mit nach Deutschland." Dabei leuchteten die Augen des Mannes so hell, daß das Fräulein, einer plötzlichen Eingebung folgend, ihm über den Tisch hinweg die Hand reichte und dabei sagte: „Herr Kapitänleutnant, wenn Ihr Eurer Mutter einmal schreibt, so grüßt sie von einem Frauenzimmer, das nichts tun kann, als den lieben Gott bitten, er möchte sie Euch noch recht lange gesund erhalten."

Sie erhob ihr Glas und setzte es mit den Worten „Auf Eurer Mutter Wohlergehen!" an die Lippen. Der Schwede dankte, verfiel aber sogleich in ein nachdenkliches Schweigen, das sich sein schönes Gegenüber gar nicht zu erklären vermochte. Die Antwort, die sie erhielt, als sie ihn deshalb befragte, war nicht minder seltsam.

„Ich denke darüber nach", sagte er, „wie unrecht ich doch tat, daß ich als meiner Mutter einziger Sohn Soldat wurde. Die alte Frau müht sich jahraus jahrein von früh bis spät, und ich, ein rüstiger Mann, liege im Felde und bin für sie ein Verlorener."

„Aber ihr habt doch Euer Metier, das Euch ernährt und das Ihr liebt", wandte das Fräulein ein, „und Euer König läßt Euch an seinem Ruhme teilnehmen —"

Sparre machte eine abwehrende Bewegung. „Die Majestät behält den Ruhm für sich", sagte er, „und der Sold ist knapp genug. Und wenn man einmal Beute machen will, so kommt einem der Teufel oder der König selbst dazwischen."

Er sah bekümmert aus, aber die Dame konnte doch ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Mit mir habt Ihr freilich Unglück gehabt", bemerke sie.

„Ja", gestand er ehrlich, „es ist ein wahrer Jammer, daß Ihr ein Frauenzimmer seid. Wäret Ihr ein Mannsbild gewesen, so gehörten Eure Schecken jetzt mir."

„Ich wünsche Euch, daß Ihr ein andermal glücklicher sein möchtet", sagte das Fräulein belustigt, „nicht zum wenigsten der Frauen wegen. Denn Ihr würdet ihnen sonst gewiß bald so gram werden wie Euer König."

„Das hat keine Not", meinte der Schwede, „so lange es so hübsche und liebenswürdige gibt, wie Ihr seid. Und, im Vertrauen, der König haßt die Frauen nur, weil er ihre Macht fürchtet."

„Solche Furcht kennt Ihr wohl nicht?“ fragte sie lachend.

„Nein“, erwiderte er bestimmt, „wir Ostgothländer fürchten nichts als die ewige Verdammnis.“

„Und doch habt Ihr nicht geheiratet?“

„Ein Offizier und heiraten? Dazu reicht der Sold nicht aus. Und zum Abdanken bin ich nicht reich genug. Werde wohl mein Leben lang bei der Fahne bleiben müssen.“

„Wie aber, wenn Ihr eine Frau fändet, die begütert genug wäre, Euch von der Fahne loszukaufen, und die sich nicht besinnen würde, Hab und Gut mit einem wackern Soldaten zu teilen?“

Sparre stutzte einen Augenblick und sah die Sprecherin verwundert an. Dann lachte er laut auf.

„Warum nicht?“ sagte er, „ich würde mich nicht lange besinnen. Aber ein solches Frauenzimmer könntet Ihr in ganz Schweden vergebens suchen.“

„Ihr müßt Eure Landsmänninnen freilich besser kennen als ich“, entgegnete sie. Aus dem Ton ihrer Stimme klang ganz leise die Verstimmung darüber durch, daß der Offizier bei der Erwägung einer solchen Möglichkeit nur an die blonden Töchter seiner Heimat dachte.

Als sie nach beendetem Mahle in ihre Kammer ging, trat sie ans Fenster und schaute eine Weile in die stille Herbstnacht hinaus. Die Dienerin mußte sie daran erinnern, daß es Zeit sei, zur Ruhe zu gehen. Sie ließ sich schweigend von der Alten auskleiden, dann aber schien sie plötzlich aus ihrer Träumerei zu erwachen, hielt die Kammerfrau, die sich zurückziehen wollte, am Arme fest und sagte: „Was meint Sie dazu, ob es wohl ein verdienstliches Werk wäre, wenn wir der schwedischen Majestät einen Offizier wegkaperten?“

Die brave Alte blieb mit offenem Munde stehen.

„Einen Offizier wegkapern?“ wiederholte sie. „Wie wäre das möglich; der Schweden sind sechse und wir sind zu dreien. Und Euer Gnaden und ich sind noch dazu schwache Frauenzimmer.“

Das Fräulein lächelte und schob die Dienerin sanft zur Thür. „Ach“, sagte sie, „ich sehe schon, mit Euch kann ich keinen Kriegsplan entwerfen. Ihr seid so alt geworden und wißt noch nicht, daß es Kämpfe gibt, aus denen der Schwächere als Sieger hervorgeht.“

* * *

Um die Mittagsstunde des vierten Reisetages langte man in Mühlhausen an. Das Fräulein, das seine Ankunft den Verwandten erst melden lassen wollte, stieg im Gasthofe ab, während die schwedischen Reiter vor dem Stadttore hielten und auf die Rückkehr ihres Offiziers warteten, der seine Schutzbefohlene ganz allein bis zur Herberge begleitete. Als die Kalesche hielt, sprang der Kapitänleutnant vom Pferde, öffnete den Kutschenschlag und wollte sich von der Dame verabschieden. Aber das Fräulein wies seine Hand zurück und sagte:

„Ihr scheint es recht eilig zu haben, zu Eurer Fahne zurückzukehren. Wollt Ihr mir nicht wenigstens noch beim Frühstück Gesellschaft leisten? Ich dächte bei einem Becher Weins ließe sich besser Abschied nehmen, als hier auf der Gasse.“

Sparre warf die Zügel einem Knechte zu und folgte der Dame in die Gaststube. Das Frühstück schien ihm jedoch nicht sonderlich zu munden, er war bald fertig, stürzte den Wein hastig hinunter und erhob sich. Er wollte sich noch einmal entschuldigen, daß er ihr Ungelegenheiten bereitet hatte, aber er konnte die rechten Worte nicht finden. Sie wollte ihm für seinen Schutz und seine Hilfe danken, doch er ließ sie über den Anfang ihrer Rede nicht hinauskommen, beugte sich rasch über ihre Hand und küßte sie. Dann wandte er sich um und eilte festen Schrittes der Tür zu.

„Hier hätte es glücken können“, bemerkte die alte Kammerfrau nach einer Weile, „hier waren wir zu dreien gegen einen. Warum haben Euer Gnaden ihn nicht arretieren lassen?“

„Nun ist's zu spät“, entgegnete das Fräulein mit wehmütigem Lächeln, „er hat die Flucht ergriffen. Jetzt werde ich wohl selber nachsehen müssen, ob die Pferde gut versorgt sind.“ Sie stand auf, verließ die Gaststube und ging über den Hof, wo der Kutscher den Wagen putzte, geradeswegs in den Stall.

Als sich ihr Auge an die Dunkelheit drinnen gewöhnt hatte, sah sie, daß neben einem der Schecken ein Mann stand, der seinen rechten Arm um den Hals des edlen Tieres gelegt hatte und mit der Linken die glatte weiche Ramsnase streichelte. Es war der Offizier, der nun auch von den Pferden seiner Schutzbefohlenen Abschied nahm. Er mochte die Eintretende nicht bemerkt haben, denn er verharrte noch eine Weile in seiner Stellung, ehe er sich umwandte, um zum nächsten Pferde zu gehen. Dabei sah er die Dame.

„Ich wußte, daß ich Euch hier finden würde, Herr Kapitänleutnant", sagte sie ruhig, „und deshalb kam ich her. Die Schecken gefallen Euch und sie würden längst Euer Eigentum sein, wenn ich nicht zufällig ein Frauenzimmer wäre. Das ist nun freilich nicht meine Schuld, läßt sich auch nicht ändern, aber ich möchte nicht, daß Ihr deshalb mit bittern Gedanken meiner gedächtet. Ich bedarf der Pferde nicht mehr, hier auf dem Pflaster der engen Gassen würden sie ohnehin zu Schaden kommen; ich will mich ihrer entäußern und weil ich weiß, daß Ihr sie gut halten werdet, so bitte ich Euch, sie als ein Geschenk von mir anzunehmen."

Sparre rang eine Sekunde lang nach Worten, dann wischte er sich mit der Hand über die Augen, verbeugte sich gegen das Fräulein und erwiderte mit bewegter Stimme: „Für Eure Absicht und Eure freundliche Gesinnung danke ich Euch von Herzen. Aber ein Mann soll kein Geschenk annehmen, das er nicht erwidern kann. Ich kann Euch nichts geben" — er ergriff mit einer leidenschaftlichen Bewegung ihre Rechte und bedeckte sie mit Küssen — „ich habe nichts als meinen guten Namen und meinen Degen."

Sie entzog ihm ihre Hand nicht und sah still lächelnd auf ihn hinab.

„Mit dem Degen würde ich freilich wenig anfangen können", sagte sie, „denn ich bin ja nur ein Frauenzimmer, aber wenn Ihr mir wirklich Euren Namen geben wolltet — darüber ließe sich schon reden."

Er verstand, was sie meinte und zog sie an sich. Und während der kursächsische Gesandte im Schlosse zu Altranstädt das Instrument unterzeichnete, das den Kurfürsten der Polnischen Krone beraubte, schlossen zwei Untertanen der feindlichen Souveräne im Gasthofstalle der alten Reichsstadt ein Bündnis, dessen Bedingungen zwar nicht von Diplomaten stipuliert und verklausuliert wurden, das aber ehrlicher und fester war als alle klug erwogenen Abmachungen der Herren Minister, Geheimsekretäre und Referendare.

* * *

Acht Tage später ritt die schwedische Majestät mit der gewohnten Begleitung wieder über die Felder nach Lützen. Auf dem Hügel zwischen Kötzschau und Lehna hielt der König an, um die langen Züge

der Lastkamele an sich vorüber passieren zu lassen, die mit Getreide beladen langsam vom Fouragieren zum Lager heimzogen. Plötzlich richtete er sich im Sattel empor und spähte scharf in die Ferne.

„Tod und Teufel, Lagerkrona!“ wandte er sich an den General, „seht Euch einmal dort drüben die Kalesche an — die mit den Schecken — sollte das nicht die Kutsche sein, die wir neulich unsern Ostgothländern abgejagt haben?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, sprengte er, von seiner kleinen Suite gefolgt, den Hügel hinab geradeswegs auf das Fuhrwerk zu, das sich, von den Reitern eskortiert, gemächlich in der Richtung auf Altranstädt zu bewegte.

„Halt!“ donnerte der König, als er des Offiziers ansichtig wurde.

Sparre parierte den Gaul und salutierte.

„Kapitänleutnant Sparre, Regiment Ostgothland“, meldete er.

„Hattet Ihr nicht strengen Befehl, das Fräulein nach — wie heißt der Ort, Hermelin? —“ Er sah sich nach dem Geheimsekretär um.

„Mühlhausen, Eure Majestät, eine freie Reichsstadt —“

„Nach Mühlhausen zu bringen?“ fuhr der König fort, und die Adern an seiner hohen Stirn schwollen.

„Eurer Majestät Befehl ist ausgeführt“, entgegnete der Offizier ruhig, indem er den Hut mit ausgestrecktem Arme weit von sich abhielt und Carl scharf in die Augen sah, „das Fräulein von Wildenfels ist ohne Anfechtung und Molestierung in Mühlhausen angelangt.“

Der König ritt an die Kalesche hinan und warf einen Blick durch das Fenster. Seine Züge verfinsterten sich mehr und mehr.

„Was?“ rief er, „in Mühlhausen angelangt? Und wer ist denn das Frauenzimmer hier in der Kutsche?“

„Eurer Majestät gehorsamst zu dienen: die Frau Kapitänleutnantin Sparre.“

„Herr des Himmels und der Erde! Soll das heißen, daß Ihr das Frauenzimmer geheiratet habt?“

„Eure Majestät sprechen es aus.“

„Kapitänleutnant“, sagte der König, und um seine Mundwinkel spielte ein halb mitleidiges, halb verächtliches Lächeln, „Ihr habt Euch selbst die Rute gebunden, die Euch für Eure Torheit gebührt. Ein Kerl mit grauem Haar vergafft sich in ein Weibsbild und heiratet es.“

Sparre näherte sich dem Erzürnten ein wenig, schaute sich behutsam nach der Kalesche um und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Belieben Eure Majestät zu bedenken, daß auf diese Manier die Pferde schwedisch geworden sind."

„Das habt Ihr freilich erreicht", entgegnete der König und streifte die wohlgenährten Tiere mit dem Auge des Kenners, „aber was soll ich nun mit Euch anfangen? Ein Offizier, der sich einem Frauenzimmer gefangen gibt, ist vor der Front nicht zu gebrauchen; kassiere ich Euch, so nehmt Ihr bei meinem durchlauchtigen Vetter Dienste, und die Gäule werden wieder sächsisch, ich werde Euch also auf eine andere Art versorgen müssen."

Er schaute ein paar Sekunden lang sinnend in die Ferne und wandte sich dann an Lagerkrona.

„Was meint die Exzellenz dazu, wenn wir ihn zum Kommandanten von Wismar machten?"

„Eure Majestät befahlen, daß der Oberst Cederhjelm —"

„Richtig — Cederhjelm. Ist das Patent schon ausgestellt?"

„Es bedarf nur noch Eurer Majestät Subskripts."

„Nein. Cederhjelm soll bei der Front bleiben. Wir können ihn hier besser gebrauchen. Er hat bei Narwa einen Arm und bei Kowno ein Auge verloren, da werden die sächsischen Frauenzimmer wohl keine Attacken auf ihn machen."

Er wandte sich wieder an Sparre.

„Ihr geht nach Wismar. Morgen könnt Ihr Euch das Patent auf der Kriegskanzlei holen und übermorgen sollt Ihr reisen."

Der Offizier wollte der Majestät für die gnädige Beförderung danken, aber der König winkte ab und ritt in tollem Galopp davon.

Als sich Sparre umschaute, erkannte er, was den nordischen Löwen in die Flucht getrieben hatte.

Die junge Frau war aus der Kalesche gestiegen, um ihren Dank mit dem ihres Gatten zu vereinen.





Ruhe.

Nun geh'n auch meine Träume schlafen,
Die immer wachen,
Und in den totenstillen Hafen
Steuert mein Nachen.

Nur hie und da ein Lichtgefunkel
Einsamer Sterne;
Und meine Seele flieht in's Dunkel
Dämmernder Ferne.

Felix Hübel.

Abend auf dem Wasser.

Von meinem Ruder rinnen die Tropfen,
Grau sind sie wie Blei, oder grau wie Tränen,
Oder grau wie ein nie gestilltes Sehnen —
Ich glaube, ich höre Dein Herze klopfen.

Ich möchte so gern dir etwas sagen,
Doch bist du so still. Warum sprichst du nicht?
Deine Hände sind weiß wie Mondeslicht —
Ich glaube, ich höre dein Herze schlagen.

Wie finster es wird! Ein grauschwarzes Dämmern
Dampft aus dem Wasser; und dein Antlitz so düster!
Aus dem Schilfe droht gespenstisch Geflüster —
Ich glaube, ich höre dein Herze hämmern.

Und von dem Ruder rinnen die Tropfen,
Grau sind sie wie Blei und müde wie Tränen.
Verzehrt vielleicht dich das gleiche Sehnen? —
Ich glaube, ich höre dein Herze klopfen.

Felix Hübel.



Auf sächsischen Landstraßen in den Jahren 1810/1811.

Von Dr. Ferdinand Grautoff.

Aus dem literarischen Nachlaß meines Großvaters besitze ich zwei Tagebücher, die über zwei Fußreisen, in den Jahren 1810 und 1811 von Leipzig aus unternommen, recht interessante Aufzeichnungen enthalten. Mein Großvater, Ferdinand Heinrich Grautoff (* 27. Mai 1789 zu Kirchwärder bei Hamburg † als Professor und Bibliothekar in Lübeck am 14. Juli 1832) bezog zu Ostern 1810 als Student der Theologie die Universität Leipzig. Schon als solcher hat er häufig in der Leipziger Neukirche (Matthäikirche) gepredigt, und war auch vielfach literarisch tätig; eine damals in und um Leipzig viel gelesene Zeitschrift enthielt zeitweise nur Aufsätze aus seiner Feder. Später in Lübeck wandte er sich ganz der historischen Forschung zu. Über seine Erinnerungen aus den Tagen der Schlacht bei Leipzig hat er später eine eigene Schrift veröffentlicht — er war damals Instruktor eines in Leipzig studierenden Grafen Solms-Laubach und betätigte sich eifrig an der Krankenpflege, wobei er vom Lazaretfieber ergriffen wurde.

In den beiden Reisetagebüchern berichtet Grautoff über die Erlebnisse auf zwei Ferienwanderungen, die er als Student ausführte. Die erste Reise ging im Herbst 1810 von Leipzig über Dessau, Jüterbog nach Baruth, und zurück über Luckau, Torgau, Eilenburg. Das zweite Tagebuch schildert die Wanderung von Leipzig über Torgau, Lübben, Baruth nach Berlin und Potsdam und zurück.

In solchen Tagebüchern steckt ein Stück Kulturgeschichte. Sicher sind auch in anderen Familien derartige Zeugnisse der Vergangenheit, die nicht von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt gewesen sind, noch vorhanden; es wäre zu wünschen, daß sie der Öffentlichkeit nicht

vorenthalten würden. Sind die einzelnen Beiträge, wie die nachfolgenden, auch nur bescheidener Art, so vermögen sie doch hie und da die Farben einer unserem Vorstellungsvermögen langsam entschwindenden Vergangenheit aufzufrischen. Das Bild der großen politischen Ereignisse ist dank der intensiven Arbeit der historischen Forschung so gut wie feststehend, aber vom täglichen Leben unserer Vorfahren wissen wir im Grunde genommen nicht allzu viel; da ist jedes Mosaiksteinchen schließlich willkommen, und gerade hier sind Familienarchive reiche kulturgeschichtliche Quellen. Eins setzt uns Kinder des 19. und 20. Jahrhunderts beim Durchblättern solcher alter Tagebücher immer aufs neue in Staunen: die Energie, mit der sich unsere Großeltern abends nach anstrengenden Tagemärschen noch beim qualmenden Kerzenlicht hinsetzten, um ihre kleinen Erlebnisse zu Papier zu bringen. Wer von uns würde sich heute noch zwingen mögen, nach einer zehnstündigen Fußwanderung die tagsüber gesammelten Eindrücke zu Papier zu bringen? Und dabei reisen wir bequemer, schneller, mit dem Bädecker oder Meyer in der Tasche. Trotzdem überliefern wir unsren Enkeln als kulturgeschichtliches Ergebnis unserer Wanderfahrten höchstens einen Kasten mit — Ansichtskarten.

Ich gebe in dem Folgenden aus den Tagebüchern meines Großvaters nur das wieder, wovon ich annehme, daß es sächsische und Leipziger Leser interessiert. Der Ausdruck „sächsische Landstraßen" bezieht sich natürlich auf das damalige Sachsen, begreift also die jetzige Provinz Sachsen mit in sich. Ich beginne mit dem zweiten Tagebuche.

* * *

Die Schweine von Taucha. Der Apothekerschnaps. Menschenhaß und Reue. Eulalia.

Eilenburg 10. April 1811. Heute mittag um 2 Uhr ging ich aus Leipzig. Das gute Leipzig gab mir einen niedlichen Abschiedsschreck mit auf den Weg — Regen genug, um in fünf Stunden bis aufs Hemd naß zu werden. Ich lachte darüber und war mit den drei Studenten, die mich zwei Stunden weit begleiteten, recht froh und vergnügt. In Taucha, jener berühmten Stadt, worin zweimal so viel Schweine als Menschen und wiederum zu Marktzeiten zweimal so viel Spitzbuben als Schweine hausen, wo ein ungepflasterter Marktplatz, die Zierde der Stadt, im Herbst und Frühjahr von den Schweinen als Badeplatz, im Winter von der munteren Jugend als Schlittenbahn, im Sommer von den Wäscherinnen

als Bleiche gebraucht wird, in diesem weltberühmten Taucha ging ich zu meinem Herzens- und Magenfreund, dem Apotheker. So wie auf der Reise von Hamburg nach Lübeck als die größte Merkwürdigkeit die preiswürdige Wermuthsdestillation in Casdorf befunden wurde, so ist auch auf dem Wege von Leipzig bis Eilenburg nichts merkwürdiger als die Liqueurfabrik in der Apotheke zu Taucha. Doch nein, ich will nicht lügen, denn mir ward das Glück, etwas, wenn nicht Merkwürdigeres, so doch Interessanteres zu begegnen. Es war dies eine junge Philisterseele, die dem Glanze meines Ziegenhainers nachging und mit mir bis Eilenburg wanderte. Ich hielt das Subjekt anfangs für einen Knopf- oder Kammmacher — beider Physiognomien sind nach Lavater und Lichtenberg fast dieselben — allein wie erschrak ich, als er mir offenbarte, daß er Schauspieler sei. In der Tat ward es mir schwer, einen Menschen mit einer, gleichviel ob Knopf- oder Kammacherphysiognomie, der Sprache nach ein Rebhuhn, dem Leibgurte nach ein Ochsenhändler, der Fußbekleidung aber und der Kniebiegung nach zu urteilen Leipziger Stadtsoldat — schwer, sage ich, ward es mir, einen solchen Menschen für einen Priester Thaliens zu halten. Er erzählte mir aber bald, daß er bereits seit sechs Jahren zweiter Liebhaber, seine Frau aber schon seit eben so langer Zeit erste Liebhaberin bei der Karnerschen Truppe sei, und daß diese Truppe — Bande würde man sie richtiger nennen — nächstens „Menschenhaß und Reue" aufführen werde. Da konnte ich nun nicht mehr zweifeln und mußte mich freuen, so angenehme Gesellschaft gefunden zu haben. Die Strecke Weges bis zum nächsten Wirtshause ward nicht viel gesprochen; ganz im Geheimen den Himmel anklagend, der sich in ziemlich großen Tropfen auf sie herabließ, trabte der Musensohn mit seiner Muse Priester des nassen einsamen Weges dahin. —

Im Wirtshause zu Faulanger (Jeesewitz) aber machte ich die Zunge meines Hierophanten durch einige Gläser oft geläuterten Lebenswassers so beweglich, daß er mir die innersten Winkel seines Herzens und seines Gedächtnisses — eigentlichen Verstand hatte er gar nicht — ohne Rückhalt aufschloß. Er erzählte mir, wie er als Unbekannter, seine Frau als Eulalia im nächsten Stücke auftreten werde, freute sich unverhohlen wie in Leipzig die Bücklinge jetzt so wohlfeil wären, rezitierte mir die lange Erzählung aus seiner Rolle, lobte das geistreiche Getränk neben sich und meine Freigebigkeit, klagte aber laut über die Härte seines Direktors und die Eitelkeit seiner Frau. Der arme Teufel schien auch ziemlich unter dem Pantoffel zu stehen, er trug an seiner Frauen Sünden schwerer als ich an der meinen. Der ganze Putz Eulaliens, ein langes Schleppkleid von Zindeltaffet und ein Hut von weißem Battist, ruhte auf seinen Schultern, nebenbei trug er noch einen jungen Pudel — eine Überraschung für die zärtliche Gemahlin; das arme Tier lamentierte fürchterlich.

So zogen wir im angenehmen Regen die Straße weiter, rezensierten das Leipziger Theater und freuten uns der schönen Diskanttöne des

seufzenden Pudels. Und so mitten in der angenehmsten Unterhaltung fiel Eulaliens gesamte Garderobe uns zu Füßen. Der Regen hatte die Papierhülle erweicht; das Unglück war also ganz natürlich, ein Unglück aber blieb es doch, weil gerade das Plätzchen, wo sich die Reue vor dem Menschenhaß hinwarf, nicht ausgesucht reinlich war. Mein Amoroso verlor indessen keineswegs die Fassung. Das Kleid steckte er in die Tasche, den Hut wickelte er aber ganz säuberlich in sein Schnupftuch. Beiläufig muß ich sagen, daß der gute Freund Tabak schnupfte, einzig, wie er sagte, um dadurch auf dem Theater zu komischen Situationen Anlaß zu geben. Schade, daß es ihn heute gerade in eine so tragische Situation brachte. Nach fünf Minuten nämlich war der weiße Battist mit bräunlichen Blumen gemustert; das Schnupftuch hatte sich darauf abgedruckt. Der Schrecken des unglücklichen Ehemanns war übermäßig, die Furcht vor der Gardinenpredigt ließ ihn kein Wort weiter reden, und so zogen wir denn ganz in der Stille unter beständigem Regen, aber schon ganz im Dunkeln in Eilenburg ein. Der arme Teufel dauerte mich wirklich; während ich hier beim Abendessen sitze, wird er, doch gewiß nicht weniger müde als ich, die Leiden des Ehestandes gar schauderhaft fühlen müssen.

* * *

Scheuerfest in Eilenburg. Der betrunkene Nachtwächter. Torgaus Umwandlung zur Festung. Chinesischer Kaffee. Sächsische Osterkuchen.

Torgau, 11. April 1811. Um 7 Uhr ging ich heute früh aus Eilenburg. Von der Stadt kann ich nichts sagen, als daß sie bei meiner Abreise beim Reinmachen beschäftigt war. Das sämtliche weibliche Personal bekriegte mit Besen und Borstwischen den Staub und die Spinnen, um es sich in den Ostern in den gescheuerten und gebohneten Stuben so behaglich wie möglich zu machen. Die Damen nehmen sich nie schlechter aus als beim Reinmachen, nie besser als beim Plätten, da ihnen das heiße Eisen zur Schminke verhilft. Die Eilenburger Frauen und Jungfrauen sah ich nur bei dem großen Kehr-, Scheuer- und Bohnerfest, es ist daher vielleicht nicht so, wie es mir schien, daß sie nämlich grundhäßlich sind.

Noch ehe ich durch die Vorstädte — richtiger heißt es: städtische Vordörfer — kam, war ich schon mit einem artigen Schneemantel überzogen; ich freute mich über den weißen Pelz, und ging in philosophischer Ruhe mit preußischem Grenadierschritt ein und eine halbe Meile über das flache Feld, bis ich endlich unweit Mockrehna wieder einige Bäume sah und mich nicht wenig freute, doch endlich etwas Schutz gegen die Impertinenz des Schnees zu finden.

In Mockrehna traf ich eine derb geheizte Stube, eine naseweise Wirtstochter, fünf stumme[1] Berliner, die nach Leipzig wollten, einen

[1] „stumme Berliner" dürften heute entschieden zu den größten Sehenswürdigkeiten gehören. D. R.

gähnenden Postillon, einen früh um 10 Uhr schon besoffenen Dorfwächter, und endlich das interessanteste, einen niedlichen Dachshund mit drei Beinen. Ich trank meinen Kaffee, freute mich über die lustige Laune des Dorfhüters und über sein interessantes Sponton[1] — ganz so geformt als die französischen, die man 1757 bei Roßbach fand — erfuhr, daß mein Dachshündel sein Hinterbein im Fuchseisen gelassen und ging, wie ich gekommen, naß bis aufs Hemde in apathischer Ruhe weiter.

Die Stadt Torgau hätte ich fast nicht wieder erkannt, so zerstört sieht es rund umher aus. Die ganzen Leipziger und Schildaer Vorstädte sind niedergerissen, vielleicht nahe an 300 Gebäude, worunter eine Kirche, ein Hospital und ein erst neu erbautes Waisenhaus; das letzte steht freilich noch, aber sein Urteil ist schon gesprochen. Es ist schrecklich, wie viel vernichtet wird und warum? um Menschen glücklich zu machen? Bewahre Gott! um die Stadt vielleicht einmal Hungers sterben zu lassen, um Gerade zu Krüppeln zu schießen oder wohl gar um einem Gouverneur einst durch Verrat die Kassen zu füllen. Auch die Toten dürfen nicht in Ruhe bleiben, der alte Gottesacker ist schon ganz gereinigt. Was vom Festungsbau zu sehen war, besah ich; ganz viel ist es im Grunde nicht. Es arbeiten schon über 3000 Menschen, bis jetzt haben sie noch nicht viel mehr getan, als die Gegend rasiert; nach der südöstlichen Seite die Elbe hinauf, wird indessen schon stark geschanzt.[2] Ob das große Zuchthaus — ein hohes schönes Schloß[3] auf Felsen erbaut, stehen bleibt, ist noch ungewiß. Die Züchtlinge werden schon jetzt nach einem königlichen Lustschloß unweit Meißen abgeführt. Da kommt noch mancher zu einer Spazierreise, der sich vielleicht schon bereitet hatte, das Tageslicht nie wieder zu sehen.

Schlieben, 12. April 1811. Um 1 Uhr war ich in Herzberg. Gerne erzählte ich von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt, aber sie hat deren keine; das Interessanteste war der Kaffee im Wirtshause. Alle anderen Kaffeesurrogate haben doch mit dem eigentlichen Kaffee zum wenigsten die Aehnlichkeit, daß sie von brauner oder bräunlicher Farbe sind. In Herzberg aber zur goldenen Sonne bekam ich hell violetten Kaffee. Auf mein Befremden darüber gab der Wirt mir zur Antwort, daß aller chinesischer Kaffee diese Farbe habe. Was war zu tun? Ich kniff die Augen zu, wenn ich trank, und hätte gern die violette Suppe für Kaffee genossen, weil ich sie doch dafür bezahlen mußte, wenn meine Geschmacksorgane mir nicht verständlich gemacht hätten, daß sie nichts weiter als ein Extrakt schlecht gebrannter roter Rüben sei.[4]

---

[1] Sponton eine Art Hellebarde der Offiziere der Infanterie im 17. und 18. Jahrhundert.

[2] Torgau wurde bis zum 13. Dezember 1813 von den Franzosen gegen die Preußen unter Tauentzien behauptet.

[3] Schloß Hartenfels, jetzt Kaserne.

[4] Infolge der 1806 erlassenen Kontinentalsperre war der Kaffee sehr im Preise gestiegen.

Heute (Ostersonnabend) wird in Luckau das große Fest des Kuchenbackens gefeiert. Zu den großen Festen ist durch ganz Sachsen — die Lausitz macht keine Ausnahme — das Kuchenessen die Hauptfeier, das Kirchengehen hingegen nur Nebensache. In Luckau muß es nach den Festtagen elend und schauderhaft aussehen, denn nach der Masse Kuchen zu urteilen, die ich schon gebacken oder noch ungebacken gesehen habe, kann ich berechnen, daß gewiß die ganze freßlustige Jugend, sowie die meisten kuchenschlingenden Männer und Frauen dieser lieben Stadt in Zeit von drei bis vier Tagen an den Uebeln der Ueberfressung, an Magendrücken, Uebelkeiten, Obstruktionen u. s. w. schrecklich leiden werden. Die glücklichen Herren Doktores! sie werden da noch mehr verdienen als heute die Bäcker, deren Oefen doch fast ärger noch mit Kuchenbrettern bedrängt waren als in Paris die Wiege des Königs von Rom mit Gratulationen und Bittschriften.

Auf die sehr eingehende Schilderung Berlins und Potsdams, des dortigen gesellschaftlichen Lebens, der militärischen Zustände — mein Großvater sah mehreren Truppenübungen zu, die in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelms III. und seiner beiden ältesten Söhne in Potsdam abgehalten wurden — einzugehen, würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen. Ich lasse jetzt einige Auszüge aus dem Reisetagebuch von 1810 folgen:

* * *

Luther. Sal de Jena. Peter der Große und Oberst Gustavson. Der breite Stein. Major Schill.

Wittenberg, 18. September 1810. Mein erster Gang war nach der Schloßkirche, wo man Luthers und Melanchthons Gräber zeigt. Wo sie eigentlich begraben liegen läßt sich wohl nicht mehr bestimmen, da bekanntlich die Schloßkirche im Kriege abbrannte und jetzt neu erbaut ist . . . Von hier ging ich zu dem Pedell, der mir das Augustinum und besonders Luthers Zimmer darin zeigen sollte. Auch hier haben die edlen Franzosen der Zeit vorgegriffen, um das, was sich in ihr noch erhalten hat, zu zerstören. Mich kann so etwas außerordentlich ärgern, doch ärgern nicht, niederschlagen will ich sagen, denn die Verdorbenheit der jetzigen Welt dokumentiert sich zu deutlich darin. Die Säle, worin früher die Studenten gespeist und examiniert wurden, wo die Pedelle und andere Leute, die zur Universität gehörten, wohnten, sind in Krankensäle verwandelt und kaum Luthers Zimmer ist verschont geblieben. Die fußhohen Ueberschriften: „Sal de Marengo", „Sal de Jena", „Sal d'Austerlitz" glotzten mir entgegen, als ich die Treppe hinaufkam. Die Kranken, die dort lagen, sind so Gott hilft, alle begraben, aber der Staub und Schmutz liegt noch ellenhoch in

den Sälen. Daß ich Luthers Zimmer gesehen, wird mir für mein ganzes Leben lieb bleiben. So oft der Held vielleicht darin getobt, so heiliger Friede scheint mir doch jetzt darin zu herrschen. Wie wird man plötzlich umgestimmt, wenn man aus jenen zerstörten Sälen in dieses Heiligtum tritt, wenn man den Stuhl sieht, worauf er gesessen, den Tisch, woran er geschrieben, der große Mann; die Borte, die seine Bücher trugen, die Wände die ihn sprechen hörten, das kleine Fenster, wodurch er in sein Gärtchen sah und in dem Blick zum Himmel Stärkung suchte und fand, in dem Sturme, der ihn umgab. Die Wände rings umher, die Decke selbst, die Türen und der alte große schwarze Ofen sind über und über mit Namen beschrieben; die viele Tausende, die seit Jahrhunderten hier des großen Luthers gedachten, der Nachwelt empfehlen. Gerade über der Türe schrieb Peter der Große seinen Namen. Elende Menschen haben ausgesagt und haben sogar drucken lassen, daß der abgesetzte König von Schweden[1] seinen Namen gleich darunter geschrieben habe. Die Lügner wollen den unglücklichen durchaus zum Narren machen. Wäre er glücklicher gewesen, da würden sie ihn bis zum Himmel erheben. Peters Name steht an der Wand, der schwedische König schrieb aber in ein Buch, worin sich seit 1783 durchreisende Besucher eintrugen, nichts als: Gustav Adolph, Graf von Gottorp.

Ich ging noch etwas in der Stadt umher, stieß mich mit den Studenten vom breiten Stein[2] und dachte, wie unser Vater wohl einst hier durch die Straßen patroullierte. Ganz sicher bin ich daß er, als er noch hier war, nie an einen Sohn dachte, der wie ich jetzt nach einigen dreißig Jahren mit seinem Ziegenhainer über die Straße klappern würde. Wittenbergs Befestigung ist höchst sonderbar; nach der einen Seite ist es ganz offen, nach der anderen hat es eine halb verfallene Mauer zur Bedeckung und nach der dritten Seite einen ziemlich hohen Wall. Da der Major Schill gerade von dieser Seite kam, so ist es gar kein so großes Wunder, daß ihm die Wittenbergische Besatzung widerstehen konnte.

Der Wirt zur Traube ist ein Esel, er hat mich außerordentlich geprellt. Für ein Abendessen, Nachtlogis und Kaffee habe ich 2 Taler 8 Groschen bezahlen müssen. Die Ursache davon mag vielleicht ein kleiner Zwist sein, den ich heute früh mit ihm hatte. Auf dem Fremdenzettel, den ich gestern Abend erhielt, antwortete ich nämlich auf die Frage: mit welcher Gelegenheit ich gekommen sei, daß ich auf Schusters beiden Rappen arrivieret wäre. Solche Antwort hielt der Herr Wirt für unschicklich, ich aber keineswegs, und so kam es zum Streit, wofür, wie gesagt, meine Kasse stark

---

[1] Gustav IV. Adolf † 1837; am 10. Mai 1809 des schwedischen Thrones für verlustig erklärt, Großvater der Königin Carola von Sachsen.

[2] Unter den Studenten bestand die rüpelhafte Gewohnheit, sich gegenseitig von den in der Mitte der Straße liegenden, als Fußweg dienenden breiten Steinen herunterzustoßen.

geschröpft wurde. Ich warne daher jeden zur Traube einzukehren. Es ist ein Diebsloch, denn 1. hat der französische Kaiser dort logiert und 2. prellt der Wirt so arg, daß man es stehlen nennen kann.

* * *

Die Leipziger Studenten bezahlen nicht. Ein seltsamer Dorfschulze.

Baruth, 21. September 1810. Schon um 5 Uhr heute morgen bekam ich in Jüterbog eine kleine Arbeit. Ein Zahnarzt, jüdischen, oder wie die Franzosen sagen: jüdisch-israelitischen Glaubens bot mir seine Dienste auf eine so zudringliche Art an, daß ich nicht umhin konnte, ihn beim Arm aus der Tür zu führen. Demungeachtet fühlte er sich so wenig beleidigt, daß er bald nachher wieder kam und sich, weil er gehört hatte, daß ich nach Baruth ginge, wohin auch er wollte, die Ehre ausbat, in meiner Gesellschaft die Wanderung zu machen. Ich konnte mir käum vorstellen, wie es möglich sei, so wenig Ehrgefühl zu haben, nahm aber seinen Vorschlag recht gern an, weil ich gehört hatte, daß der Weg nach Baruth sehr schwer zu finden sei. Doch ehe ich fortgehe, muß ich noch einen Zug von recht dummer Gutmütigkeit meiner Wirtsleute erzählen. Beim Bezahlen meiner Rechnung sagte ich dem Dienstmädchen, sie möchte ihrer Herrschaft doch bestellen, daß nach einem neuen königlichen Dekret die Leipziger Studenten von Michaelis dieses Jahres an in allen Gasthöfen durch ganz Sachsen frei bewirtet werden sollten[1], und ich also wohl der letzte sein würde, der bezahle. Sie lachte darüber und ich ging; doch kaum war ich mit meinem jüdischen Doktor aus dem Hause, so kam sie mir nachgelaufen und bat mich, das Geld doch wiederzunehmen, denn ihre Herrschaft hätte garnichts von dem Dekret gewußt. Mir gefiel dieser gutmütige Zug außerordentlich, doch meine Begleiter (der Herr Doktor hatte noch einen Gehilfen bei sich) hielten die Menschen für unklug und mich für sehr dumm, daß ich das Geld nicht wieder angenommen hatte.

Der Weg von Jüterbog bis Baruth ist so elend als möglich, man kommt auf den drei Meilen durch drei Dörfer, wovon das mittlere Petkus schon zur Hälfte preußisch ist. Von Petkus geht es nach Merzdorf. Der Weg wurde mir unerträglich lang, so gesprächig auch meine Begleitung immer war. In Merzdorf bekamen wir einige Händel mit dem Schulzen, der mit einer Eisenfressermiene, in unsren Zeiten auch Patriotenmiene genannt, nach unseren Pässen fragte. Meine in lateinischer Sprache abgefaßte Leipziger Universitätsmatrikel las er von Anfang bis zu Ende durch, und antwortete mir auf meine Frage, was darin gestanden?, ob ich meine, daß er heute zum ersten Male einen französischen Paß sähe. Den jüdischen Zahnarzt redete der Schulze per „er" an, worüber jener nicht wenig schimpfte, bis ich dann draußen an der Türe den deutlichsten

[1] Jüterbog gehörte 1810 noch zum Königreich Sachsen.

Beweis fand, daß der Schulze toll sei, denn hier stand mit großen Lettern zu lesen: Wer herein will, klopft an; dann wird man rufen: herein, herein! und alsdann steht der Zutritt frei.

* * *

Das Straßenpflaster in Baruth. Die Glashütte und die Glasermeister. Die „Messe" von Baruth. Geldkurse.

Von Baruth, das 1810 wenig über tausend Einwohner hatte, und wo er sich längere Zeit bei Verwandten aufhielt, gibt mein Großvater folgende drollige Schilderung:

Gar zu groß ist der ganze Ort nicht. Wenn man von der Höhe des Windmühlenweges etwas zu stark hinabläuft, kann man durch das eine Tor hinein, durch das andere wieder hinaus und so die ganze Länge der Stadt passieren, ehe man imstande ist, sich im Laufen aufzuhalten oder zu stoppen, wie es die Fuhrleute nennen. Konversationen zwischen den Schildwachen an beiden Toren sind sehr gewöhnlich, und würden noch häufiger sein, wenn durch die vielen Steine, die über die andern, mit denen sie gemeinschaftlich das Straßenpflaster ausmachen, zu hoch hervorragen, der Schall nicht gar zu oft gebrochen würde. Eine Sehenswürdigkeit ist der Turm oder vielmehr die Kirche, welche gerade noch einmal so hoch ist als der Turm. Der Aufenthalt wird mir nicht zu lang, da ich mich oft mit Durchreisenden unterhalte (so sprach ich z. B. den Professor Schleiermacher).

Der Rat Mesenberger fuhr gestern mit mir nach der Glashütte, die für jeden, der dergleichen noch nicht sah, wirklich sehenswert ist. Man arbeitet hier gerade an sehr großen, fast fingerdicken Scheiben, die dem Mausoleum der verstorbenen Königin von Preußen zum Dache dienen sollen.

Außerdem habe ich das Glück gehabt, hier zwei Märkten, dem Vieh- und dem Krammarkt beizuwohnen. Besonders der Viehmarkt gewährt große Unterhaltung und den Baruther Bürgern großen Vorteil. Erstlich übernehmen nämlich an diesem Tage die Säue das Geschäft die Gassen zu kehren, zweitens erhält jeder Bürger auf seinen Gassenanteil eine so bedeutende Portion Mist, daß er am Abende dieses Tages schon mit Gewißheit auf eine gesegnete Ernte im künftigen Jahre rechnen kann, und drittens erhalten die löblichen Glasermeister der Stadt bei der Reparatur aller der Fensterscheiben, die die ungezogenen Kinder mit ihren Hörnern einstoßen, einen bedeutenden Verdienst. Die edle Zunft dieser Glaskünstler besitzt hier nämlich das Geheimnis, zerbrochene Scheiben mit großen Bleistreifen zu reparieren, so daß jeder, der nur so viel Einbildungskraft hat, sich für den Augenblick die Bleistreifen wegzudenken, darauf wetten sollte, die Scheiben wären noch ganz unversehrt.

Weniger interessant für den Viehkenner aber desto unterhaltender für den Menschenbeobachter ist der Krammarkt, schlechtweg auch Messe genannt. Die Konkurrenz ist außerordentlich, daher man wohl nicht mit Unrecht behauptet, daß Baruth der guten Stadt Leipzig großen Abbruch tun soll. Man findet alles, was man nur wünscht, und wenn den Groß- und Kleinhändlern irgend ein Artikel ausgegangen ist, so kann man ihnen aufs Wort glauben, daß sie zu Hause noch ganze Lager davon haben. Der Kurs verändert sich an diesem Tage beträchtlich, und wie bedeutend der Geldumsatz ist, kann man schon daraus sehen, daß alle anderen großen Städte selbst London und Amsterdam nur einen Geldkurs an jedem Tage, Baruth aber ihrer so viele fixiert, als Bankiers in der Stadt sind. In einem Hause erhält man für den Louis'dor 5 Taler 6 gr., in dem anderen 5 Taler 4 gr., dagegen in einem dritten vielleicht 5 Taler 9 oder 10 gr. Nicht besser steht das preußische Kourant gegen das sächsische; bald verliert es 4 bald 8, bald 12 Prozent, zu dem letzten Stand sank es im Posthause, wo überhaupt starke Geldgeschäfte getrieben wurden. Ebenso bedeutend wie die Geldgeschäfte war der Umsatz in Schuhen, Bändern, Pfefferkuchen und Nachtlichtern. Höchst interessant waren die verschiedenartigen Ausdrücke des Schmerzes und des Unbehagens auf den braunen Gesichtern sämtlicher Landeskinder, die ihre ziemlich großen Füße heute nicht ohne großen Schmerz in die eben gekauften Schuhe preßten.

* * *

Ein Waldpfad. Das verdächtige Gardinenbett. Truppenmärsche.

Herzberg, 29. September 1810. . . Ist man durch die Dörfer Lang-Grassau und Wüstermarke, so fängt bald der ziemlich große Wald an, wodurch man schwerlich den rechten Weg finden würde, wenn nicht die Einrichtung getroffen wäre, daß an den Wegen hin und wieder eine Nummer in die Bäume gehauen wäre. Nun behält man gleich anfangs seine Nummer und sucht sie immer wieder, und kommt so nach drei Stunden wieder aus dem Walde. In Luckau hatte man mir gräßliche Geschichten von diesem Walde erzählt, daher ich denn auch, als ich plötzlich zwei Menschen hinter mir pfeifen hörte, in einige Furcht geriet. Ich war also froh, als ich endlich in Hohenlucka ankam. Von hier geht es wieder durch dickes Holz nach Schlieben und von da durch Holz und Haide nach Herzberg.

In Herzberg habe ich schlecht geschlafen. Die Ursache davon könnt ihr aus diesem Verschen sehen, das ich zu jedermanns Warnung mit großen Buchstaben an die Türe schrieb:

Nehmt, Freunde, nehmt euch doch in acht
Vor dem Gardinenbett, denn es hat Wanzen;
Ich leg' mich drum in dieser Nacht
Aufs Kanapee, den Kopf auf meinen Ranzen.
Es fehlt zwar dort an weichen Federkissen,
Doch schläft sich's gut, denn man wird nicht gebissen.

Eilenburg, 30. September 1810. . . So kam ich nach Torgau, gerade zur rechten Zeit, um dort noch zu Mittag essen zu können, denn nach zwölf Uhr hält das in den sächsischen Wirtshäusern immer etwas schwer. Zwischen Torgau und Eilenburg ist nur ein einziges Dorf Mockrehna, vor und hinter ihm aber viel Waldung. Dieser ganze Strich ist sehr stark mit Truppen besetzt, die hierher zogen, um bei Eilenburg ein Lustlager zu formieren. Eine Weile vor Eilenburg wird die Gegend wieder ganz flach und kahl. Die Sonne ging schon unter, aus den Dörfern in der Runde hörte man den Zapfenstreich. Ich trabte daher tüchtig, um nicht gar zu spät nach der Stadt zu kommen. Es war schon halb acht Uhr, als ich über die lange Muldenbrücke in die Stadt einrückte. Nur mit großer Mühe erhielt ich im Wirtshause ein Nachtquartier, es war mit Offizieren und Meßleuten, die nach Leipzig wollten ganz überfüllt.

* * *

Der Mann mit dem Säbel. Die Eulenburg. Meßverkehr auf der Landstraße. Die Leipziger Messe.

Leipzig, 1. Oktober 1810. Eilenburg ist ein niedliches Städtchen. Die vielen Soldaten darin machen es jetzt auch sehr lebhaft. Im Wirtshause war es — im Sachsenlande etwas ganz Unerhörtes — bis nach 12 Uhr noch laut. Als ich schon im Bette lag, erlebte ich noch einen sonderbaren Auftritt. Der Wirt kam nämlich zu mir und bat mich für einen Fremden um die Erlaubnis, sich in ein andres Bett, das noch in der Stube stand, einquartieren zu dürfen. Meinetwegen hätten sich ihrer zwanzig hinein legen können, nur war es mir unangenehm, daß ich aus dem ersten Schlafe geweckt wurde. Der Fremde wollte wahrscheinlich auf die Messe, zum wenigsten hatte er eine bedeutende Menge Geld bei sich. Besorgt, daß ich in der Nacht vielleicht einige Ansprüche darauf machen würde, legte er sich, den gezogenen Säbel in der Hand, zu Bette, ich nahm dagegen meinen Knüppel zu mir ins Bett, und so schliefen wir endlich, ohne ein Wort gesprochen zu haben, ein. Für einen dritten hätte diese Szene schon interessant sein können.

Um 6 Uhr zog ich aus dem Gasthofe, sah noch einige Zeit dem Exerzieren der Truppen zu und bestieg alsdann den kleinen Berg, worauf früher die Eulenburg gestanden hat. Zwei Türme, ein Fragment vom Torgewölbe und eine ziemlich hohe Mauer stehen noch. An der Mittagsseite ist der ganze Berg mit Wein bepflanzt. Jetzt ging ich mit starken Schritten des Weges nach Leipzig. Die Straße war mit Fracht- und Reisewagen, mit Reitern und Fußgängern so übersäet, daß ich schon bemerken konnte, wie lebhaft es heute in Leipzig sein würde. Die Gegend, durch die man kommt, ist höchst elend, kein Baum, kein Strauch, immer und ewig die kahlen Stoppelfelder. Um 9 Uhr war ich in Taucha, dem Wallfahrtsort aller Leipziger am 14. September, wo das Städtchen sich eines Jahrmarktes

zu erfreuen hat. Von hier kam ich bald bis zum Heiteren Blick, einem Wirtshause gleich hinter dem Dörfchen Schönefeld. Hier kleidete ich mich etwas um, damit ich nicht nötig hätte, mich zwischen den Elegants von Leipzig vor mir selbst zu schämen.

Als ich in Leipzig einzog, hatte ich große Lust, sofort wieder umzukehren. Ich kannte die Stadt kaum wieder. Auf dem Paulino, dem Leipziger Parnaß, sonnten sich jetzt auf ihren stinkenden Wagen die Russen und Polen, und aus den Fenstern, woraus sonst nur Burschen sahen, schrien jetzt langbärtige Juden und Griechen. Ich stieß mich ärgerlich aber um so nachdrücklicher durch die Menge und freute mich, als ich endlich wieder auf meiner Stube war, wo ich doch allein das Regiment zu führen hatte.



Vom Geben und Nehmen.

Du triffst einen Bekannten an einer Straßenecke.
Der Wind treibt dir die Schneeflocken ums Gesicht.
Du sehnst dich nach dem Kamingeknister und nach den warmen Augen deines Weibes. — —
Aus Höflichkeit bleibst du stehn und sagst ein paar Worte: vom Schnee, — von der neuesten Oper, oder einen guten Gedanken, der dir eben gekommen.
Du drückst deinem Bekannten die Hand, und der Wind treibt dich weiter.
An der Straßenecke drehst du dich grüßend noch einmal um.
Da steht dein Bekannter und ist zum Bettler geworden.
Er öffnet die Hand, die du ihm eben drücktest und sieht hinein.
Seine stillen, enttäuschten Augen treffen dich durch die Schneeflocken und sagen:
„Ich erwartete ein Goldstück aus seiner Seele, und er gab mir das schmutzige Kupfer seiner Gedanken.“
Und der Sturm zwingt dich um die Ecke.

Else Weigel.



Doktor Faust und Auerbachs Keller.

Die Sage von dem Faßritt.[1]

Von Dr. Ernst Kroker.

Es wird mir siedend heiß. So war's dem Doctor Faust
Nicht halb zu Mut!

Goethe in den Mitschuldigen. III, 6.
Manuskript von 1769.

Die Leser und Meiner, die mir Dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Gesellen in Auerbachs Hof gehören, von denen Mephistopheles schon vor funfzig Jahren gesagt hat: alles spüren die Kerle, nur nicht den Teufel und wenn er ihnen noch so nah ist.

Goethe an Zelter, den 14. Nov. 1816.

Mit Leipzig hat die Sage den Doktor Faust verhältnismäßig spät in Verbindung gebracht, noch später mit Auerbachs Keller. Das älteste Faustbuch, das von einem ungenannten Verfasser aus den mündlich und handschriftlich verbreiteten Sagen zusammengestellt und 1587 bei Johann Spieß in Frankfurt a. M. gedruckt worden ist, weiß noch nichts von Fausts Anwesenheit in Leipzig. Es erzählt zwar schon eine ganze Reihe von Stückchen des „weitbeschreyten Zauberers und Schwartzkünstlers", aber von seinem Ritt auf einem Faß aus dem Weinkeller hinaus berichtet es nichts, und noch weniger davon, daß dies in Leipzig

---

[1] Dieser Aufsatz ist dem in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher), Leipzig 1903 erschienenen gleichnamigen Buche Dr. Krokers (Preis 1 M.) entnommen. Wir empfehlen dies apart ausgestattete Büchlein ganz besonders unsern Lesern zur Anschaffung, weil es u. a. interessante Bildertafeln, sowie einen Anhang: „Doktor Faust und Luther" enthält.

geschehen oder Faust je in Leipzig gewesen wäre. Im 26. Kapitel sendet es seinen Helden in die weite Welt: Faust besucht von Wittenberg aus Trier, Paris und Mainz, er fährt dann durch die Luft nach Neapel hinunter, nach Venedig hinauf, wieder nach Rom hinunter, nach Mailand zurück, wieder nach Florenz hinab und nach Lyon hinüber, von da aus wählt er den nächsten Weg nach Süddeutschland über Köln, Basel und Ulm, er besucht weiter Salzburg, Wien, Prag, Krakau, Konstantinopel und „gegen Mitternacht zu" Kairo in Aegypten, er kehrt schließlich über Ungarn, Magdeburg, Lübeck und Erfurt nach Wittenberg zurück. Wollte man seine Reise auf einer Landkarte einzeichnen, es würde ein Bild, ähnlich dem, das in dem zweiten Teile der Jobsiade für den jungen Herrn von Ohnewitz entworfen wird; Leipzig aber würde man auf dieser Karte vergeblich suchen.

Zum erstenmal begegnet uns Faust in Leipzig in einer Umarbeitung des ältesten Faustbuchs. Sie ist 1589 gedruckt; der Druckort ist leider nicht angegeben, und der Bearbeiter nennt sich nicht. Diese Umarbeitung fügt zu den alten Kapiteln des Faustbuchs von 1587 sechs neue Kapitel hinzu. Fünf davon spielen in Erfurt, das erste aber behandelt den Faßritt in Leipzig. Bei der Wichtigkeit, die diese Stelle für die weitere Ausbildung der Sage hat, teile ich sie hier vollständig mit:

Doctor Faustus schencket den Studenten zu Leipzig ein Faß Weins.

Es hatten etliche frembde Studenten aus Ungern, Polen, Kernten vnd Osterreich, so zu Wittenberg mit D. Fausto viel vmbgiengen, ein bitt an jhn gelegt, als die Leipziger Meß angangen, er solte mit jhn dahin verrücken, möchten wol sehen, was da für ein Gewerb were, vnd vor Handelsleute zusammen kemen, so hatten jhr auch etliche Vertröstung Geld alda zu empfahen. Doctor Faustus willigte, vnnd leistete Gesellschaft. Als sie nun zu Leipzig hin vnd wieder spacierten, Die Vniuersitet sampt der Stadt vnd Meß besahen, giengen sie ohn gefehr für einem Weinkeller fürüber, da waren etliche Schröter vber eim großen Weinfasse, vngefehrlich von 16. oder 18. Eymern, vnd woltens aus dem Keller schroten, kontens aber nicht heraus bringen, das sahe D. Faustus, sprach: Wie stellet jhr euch so leppisch vnd ist ewer so viel, könt doch wol einer allein dis Faß heraussер bringen, wenn er sich recht darzu zu schicken wüste. Die Schröter wurden vnwillig solcher rede halben, vnd wurffen mit vnnützen Worten umb sich, weil sie jn nicht kanten, wie dann dis Gesindlein pflegt zu thun, Als aber

der Weinherr vernam, was der Zanck war, sprach er zu Fausto vnd seinen Gesellen, Wolan, welcher vnter euch das Faß allein wird heraus bringen, dem sol es sein. Faustus war nicht faul, gieng bald in den Keller, satzte sich auffs Faß, als auff ein Pferd, vnd reit es also schnell aus dem Keller, darüber sich jederman verwunderte. Des erschrack der Weinherr, vermeinete nicht, daß solchs were müglich gewesen, muste aber doch seine Zusage halten, und Fausto das Faß mit Wein folgen lassen, der gab es seinen Wandersgesellen zum besten, die luden andere gute Freunde dazu, hatten etliche tage lang einen guten Schlampamp davon, vnd wusten vom Glück zu Leipzig zu sagen."

Daß Faust das gewaltige Faß aus Auerbachs Keller hinausgeritten habe, davon weiß also auch das Faustbuch von 1589 noch nichts. Es spricht ganz allgemein von einem Weinkeller in Leipzig. Die argumenta ex silentio, die Folgerung: Einer spricht nicht davon, folglich weiß er nichts davon, haben nun zwar im allgemeinen eine schwache Beweiskraft, aber hier liegt die Sache doch etwas anders. Der Verfasser der eingeschobnen Kapitel zeigt sich in Erfurt heimisch, und in dem nahen Leipzig, dessen Messe mit ihrem Fremdenzusammenfluß und ihrem Geldumsatz ihm so gut bekannt ist, daß er die Reise Fausts und seiner Gesellen nach Leipzig mit einem Meßbesuch motiviert, — hier sollte er so fremd gewesen sein, daß er von Auerbachs Keller, dem größten Weinschank der Stadt, gar keine Kunde gehabt hätte? Sein Stillschweigen über den Ort des Abenteuers scheint mir vielmehr darauf hinzudeuten, daß der Faßritt damals noch nicht mit Auerbachs Keller in Verbindung gebracht worden war. Vielleicht hat ihn überhaupt erst der Verfasser des Faustbuchs von 1589 nach Leipzig verlegt.

Das Faustbuch von 1589 ist dann die Quelle für Georg Rudolf Widman gewesen. Sein großes Faustbuch ist 1599 zu Hamburg erschienen. Er hat die ältern Darstellungen durch neue Sagen erweitert und das Buch auch dadurch umgestaltet, daß er jedem Kapitel eine moralisierende „Erinnerung" anhängt; die Erzählungen vom Doktor Faust erschienen ihm so bedenklich für den Leser, daß er sie ihm nicht ohne ausdrückliche Vermahnung und Verwarnung in die Hand zu geben wagte. Der Faßritt wird hier im 37. Kapitel des ersten Teils erzählt. Auch Widman berichtet ganz allgemein von einem Weinkeller in Leipzig, nicht von Auerbachs Keller.

1674 erschien zu Nürnberg eine neue Bearbeitung des Widmanschen Faustbuches, verfaßt von dem Doktor der Medizin Johann Nikolaus

Pfitzer. Die Anmerkungen überwuchern fast den Text. Der Faßritt in Leipzig bildet das 35. Kapitel des ersten Teils. Auch Pfitzer erwähnt Auerbachs Keller noch nicht, obgleich die Sage von dem Faßritt zu seiner Zeit mindestens schon seit einem halben Jahrhundert in Auerbachs Keller lokalisiert war.

1725 endlich erschien in Frankfurt a. M. und Leipzig das kurze Faustbuch des Christlich Meynenden. Der Text erzählt auch nur im allgemeinen von einem Weinkeller in Leipzig, auf der Rückseite des Titelblattes aber lesen wir: „Diese Verse stehen, als eine Uberschrift zweyer Bilder, in Auerbachs Keller zu Leipzig." Und nun folgen die deutschen und die lateinischen Verse, die wir noch jetzt auf den beiden bekannten Bildern in Auerbachs Keller lesen; darunter aber steht, wie bei den Inschriften, die Jahreszahl: Anno M.D.XXV. Daß das Faustbuch des Christlich Meynenden gerade zweihundert Jahre später erschienen ist, darauf wird nicht besonders hingewiesen, doch dürfen wir es wohl als ein Säcularbuch bezeichnen.

Die Faustbücher geben uns also keine befriedigende Antwort auf die Frage: Wann ist die Sage von dem Faßritt mit Auerbachs Keller in Verbindung gebracht worden?

Wenden wir uns den ältesten gedruckten Chroniken von Leipzig zu, so suchen wir bei David Peifer, Tobias Heydenreich und Zacharias Schneider vergebens nach einer Erwähnung des Doktor Faust. Erst Johann Jakob Vogel berichtet 1714 in seinem großen Leipzigischen Geschicht-Buch auf Seite 111 unterm Jahre 1525: „So gehet auch die gemeine Rede (welcher ein alt geschriebenes Leipzigisches Chronicon beypflichtet), daß der bekandte Schwartzkünstler D. Joh. Faust, vermittelst seiner Kunst, ein mit Wein gefülltes Faß, welches die Weißkittel herausziehen sollen, aus Auerbachs-Keller auff die Gasse geritten."

Es hat sich wohl noch niemand die Mühe genommen, nach der alten, geschriebenen Chronik, die Vogel als seine Quelle nennt, zu suchen. Nur Kiesewetter bemerkt: „Ich lasse Vogels Angabe in Ehren." Wer Vogels Geschichtsbuch kennt, der weiß in der Tat, daß der Verfasser nicht fähig ist zu flunkern; so viele Fabeln er auch in sein Werk aufgenommen hat, erfunden hat er sie nicht, er stützt sich stets auf ältre Nachrichten, und wenn er einen Gewährsmann gehabt zu haben angibt, so dürfen wir ihm das glauben. Es handelt sich also nur darum, jenes alte Manuskript, auf das sich Vogel beruft, wiederzufinden, und das ist nicht schwer. Nach Vogels Tode — er starb am 16. Juli 1729 als Pfarrer in Panitzsch bei Taucha —

kam sein handschriftlicher Nachlaß zum größten Teil auf die Leipziger Stadtbibliothek, und hier hat sich auch jene handschriftliche Chronik erhalten, die Vogel an vielen Stellen für sein Geschichtsbuch ausgeschrieben hat und die zum erstenmal Fausts Namen mit Auerbachs Keller in Verbindung bringt: Andreas Höhls Leipziger Chronik vom Jahre 1630.

Andreas Höhls Vater Markus Höhl, geboren 1539 zu Botzen im südlichen Tyrol, war in Leipzig eingewandert und wurde hier nach seiner Heimat und seinem Handwerke der wälsche Schuster genannt. Es kommt nicht selten vor, daß Fremde der Vergangenheit ihrer Adoptivvaterstadt eine lebhaftere Teilnahme entgegenbringen, als die Einheimischen. Der wälsche Schuster handhabte nicht nur den Pfriemen, er führte auch die Feder ganz wacker. Als er am 27. März 1611 starb, hinterließ er seinem Sohne kurze, handschriftliche Notizen zur Geschichte Leipzigs in annalistischer Form. Der Sohn Andreas Höhl, der am 17. März 1664 als Burgkellerschreiber in Leipzig starb, hat diese Notizen für seine Zeit weitergeführt, außerdem aber hat er sie nochmals besonders überarbeitet und ergänzt. Wir müssen also zwei handschriftliche Werke Höhls zur Leipziger Geschichte unterscheiden:

1. Höhls Annalen. Der Titel lautet: „Andreae Höhls, B. u. E. Edl. Raths Burgkellerschreibers Annales Lipsienses von 1218 bis 1663." Das Werk umfaßt 5 Quartbände. Die ältere Zeit bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts ist nur kurz behandelt; der Verfasser stützt sich hier auf die Notizen seines Vaters. Die Zeit, die er selbst durchlebt hat, ist viel ausführlicher behandelt. Nicht ohne Wert für die Stadtgeschichte sind die zwar dürren, aber häufigen Notizen über die Bautätigkeit der Leipziger Bürger. Fausts Name wird in diesen Annalen nicht genannt, weder unterm Jahre 1525, noch früher oder später einmal.

2. Höhls Chronik. In einem Folianten, den der Vater, der wälsche Schuster, in schöner Handschrift als Handelsbuch angelegt hat, hat der Sohn 1630 auf frei gebliebenen Blättern die annalistischen Notizen seines Vaters nochmals überarbeitet und ergänzt. Der ausführliche Titel auf Blatt 64 lautet in dem ungelenken und fehlerhaften Deutsch des Verfassers: „Chronicka in dem die Aler gedenckwirdigsten geschit, So sich innerhalb 455 jaren zu Leiptzigk zugetragen vnd begeben, von Anno 1175 piß Anno 1630, seint 455 jar, Aleß mit sondern fleiß vnd großer Mühsamkeit Auß Alen Alten geschribenen vnd getruckten Sagen, Auß filen Chronicken vnd Andre Bicher mit fleiß zu samen gelesen vnd gesamelt von jaren zu jaren, Samt Ein Nitzligen Register, der gleichen Chronicka zuuor

Rihe gesehen, weil Leiptzigk gestanten. Durch Andreaß Höhl von Leiptzigk Anno 1630." Die Notizen reichen aber nur von 1175 bis 1593. In dieser Chronik lesen wir nun auf der Rückseite des 196. Blatts unter dem Jahre 1525: „Anno 1525 den — — —[1] ist D — — — —[2] Faust in Auerbachs Keller gewesen, hat sich Auf Ein Fas Mit weyn gesetzt von — — —[3] Emern, belchs die Weißkidel sollen Aufzigen, hat das selbs Raus geriten Auf die Gasen."

Also auch hier: 1525. Wie kommt gerade dies Jahr in unsere Quellen? In Höhls Chronik, aus der wieder Vogel geschöpft hat, steht es ebenso wie auf den beiden alten Bildern in Auerbachs Keller. Kiesewetter und Witkowski bezeichnen es von vornherein für einen Fehler, Fausts Besuch in Auerbachs Keller ins Jahr 1525 zu verlegen, denn Auerbachs Hof sei überhaupt erst 1530 erbaut worden. Aber wie Wüstmann nachgewiesen hat, ist Doktor Heinrich Stromer von Auerbach schon 1519 durch seine Verheiratung mit Anna Hummelshain Eigentümer des stattlichen Grundstücks geworden, das er zwar 1530 und in den folgenden Jahren umgebaut hat, — an diesen Umbau erinnert noch jetzt das steinerne Relief des Bacchusknaben mit der Jahreszahl 1530 in dem untern Keller — in dem er aber schon seit 1525 einen rasch aufblühenden Weinschank hat betreiben lassen. Hat sich vielleicht in der Jahreszahl 1525 in unsern Chroniken und auf den Bildern in Auerbachs Keller eine Erinnerung daran erhalten, daß Doktor Auerbach gerade in diesem Jahre seinen Keller eröffnet hat? Ich glaube nicht. Wustmanns Nachweis stützt sich auf archivalische Nachrichten, die den älteren Chronisten unsrer Stadt kaum zugänglich gewesen, jedenfalls nicht von ihnen nachgeschlagen worden sind. Ihre Quelle für das Jahr 1525 liegt viel näher. In seinem großen Faustbuche von 1599 hat Widman unmittelbar hinter der „Vorrede an den Christlichen Leser" ein besondres Kapitel: „Zu welcher zeit Doctor Faustus seine Schwartzkunst hab bekommen vnd geübet", und da lesen wir von Faust: „In dem jar aber nach Christi geburt 1525. da er sich schon zuuor mit Leib vnd Seel dem Teuffel ergeben hat, ist er erst recht auffgetretten,

---

[1] Der gewissenhafte Chronist hat etwas Platz gelassen, um später womöglich noch das genauere Datum einzufügen.

[2] Eine kleine Lücke im Text zeigt, daß der Chronist Fausts Vornamen nicht kennt.

[3] Der Chronist hat vergessen, wie viel Eimer das Faß gehabt hat, und läßt lieber eine Lücke, als daß er eine Zahl aus der Luft gegriffen hätte.

da er sich menniglich hat offenbahrt, auch Lande vnd Städte durchgezogen, da man von jhme vberall zu sagen hat gewust." Diese Stelle im Widmanschen Faustbuch hat gewiß die Veranlassung dazu gegeben, daß man Fausts Auftreten in Leipzig ebenfalls ins Jahr 1525 verlegt hat.

Welche Quelle mag nun aber älter sein, Höhls Chronik oder die beiden Bilder in Auerbachs Keller?

Die Bilder selbst bedürfen nur einer kurzen Erläuterung. Sie sind über 5 Fuß lang, auf Holz gemalt, und schmücken, an das Gewölbe angepaßt, den obern Kellerraum, das sogenannte Faustzimmer. Den Glauben, sie seien noch zu Fausts Lebzeiten oder wenigstens bald darauf enstanden, wird jetzt niemand mehr zu verteidigen wagen.

In der einen Szene sehen wir Faust unter den Studenten in Auerbachs Keller, zechend, und die Spende, die der eine Bursche darbringt, indem er den Inhalt seines Bechers über den Tisch gießt, erinnert uns an die gröbliche Behandlung, die Frosch im Goethischen Faust seinem Freunde Brander widerfahren läßt. Faust hat im Bilde seinen Platz an der linken Schmalseite des Tisches; an der hintern Langseite sehen wir fünf Studenten zechend, Flöte blasend, Geige spielend; an der rechten Schmalseite sitzt ein Klavierspieler, an der vordern Langseite ein Lutinist; rechts davon steht einer, der ein großes Saiteninstrument streicht, links der Küfer neben dem Weinfaß. Im Vordergrund schreitet ein schwarzes Hündchen, das rechte Vorderbein graziös gehoben; dies ist Fausts dienstbarer Geist Mephistopheles oder Mephostophiles, wie er im Faustbuch genannt wird. Bei dem Bilde steht das lateinische Distichon:

Vive, bibe, obgraecare, memor Fausti hujus et hujus
Poenae. Aderat claudo haec — asterat ampla — gradu. 1525.

In deutscher Übersetzung bedeutet dies etwa: „Lebe, trinke, schwärme, aber denk dabei an diesen Faust und seine Strafe; sie kam langsamen Schrittes, aber sie war schrecklich. 1525." Das andre Bild stellt den Faßritt dar. Zur Rechten sehen wir Faust auf seinem Faß aus dem offenen Keller herausreiten, vor ihm auch hier das schwarze Hündchen, das sein rechtes Vorderbein hebt und nach seinem Herrn umblickt; dahinter wirft ein Mann in der Schürze, also wohl der Weinschenk, erstaunt die Hände in die Höh; weiter folgen nach links hin vier stämmige Gestalten, die durch ihre langen weißen Kittel als Schröter — Weißkittel wurden sie in Leipzig genannt — charakterisiert sind, dann drei Studenten und ganz links wohl ein Gassen-

junge, denn er ist kleiner gemalt und der einzige, der barhäuptig ist. Bei diesem Bilde stehen die deutschen Verse:

Doctor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutterkind.
Solches durch seine subtilne Kunst gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon. 1525.

In welcher Zeit sind diese Bilder und die ihnen beigeschriebenen Verse entstanden? Jedenfalls vor 1636, denn in diesem Jahre wurden sie, wie bei dem zweiten Bilde steht, zum erstenmal renoviert; auch werden die deutschen Verse, die wir bei dem zweiten Bilde lesen, schon 1644 von David Frölich in seinem Reisebuch erwähnt.

Noch nicht erwähnt werden diese Inschriften von Nathan Chyträus, der 1594 sein Werk veröffentlichte: Variorum in Europa itinerum deliciae; seu, ex variis manuscriptis selectiora tantum inscriptionum maxime recentium monumenta. Er verzeichnet Seite 486 f. in Auerbachs Hof in Leipzig vier alte Inschriften, die auf den Umbau von 1530 zurückgehen, und zwar nicht nur die lateinischen, sondern auch eine deutsche, aber die beiden Beischriften der Bilder in Auerbachs Keller kennt er noch nicht. Auch hier scheue ich das argumentum ex silentio nicht. Ein Mann wie Chyträus, der unterwegs alles, auch den kleinsten Vers aufgelesen hat, und der auch wirklich in Auerbachs Hof gewesen ist, hätte sich die beiden „curiösen" Inschriften in Auerbachs Keller sicherlich nicht entgehen lassen, wenn sie zu seiner Zeit schon dagewesen wären. Wir gewinnen somit für diese Inschriften und die dazugehörigen Bilder den Ansatz: Nicht vor 1594, nicht nach 1636. Ich habe ferner schon oben hervorgehoben, daß Markus Höhl, der Vater, der 1611 starb, noch nichts von Fausts Besuch in Auerbachs Keller weiß; erst Andreas Höhl, der Sohn, spricht davon 1630. Ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß unsre Bilder zwischen 1611 und 1630 entstanden sind. In eben diese Zeit führt uns die Betrachtung der Bilder selbst.

Die Tracht der dargestellten Personen ermöglicht uns eine ziemlich genaue Beantwortung der Frage nach ihrer Entstehungszeit. Witkowski warnt zwar davor, ihnen zu viel zu trauen, denn wie die Beischrift bei dem einen Bilde beweise, seien sie dreimal renoviert worden, 1636, 1707 und 1759, und dabei könne manches daran geändert worden sein, besonders bei der Renovation von 1636; ja Kiesewetter zweifelt sogar an der Richtigkeit

dieser Beischrift und meint, die Bilder wären wohl 1636 überhaupt erst gemalt worden. Aber wie wir gleich genauer sehen werden, paßt die Tracht der dargestellten Personen gar nicht mehr ins Jahr 1636, und überdies wird das Vorhandensein der Bilder schon für das Jahr 1630 durch Höhls Chronik bezeugt; wir werden weiter unten noch einmal kurz darauf zurückkommen müssen, daß Andreas Höhl weder durch die mündliche Tradition, noch durch die gedruckten Faustbücher, sondern nur durch die deutschen Verse auf dem einen Bild in Auerbachs Keller beeinflußt worden ist. Bei den spätern Renovationen der Bilder sind zwar diese Beischriften an mehreren Stellen modernisiert oder mißverstanden worden, aber an der Tracht der dargestellten Personen kann nichts Wesentliches geändert worden sein. Wir haben hier eine besondre Eigentümlichkeit der Mode vor uns, eine Eigentümlichkeit, so charakteristisch, daß der Künstler sie miterlebt haben muß, um sie getreu darstellen zu können, oder daß er geradezu Kostümstudien getrieben haben müßte, wenn er später gelebt hätte, und solche Studien wird niemand bei dem Maler der beiden Bilder in Auerbachs Keller voraussetzen. Es ist der Übergang aus der spanischen in die französische Tracht.

Der spanischen Tracht gehören die steifen, fein gefältelten Krausen an, die den Hals wie ein Rad umschließen; der Zeit des Überganges in die französische Tracht gehören die schlichten Umlegekragen an. Auf unsern Bildern sehen wir in der ersten Szene, die Faust mit den Studenten zechend darstellt, die spanische Halskrause bei Faust selbst, dann aber nur noch bei dem Klavierspieler und dem Lautenspieler, der sogar noch die ganz altmodische „geschlitzte" oder „zerhackte" Tracht trägt, während die Studenten und sogar der Küfer den Umlegekragen tragen. In dem andern Bilde mit der Darstellung des Faßritts sehen wir die spanische Krause wiederum bei Faust, dann aber nur noch bei den Weißkitteln, die hier offenbar ganz der Wirklichkeit entsprechend gemalt sind, wenn es uns auch recht sonderbar erscheinen will, daß sich die Leipziger Schröter bei ihrer schweren Arbeit mit einem so lästigen Halsschmuck geplagt haben sollen; sämtliche übrige Figuren tragen auch hier den Umlegekragen. Wir finden also die altmodische Tracht nur noch bei dem Gelehrten, dem Doktor Faust, bei den Spielleuten und den Weißkitteln, während sich die Studenten nach der neuen Mode tragen; die Gelehrten und die niedern Stände halten ja am zähsten an ihrer Tracht fest, und die Klage, die Leipziger Studenten seien Stutzer, ist alt.

Über die Zeit, wann die spanische Mode in unsrer Gegend in die französische übergegangen sei, haben wir drei verschiedne Ansichten. Gurlitt setzt unsre Bilder mit großer Bestimmtheit in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, Witkowski allgemein ins 17. Jahrhundert, Wustmann etwa in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

Gurlitts Ansicht stützt sich wohl nicht auf eine genauere Vergleichung gleichzeitiger Denkmäler. Wir haben aus dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts vier große Kupferstiche, die gleichzeitige Ereignisse in Leipzig darstellen und eine Fülle von Figuren enthalten: 1. Die Verhaftung des Pfarrers Guntermann, 1591. — 2. Die Abnahme des Turmknopfes der Nikolaikirche, 1592. — 3. Die Plünderung der Calvinistenhäuser, 1593. — 4. Die Hinrichtung der vier Rädelsführer auf dem Marktplatze, in demselben Jahre. In etwas verkleinerten Nachbildungen, doch so, daß alle wichtigeren Einzelheiten erkennbar bleiben, sind diese Stiche in Wustmanns „Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig", Blatt 18—21 veröffentlicht. Von den Hunderten von Personen, die darauf dargestellt sind, trägt keine einzige den Umlegekragen; alle, selbst die Häscher, die den gefangnen Guntermann abführen, die Burschen, die die Calvinistenhäuser stürmen, und der Scharfrichter, der dem armen Sünder das Haupt abschlägt, tragen die steife spanische Halskrause. Die Ansicht Gurlitts, der die Bilder in Auerbachs Keller in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts setzt, kann gegenüber diesen gleichzeitigen Kupferstichen unmöglich aufrecht erhalten werden. Unsre Bilder müssen nicht unbeträchtlich jünger sein.

Eine zweite Gruppe von Bildern führt uns in den dreißigjährigen Krieg. Gelegentlich der Schlacht bei Breitenfeld sind in Leipzig zahlreiche Flugschriften und Spottbilder entstanden, und auch die folgenden Jahre sind nicht arm an bildlichen Darstellungen. In dieser Zeit, der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Kriegs, wird man die spanische Halskrause fast ganz vergeblich suchen. Überall findet man den Umlegekragen, und zwar ist dieser jetzt schon vielfach ausgezackt und mit Spitzen reich verziert, während wir in den Bildern in Auerbachs Keller noch den ganz schlicht geschnittenen Umlegekragen der Übergangszeit vor uns haben. Der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Kriegs gehören unsre Bilder also auch nicht an; sie müssen etwas älter sein.

Eine dritte große Gruppe gleichzeitiger Bilder führt uns mitten in den Übergang aus der spanischen in die französische Tracht. Es sind Szenen

aus dem Studentenleben, entstanden in der Zeit bald nach 1600, aber vor 1618. In diesen Darstellungen erscheinen die radförmige Halskrause und der schlicht geschnittene Umlegekragen neben einander, als völlig gleichwertig. Da die beiden Bilder in Auerbachs Keller die Halskrause bereits im Rückgange, ja im Verschwinden begriffen zeigen, so möchte ich diese Bilder noch etwas jünger ansetzen, in die Zeit zwischen 1620 und 1630.

Mitten in diese zehn Jahre fällt das Jahr 1625, in dem Auerbachs Keller seit 100 Jahren bestand und die Sage von Fausts Besuch in diesem Keller seit 100 Jahren bestanden zu haben vorgab. Ich habe oben das Faustbuch des Christlich Meynenden von 1725 als ein Säcularbuch bezeichnet, weil es die Inschriften der beiden Bilder in Auerbachs Keller an hervorragender Stelle, auf der Rückseite des Titelblattes, mit der Jahreszahl 1525 abdruckt; ist es zu kühn, die beiden Bilder selbst ins Jahr 1625 zu setzen und sie als Säcularbilder zu bezeichnen?

Meine Vermutung würde wohl manchem gewagt erscheinen; glücklicher Weise haben wir noch eine gleichzeitige Nachricht, sie zu stützen und unsrer Untersuchung den Schlußstein einzufügen. In Andreas Höhls Leipziger Annalen, die so viele Notizen über die Bautätigkeit einzelner Bürger enthalten, steht im I. Bande, Blatt 71 b folgende Randbemerkung zum Jahre 1625: „Im Jully hat Baumeister John Vetzer sein Hauß noch Ein gemach heher gepaut mit 3 Erckern.“ Gemach bedeutet hier dasselbe, wie Geschoß, Stockwerk. Johann Vetzer aber war der Urenkel des alten Doktor Auerbach und seit 1604 Eigentümer von Auerbachs Hof, auch Erbherr in Wachau; er wurde 1614 Ratsherr, 1623 Stadtrichter und 1626 Baumeister, er starb 1633. Bei dem großen Umbau, den er im Juli 1625 mit seinem Grundstück vornahm, sind zweifellos die beiden Bilder in Auerbachs Keller entstanden, und eben damals hat man wohl auch für die beigeschriebenen Inschriften Fausts Besuch in Leipzig zum erstenmal in ein bestimmtes Jahr zu datieren gewünscht und hat ihn im Anschluß an Widmans Faustbuch ins Jahr 1525 verlegt. Daß die beiden Inschriften von einem nicht ungelehrten und auch in der Literatur nicht unbewanderten Manne gedichtet worden sind, wird ja schon durch die lateinische Fassung des Distichons bewiesen. Aus diesen Inschriften, nicht unabhängig davon aus der mündlichen Tradition oder aus Widmans Faustbuch hat dann wenige Jahre später Andreas Höhl seine kurze Notiz und die Jahreszahl 1525 in seine Chronik herübergenommen. Hätte er aus der mündlichen Tradition geschöpft, so wäre es verwunderlich, wie er zu der genauen

Jahreszahl 1525 gekommen sein sollte, da er doch nicht einmal Fausts Vornamen erfahren hat; hätte ihm aber eine gedruckte Quelle, etwa Widmans Faustbuch, vorgelegen, so würde es sich gar nicht erklären lassen, warum er in seinem kurzen Bericht mehrere Lücken gelassen hat. Er kennt nicht einmal Fausts Vornamen, und dies weist besonders deutlich auf die Bilder in Auerbachs Keller, in deren Beischriften Fausts Vorname ebenfalls nicht genannt wird, während das Jahr 1525 zweimal dabei steht.

Auch noch nach dem Umbau von 1625 und der Renovation von 1636 hat das berühmte Haus eingreifende Veränderungen erlitten. Das Untergeschoß ist durch eingebaute Läden völlig verändert, über dem Durchgang in den Hof erhebt sich ein ganz neues Portal, und der Eingang in den Keller ist weiter nach links hin gerückt worden, sodaß die frühere Türe jetzt das Fenster des Faustzimmers bildet; die beiden Bilder hingen früher wirklich über dem Eingange, das eine externe, nach der Straße zu, das andre interne, nach dem Hofe zu. Über dem Untergeschoß sehen wir zwar auch heute noch das erste Obergeschoß mit seinen acht Fenstern, wie es auf einer Abbildung des Hauses vom Jahre 1717 dargestellt ist, das zweite Geschoß mit elf Fenstern und das Dachgeschoß mit den drei Erkern, aber während diese ursprünglich und auch noch auf dem Bilde von 1717 mit den in Leipzig beliebten Voluten und den Engelsgestalten auf dem Giebel einen heiteren Anblick gewährten, sehen sie jetzt ebenso nüchtern aus, wie das ganze übrige Haus.

Den höchsten Glanz sah Auerbachs Hof wohl in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und aus dieser Zeit haben wir das Gedicht: „Die Unschätzbarkeit Des Galanten Leipzig und sonderlich des Kostbaren Auerbachs-Hoffes entworffen von Halander. Leipzig, bey Johann Theodor Boëtio. 1717.“ Das Titelblatt ist mit einer kleinen Ansicht von Leipzig und mit dem Bilde von Auerbachs Hofe geschmückt. Für den Verfasser — hinter dem Pseudonym Halander soll sich ein Christian Heege verbergen — bedeutet Auerbachs Hof das höchste in der Welt. Goethes Wort:

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute —

Dies Wort war damals noch nicht gesprochen, und für Halander hätte es auch keine Geltung gehabt. Sein Leipzig erschien ihm nicht bloß wie ein klein Paris, im Gegenteil. Indem er seinen Helden Seladon durch die Stadt geleitet, erinnert er an die Erzählung, wie einst König Franz I. von

Frankreich dem Kaiser Karl V. die Schätze von Paris gezeigt habe mit den stolzen Worten:

> Nur ein Paris läßt uns dergleichen Gütter sehen.

Halander aber fordert den König auf nach Leipzig zu kommen:

> Jedoch! erblaßter Printz, tritt etwas näher her,
> Zeigt dir nicht Auerbachs-gerühmter Hoff weit mehr?

Vor der Schilderung der in der Messe hier ausliegenden Kostbarkeiten führt Halander seinen Seladon noch in den Weinkeller und in die Coffeestube in Auerbachs Hof. Man erwartet in diesem langen Gedicht, das lediglich dem Ruhm eines einzigen Hauses gewidmet ist, auch die in diesem Haus lokalisierte Sage von Fausts Faßritt und die beiden Bilder erwähnt zu finden, aber der Dichter weist nur auf die Musik hin, die aus dem Keller schallt, — es ist zur Meßzeit — und fährt dann fort:

> Wohin sind diese Stuffen?
> Wie führen sie dich wohl in das Behältniß ein,
> Wo der Canarien, der süße Neccar Wein,
> Und der vom Stein sich nennt, uns zu den Bechern ruffen?
> Wo 40 jährger Safft von Meißens Reben liegt,
> Der unsere Kehle, trotz Champanien! vergnügt.

Für diesen Dichterling scheinen die Sagen vom Doktor Faust und die beiden Bilder in Auerbachs Keller keine beredte Sprache gehabt zu haben, aber fünfzig Jahre später trat in dieselben dunklen Kellerräume eine lichte Gestalt mit leuchtendem Auge, ein Jüngling, noch unfertig an Körper und Geist, aber Gottbegnadet, wie kein andrer, gleich edelstem Wein in der Gährung reifend, der junge Goethe. Er war fast alle Tage in Auerbachs Hof, und zwar nicht nur, um seinen Freund Behrisch zu besuchen, der da wohnte; er saß auch oft schon früh am Abend, wenn es eben erst zu dämmern begann, in Auerbachs Keller in lustiger Gesellschaft, und den Kupferstecher Stock führte er viel öfter dahin „in solche ausbündige Studentengesellschaft", als es dessen Frau lieb war. Was die beiden alten Bilder zu dem Jüngling gesprochen haben? Der Dichter hat es uns nie mit ausdrücklichen Worten verraten, aber in der Szene „Faust in Auerbachs Keller" hat er dieser Stätte ein unvergängliches Denkmal der Erinnerung gesetzt, und er wird wohl gewußt haben, warum er gerade diese Szene, die einzige, die in einer bestimmten Stadt, in einem bestimmten Hause spielt, in seinen Faust eingefügt hat. In einer gelegentlichen Äußerung vom Jahre 1816 — sie ist vorn abgedruckt — verlegt er sogar die Konzeption dieser Szene ins Jahr 1766, und wenn wir die Worte

„vor funfzig Jahren“ auch nicht pressen wollen, in die Leipziger Zeit führt uns Goethe doch mit diesen Worten, denn Auerbachs Hof steht nun einmal nirgends anderswo, als in Leipzig. Die alten Sagen, die Goethe wohl schon als Knabe in Frankfurt a. M. aus dem Volksbuch und dem Puppenspiel in sich aufgenommen hatte, erwachten in ihm zu einem eigenen Leben, als er sich, selbst ein faustus infaustus, aus den Hörsälen der Universität zu seinem Freunde Behrisch in Auerbachs Hof flüchtete. In gewissem Sinne darf Auerbachs Hof als die Geburtsstätte von Goethes Faust gepriesen werden. Darum hat die Stadt Leipzig recht daran getan, daß sie das von Seffners Meisterhand geschaffene Standbild des jungen Goethe gegenüber von Auerbachs Hof auf dem Naschmarkt aufgestellt hat.



Träume.

Wunderlande gibt es doch
Für die Liebe, für die Träume,
Weite, lichterfüllte Räume,
Märchenglück und schöner noch.

Suchte lang dies Wunderland,
Bin so oft schon irrgegangen;
Doch nun werd ich hingelangen:
Nimm nur Du mich an die Hand.

Friedrich Selle.





Praktische Lösungen der Wohnungsfrage.

Von Baurat Max Pommer.

Ueber den Bau billiger Wohnungen zu schreiben ist deshalb schwierig geworden, weil die Wohnungsfrage bereits von außerordentlich vielen Seiten beleuchtet und praktisch zu lösen versucht worden ist. Von erheblichem Interesse bleibt jedoch stets, in welcher Art und Weise die Bekämpfung der Wohnungsnot geschah. Aus dem Erfolg, der den verschiedenartigen Bestrebungen zu Teil wurde, läßt sich leicht ein Schluß auf die Richtigkeit der Grundsätze der Wohnungsreform ziehen.

Wie bekannt, suchen die Einen das Heil im Einfamilienhause, andere im freistehenden Mehrfamilienhause und noch andere im Miethause.

Welche Art der Lösung zu wählen ist, hängt vielfach von den ortsüblichen Gewohnheiten und Anschauungen der Bevölkerungsklassen ab, für die gebaut werden soll. Unter allen Umständen muß man sich jedoch streng an den Grundsatz halten, daß die Wohnungsmiete in einem gesunden Verhältnis zum Verdienste stehen muß.

Bei der letzten Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure in Augsburg hielt Herr Geheimer Baurat Stübben einen sehr interessanten Vortrag, worin er Leitsätze über die Beteiligung der Architekten, Ingenieure und Baubeamten an der Wohnungsfrage aufstellte, denen man in jeder Beziehung beipflichten und von denen man nur wünschen kann, daß den darin gegebenen Anregungen überall Folge gegeben werden möge.

Im Eingange seines Vortrages weist der Herr Redner auf das Massenmiethaus hin, von dem gesagt wird: „Die Anhäufung großer Menschenmassen . . . die hohen Mietpreise sind eine Folge des Massenmiethauses, sie sind unbekannt, wo letzteres fehlt . . . "

Wenn hier erklärt wird, daß die hohen Mietpreise eine Folge des Massenmiethauses seien, so stehe ich in dieser Frage auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Meine gegenteilige Meinung begründe ich mit den Erfolgen, welche die Stiftung für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig mit den bekämpften Miethäusern erzielt hat.

Ich bin der festen Ansicht, daß eine Bekämpfung und Reform der

Wohnungsnot nur dann gelingen kann, wenn als Leitsatz aller Bestrebungen gilt, daß der auf die Wohnung zu verwendende Betrag des Einkommens in einem gesunden Verhältnis zum Gesamteinkommen stehen muß. In der Jetztzeit halte ich es für angemessen, wenn dieses Verhältnis auf 1/7 beziffert wird.

Daß diese Schätzung der Wirklichkeit entspricht, beweist der Erfolg, den wir mit dem Bau der Stiftungshäuser hatten. Soll das Ziel erreicht werden, so ist Notwendiges vom Wünschenswerten streng zu scheiden, auch auf hervorragende architektonische Schöpfungen zu verzichten und aller Luxus zu vermeiden, denn 1000 Mk. Mehrkosten für den Bau eines Hauses erhöhen bei acht Wohnungen bereits für eine Wohnung die Miete um 5 Mk. Für den Bau der Stiftungshäuser ist die Frage, ob Einfamilienhäuser, Mehrfamilienhäuser oder Miethäuser gebaut werden sollen, wohl erwogen und finanziell geprüft worden. Die angestellten Berechnungen sind stets zugunsten des Miethauses ausgefallen, da sich nur bei diesem das günstige Verhältnis von 1/7 des Einkommens für Miete wahren ließ.

Wir bauen Häuser mit Wohnungen für Einkommen von 900—1600 Mk. nach vier Typen:

I. Das Normalhaus von 13, resp. 14 m Front bei 9,9—10,4 m Tiefe mit zwei Wohnungen von je 1 Stube, 2 Kammern, 1 Küche im Geschoß.

II. Das 18 m Haus, 9,90 m Tiefe mit drei Wohnungen im Geschoß, von denen die eine aus 1 Stube, 2 Kammern, 1 Küche, die beiden anderen aus je 1 Stube, 1 Kammer, 1 Küche bestehen.

III. Das 11 m Haus, 9,90 m Tiefe mit zwei Wohnungen im Geschoß, bestehend aus je 1 Stube, 1 Kammer, 1 Küche, ohne Korridor. In diesem Falle dient die Küche gleichzeitig als Wohnraum.

IV. Die Eckhäuser von 17,50 m Frontlänge mit zwei bis vier Wohnungen im Geschoß.

Die baulichen Aufwendungen für diese Häuser betragen durchschnittlich 209 Mk. pro qm bebauter Fläche oder 12,20 Mk. pro cbm umbauten Raums.

Die nebenstehende Tabelle gibt Auskunft über die Wohnungsmieten in den einzelnen Geschossen und die Berechnung der Miete nach dem wirklichen Nutzwert der Wohnungen in qm und cbm.

Wie aus der Tabelle ersichtlich ist, richten sich die Mieten in den einzelnen Geschossen nach den verschiedenen Jahreseinkommen, daher die großen Verschiedenheiten der Wohnungspreise.

Der Finanzierung des Unternehmens liegt der Gedanke zu Grunde, daß bei gleicher Kopfzahl der Familien Mieter mit 1600 Mk. oder 900 Mk. Verdienst gleiche Raumbedürfnisse haben und der besser situierte Mieter zu Gunsten des weniger gut situierten höhere Miete zahlen muß.

Die Ausstattung der Gebäude ist einfach, aber solid. Jedes Haus enthält Keller, Erdgeschoß, zwei Obergeschosse und Dachboden mit Bodenkammern. Das Dach ist mit Falzziegeln gedeckt. Die Fassaden sind als

		Nutzraum qm der Wohnungen				Nutzraum cbm der Wohnungen				Mietpreis der Wohnungen				für 1 qm Nutzraum Mietzins				für 1 cbm Nutzraum Mietzins			
		E.	I.	II.	III.	E.	I.	II.	III.	E.	I.	II.	III.	E.	I.	II.	III.	E.	I.	II.	III.
Eutritzsch	1 St., 2 K., K. mit Korridor 14,0 m Haus	48,85	48,85	50,39	50,39	141,67	141,67	146,13	146,13	210,60	210,60	187,20	145,60	4,31	4,31	3,71	2,89	1,485	1,485	1,28	0,997
Eutritzsch, 18,0 m Haus	1 St., 2 K., K. mit Korridor	40,20	50,20	51,65	51,65	116,58	145,58	149,79	149,79	192,40	210,60	187,20	145,60	4,786	4,195	3,625	2,819	1,65	1,445	1,25	0,972
	1 St., 1 K., K. mit Korridor	43,69	43,69	45,02	45,02	126,70	126,70	130,56	130,56	161,20	161,20	157,—	130,—	3,69	3,69	3,49	2,88	1,27	1,27	1,20	0,99
	1 St., 1 K., K. mit Korridor	36,30	36,30	37,34	37,34	105,27	105,27	108,29	108,29	145,60	145,60	145,60	114,0	4,0	4,0	3,89	3,05	1,39	1,39	1,305	1,05
Reudnitz	13,0 m Haus 1 St., 2 K., K. mit Korridor	47,10	47,10	48,40	48,40	134,59	134,58	140,36	140,36	220,0	230,0	195,0	155,0	4,67	4,88	4,03	3,20	1,61	1,68	1,39	1,10
	11,0 m Haus 1 St., K., K. ohne Korridor	39,20	39,20	40,20	40,20	113,68	113,68	116,58	116,58	170,0	175,0	160,0	145,0	4,34	4,464	3,98	3,60	1,496	1,537	1,37	1,24

Putzfassaden mit Backsteinumrahmungen der Oeffnungen und Zementwerkstücken durchgebildet. Für die Treppen fand Eichenholz, für die Fußböden fanden 30 mm starke kieferne Streifen Verwendung. Die Beheizung erfolgt teils durch Kachel-, teils durch Tonöfen. Die Küchen haben geflieste zweiröhrige Kochmaschinen mit Grudefeuerung, Wasserleitung mit eisernen emaillierten Ausgußbecken sowie Speiseschrank. Die Aborte sind als gewöhnliche Aborte mit Tonrohrschlotten eingerichtet. Die Wände der Räume sind in Leimfarbe gestrichen, die Türen mit Kastenschlössern als Vierfüllungstüren ausgebildet. Doppelfenster sind nicht vorhanden. Jede Wohnung hat einen Balkon, auf dessen Anlage hoher Wert zu legen ist, weil er den Bewohnern gestattet, ihn sowohl zu wirtschaftlichen Zwecken als auch zur Unterbringung der Kinder in frischer Luft oder zu eigner Erholung zu benutzen. Der Preis eines solchen Balkons in Eisen mit Zementbetonboden 1 m × 2 m groß einschließlich des Geländers beträgt 100 Mk. Sehr zu empfehlen sind die Grudekocheinrichtungen, deren Betrieb außerordentlich billig ist, die das Kochen erleichtern und dauernd heißes Wasser geben. Der Preis einer solchen Kochmaschine mit Kohlen- und Grudefeuerung beträgt 72 Mk.

Die Stiftung baut stets in geschlossenen Häuserreihen, welche große Gärten oder Parkanlagen einschließen.

Die Kolonie Leipzig-Lindenau umfaßt 53 Häuser nebst einem Kinderbewahranstalts- und einem Waschhausgebäude.

Block I enthält 5850 qm, von denen 2230 qm bebaut sind und 3620 qm als Garten bleiben.

Block II enthält 14270 qm, von denen 4640 qm bebaut sind und 10080 qm als Garten bleiben.

Block III enthält 3575 qm, von denen 1990 qm bebaut sind und 1585 qm als Garten bleiben.

Die Kolonie Leipzig-Eutritzsch mit 39 Häusern, einer Kinderbewahranstalt und einem Badehaus hat 27035 qm Fläche, von denen 6527 qm bebaut und 20508 qm als Park unbebaut geblieben sind.

Die Kolonie Leipzig-Reudnitz mit 60 Häusern und einer Kinderbewahranstalt erhielt insofern eine veränderte Bebauung, als das Bauland, entlang einem Bahndamme liegend, 450 m lang, 60 m tief, nur einseitige Straßenanlage gestattete. Die Reihenhäuser sind hier in offener Bauweise angeordnet, zwischen sich einen 450 m langen, 30 m breiten Parkstreifen einschließend.

Nach Vollendung der Reudnitzer Kolonie wohnen in den Stiftungshäusern 5565 Personen, d. i. 1,3 % der gesamten Bevölkerung Leipzigs. Wir haben hiermit ein Resultat erzielt, das uns den Beweis liefert, daß der von uns eingeschlagene Weg „1/7 des Einkommens für Miete" der richtige ist. Ich glaube kaum, daß in Deutschland ein ähnliches Unternehmen zu finden ist, das nach demselben Grundsatz wirtschaftet. Ich will noch bemerken, daß 80 % der Mieter versicherungspflichtig sein müssen.

Bei Vergebung von 152 Wohnungen in Leipzig-Reudnitz lagen 1250 Anmeldungen vor.

Die Erträgnisse der Stiftung sind stiftungsgemäß immer wieder zu verbauen; die Stiftung würde jedes Jahr 300 Wohnungen neu schaffen können.

Vielleicht hat es Interesse, einige Worte über die Verwaltung einer so großen Stiftung zu sagen. Weil die Verwaltung einfach ist, arbeitet der ganze Apparat vortrefflich. Der Stiftung steht der Aufsichtsrat vor, der aus fünf Personen besteht (Ehrenämter), von denen drei den Vorstand bilden, der wöchentlich je eine Sitzung in jeder Kolonie hält und alle Geschäfte kurzer Hand, ohne Aktenmaterial, erledigt. Dadurch, daß nur wenige Personen in der Verwaltung tätig sind, erledigen sich alle Angelegenheiten, namentlich Bausachen, sehr rasch und glatt. In Lindenau führt die Aufsicht über die Kolonie ein Verwalter, während in Eutritzsch und Reudnitz in jedem Hause ein Vertrauensmann (Ehrenamt) wohnt, der darauf achtet, daß die Hausordnung befolgt wird.

Bei dem Vertrauensmanne hinterlegen die Mieter jeden Montag morgen die wöchentliche Miete, und der Vertrauensmann quittiert den richtigen Empfang. Vom Vertrauensmanne erheben an demselben Tage Damen besserer Stände das Geld und deponieren den Betrag auf der Bank. Wie erwähnt, besteht als Regel wöchentliche Zinszahlung und ohne Ausnahme achttägige Kündigung für die Mieter, während diese der Stiftung nur vierteljährlich kündigen können. Diese Vorschrift könnte als eine große Härte erscheinen, in ihr liegt jedoch das Geheimnis der Regierung so großer Massen, und ohne diese Klausel ist nicht auszukommen. Da wir nur in dringenden Fällen achttägige Kündigung anwenden, vollzieht sich in den Kolonien alles in größter Ordnung.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es von Interesse sein, eine Probe auf die Richtigkeit meiner Behauptung zu machen, daß nur mit dem Miethause günstige Resultate bei der Errichtung billiger Wohnungen zu erzielen sind.

Die Gemeinnützige Baugesellschaft in Leipzig erhielt vom Rat der Stadt in Leipzig-Lößnig ein größeres Bauareal in Erbpacht zur Erbauung billiger Wohnungen. Vorgeschrieben ist offene Bauweise. Nur vier Zehntel des Areals dürfen mit Häusern, enthaltend Keller, Erdgeschoß und zwei Obergeschosse mit 40° Dach, bebaut werden, außerdem beantragten die Stadtverordneten, daß in den Häusern in der Hauptsache nur kleine Wohnungen, bestehend aus einer Stube, einer Kammer, einer Küche, eingerichtet werden dürfen.

Wie ersichtlich, wurden für die Ausnutzung des Baulandes sehr beschränkende Bestimmungen vorgeschrieben, die auch in Wirklichkeit den Bau billiger Wohnungen verhindern. Der von mir bebaute dreieckige Baublock konnte nur mit drei Eckhäusern von 508 qm Fläche, die 21 Wohnungen enthalten, bebaut werden. Die Gesamtbaukosten einschließlich des Stacketzauns betragen 86 800 Mk.

An Erbpacht sind pro qm Baublock 12 Pfg., für Straßen- und Platzanlagen bei 4% Verzinsung für den Quadratmeter 24 Pfg. an die Stadtgemeinde zu zahlen, in Summa also 36 Pfg. für den Quadratmeter. Dies würde bei 4% Verzinsung einem Kaufpreise des Baulandes von 9 Mk. für den Quadratmeter Baublock entsprechen.

Die Mieten der Wohnungen aus einer Stube, einer Kammer, einer Küche stellen sich bei 3% Verzinsung und ½% Amortisation auf 220 bis 270 Mk. Vergleicht man diese Preise mit denen der Stiftung, wo für die gleichen Wohnungen 145 bis 170 Mk. gefordert werden, so erkennt man ohne weiteres den gewaltigen Einfluß, den beschränkende Bauvorschriften auf den Bau billiger Wohnungen ausüben müssen.

Meiner Ueberzeugung nach ist es unmöglich, billige Wohnungen zu bauen, wenn nicht in der Baugesetzgebung für Erbauung derartiger Wohnungen bestimmte Ausnahmen geschaffen werden, und bei Aufstellung solcher Gesetze müssen Architekten und Baumeister, die inmitten des praktischen Lebens stehen, herangezogen werden.



Im Olivenhain.

Ich wandle träumend im Olivenhain,
Die grauen Blätter sprühn im Sonnenschein.
Von ferne summt sein heilig Lied das Meer,
Tiefblauer Himmel wölbt sich rings umher.

Die ganze Welt ist wunderbar durchsonnt,
Nur eine Wolke steht am Horizont.
Auch diese kann dem Glanz nicht widerstehn:
Sie muß in lauter Licht zu Grunde gehn.

Von schwerem Kummer war mein Herz bedrückt;
Nun weitet sich die Seele tiefbeglückt.
Der fernen Wolke gleich zergeht mein Leid:
Ich atme lauter Licht und Seligkeit!

Dr. W. Henzen.



Der Untergang von Leipzig.

Anno 1619. Diesen Monat ist ein Geschrey auskommen, daß auf den 25 Martii, als den Grünen-Donnerstag die Stadt Leipzig versincken und untergehen solte, weswegen viele Leute weggeflüchtet und sich besagten Tages aus der Stadt begeben. Vogel's Annalen.

Weh, Leipzig, vielgeliebtes Nest!
Mit deinen dicken Mauern,
Mit deinen Türmen stark und fest,
Du kannst mich schrecklich dauern.
Bezweifl' es, wer noch zweifeln mag:
Am nächsten Grünen-Donnerstag
Wirst du, o Stadt der Linden,
Im Erdenbauch verschwinden!

Der Bürgermeister schnellt vom Sitz
Mit wahrem Jugendfeuer:
„Auf, laßt uns fliehn nach Stötteritz!
Hier ist es nicht geheuer.
Am Markte auf der Rathausfahn'
Hat dreimal schon der Wetterhahn
Mit lauter Stimm' gegackelt:
Es wackelt! wackelt! wackelt!"

Der Rektor gibt alsbald bekannt:
„Es fiel im Büchersaale
Mit lautem Plautzen ein Foliant
Heut' Morgen vom Regale!
Packt auf den ganzen Weisheits-Kitsch
Und rettet euch nach Euteritzsch!
Ein Narr, wer länger fackelt;
Es wackelt! wackelt! wackelt!"

Am Donnerstag bellt' in der Stadt
Kein Hund mehr auf den Gassen,
Und jeder kluge Bürger hatt'
Wohlweislich sie verlassen.
Man spannt und wartet Tag und Nacht,
Daß Leipzig in die Erde kracht;
Nach achtundvierzig Stunden
War noch kein Stein verschwunden.



Da sprach der Bürgermeister: „Hum,
Laßt uns die Angst begraben;
Es scheint sich das Orakulum
Faktisch geirrt zu haben."
Und abends saß der Magistrat
Mitsamt dem Hochschul-Rektorat,
Und jeder brave Zecher
Hielt fest umspannt den Becher.

Doch als der Nachtrat Zweie rief,
Da schrie der Bürgermeister:
„Es wackelt! 's wackelt! 's steht schon schief!
Helft, alle guten Geister!"
Der Rektor aber sprach: „Na nu!?
Bin ich's, o Leipzig, oder du?
Schwer ist es zu entscheiden,
Wer wackelt von uns beiden!"

Edwin Bormann.



„Der Flüch der Kröte — Fluch der Kröte.“

Von Gustav Meyrink.[1]

Breit, mäßig bewegt und gewichtig.
„Meistersinger“.



Auf die Straße zur blauen Pagode schien heiß die indische Sonne herab — heiß die indische Sonne herab.

Die Menschen sangen im Tempel und streuten dem Buddha weiße Blüten, und die Priester beteten feierlich: Om mani padme hum; Om mani padme hum.

Die Straße menschenleer und verlassen: — heute war Feiertag.

Die langen Kushagräser hatten Spalier gebildet in den Wiesen an der Straße zur blauen Pagode — an der Straße zur blauen Pagode. Die Blumen alle warteten auf den Tausendfüßler, der da drüben wohnte in der Rinde des verehrungswürdigen Feigenbaumes.

Der Feigenbaum war das vornehmste Viertel.

„Ich bin der Verehrungswürdige,“ hatte er von sich selbst gesagt, und aus meinen Blättern kann man Schwimmhosen machen — kann man Schwimmhosen machen.

Die große Kröte aber, die immer auf dem Steine saß, verachtete ihn, weil er angewachsen war, und hielt auch nichts von Schwimmhosen. — Und den Tausendfüßler haßte sie. Fressen konnte sie ihn nicht, denn er war sehr hart und hatte einen giftigen Saft, — giftigen Saft.

Darum haßte sie ihn — haßte sie ihn. Sie wollte ihn verderben und unglücklich machen und hatte sich mit den Geistern der toten Kröten die ganze Nacht beraten.

Seit Sonnenaufgang saß sie auf dem Stein und wartete und bebte zuweilen mit dem Hinterfuß, — bebte zuweilen mit dem Hinterfuß.

Dann und wann spuckte sie auf das Kushagras.

---

[1] Empfehle hierzu: Gustav Meyrink, Der heiße Soldat und andere Geschichten. München 1903. Albert Langen.

Alles schwieg: Blüten, Käfer, Blumen und Gräser. — Und der weite, weite Himmel. Denn es war Feiertag.

Nur die Unken im Tümpel — die unheiligen — sangen gottlose Lieder: „I pfeif' auf die Lotosblum', i pfeif' auf mein Leb'n, — i pfeif' auf mein Leb'n, — i pfeif' auf mein Leb'n."

Da glitzerte es in der Rinde des Feigenbaumes und rieselte schimmernd herab wie eine Schnur schwarzer Perlen. — Wand sich kokett und hob den Kopf und spielte tanzend im strahlenden Sonnenlicht.

Der Tausendfüßler — der Tausendfüßler.

Der Feigenbaum schlug voll Wonne die Blätter zusammen, und das Kushagras raschelte entzückt — raschelte entzückt. Der Tausendfüßler lief zum großen Stein, dort lag sein Tanzplatz — ein heller, sandiger Fleck, — -iger Fleck. Und huschte umher in Kreisen und Achtern, daß alles geblendet die Augen schloß — die Augen schloß.

Da gab die Kröte ein Zeichen, und hinter dem Stein hervor trat ihr ältester Sohn und überreichte mit tiefer Verbeugung dem Tausendfüßler ein Schreiben seiner Mutter. — Der nahm es mit dem Fuß Nr. 37 und frug das Kushagras, ob es auch richtig gestempelt sei.

„Wir sind zwar das älteste Gras der Erde, aber das wissen wir nicht, — die Gesetze sind jedes Jahr anders, — das weiß nur Indra allein — weiß nur Indra allein."

Dann holte man die Brillenschlange, und die las den Brief vor:

„Seiner Hochgeboren, dem Herrn Tausendfuß!

Ich bin nur ein Nasses, Schlüpfriges — ein Verachtetes auf Erden, und mein Laich wird gering geschätzt unter Pflanzen und Tieren. — Und glänze nicht und schillere nicht. — Ich habe nur vier Beine — nur vier Beine — und nicht tausend, wie Du — nicht tausend, wie Du. — O Verehrungswürdiger! — Dir nemeskar, — Dir nemeskar! —"

„Ihm nemeskar, ihm nemeskar," stimmten begeistert die wilden Rosen aus Schiras mit ein in den persischen Gruß — in den persischen Gruß.

„Doch wohnet Weisheit in meinem Haupte und tiefes Wissen — und tiefes Wissen. Ich kenne die Gräser, die vielen beim Namen. — Ich weiß die Zahl der Sterne am Nachthimmel und der Blätter des Feigenbaumes, — des angewachsenen. — Und mein Gedächtnis hat seinesgleichen nicht unter den Kröten in ganz Indien.

Siehe, und dennoch kann ich die Dinge nur zählen, wenn sie stille stehen, — nicht, wenn sie sich bewegen — nicht, wenn sie sich bewegen.

Sage mir doch — o Verehrungswürdiger, wie es sein kann, daß Du beim Gehen immer weißt, mit welchem Fuße Du anfangen mußt, welcher der zweite sei, — und dann der dritte, — welcher dann kommt als vierter, als fünfter, als sechster, — ob der zehnte folgt oder der hundertste, — was dabei der zweite macht und der siebente, ob er stehen bleibt oder weitergeht, — wenn Du beim 917ten angelangt bist, den 700sten aufheben und den 39sten niedersetzen, den 1000sten biegen oder den vierten strecken sollst — strecken sollst.

O bitte, sage mir armen Nassen, Schlüpfrigen, das nur vier Beine hat — nur vier Beine hat — und nicht tausend wie Du — nicht tausend wie Du —, wie Du das machst, — o Verehrungswürdiger!

Hochachtungsvoll die Kröte."

„Nemeskar," flüsterte eine kleine Rose, die eingeschlafen war. Und die Kushagräser, die Blumen, die Käfer und der Feigenbaum und die Brillenschlange blickten erwartungsvoll auf den Tausendfüßler.

Selbst die Unken schwiegen, — Unken schwiegen.

Der Tausendfüßler aber blieb starr an den Boden festgebannt und konnte hinfort kein Glied mehr rühren.

Er hatte vergessen, welches Bein er zuerst heben solle, und je mehr er darüber nachdachte, desto weniger konnte er sich entsinnen — konnte er sich entsinnen. — — — — — — — — —

Auf die Straße zur blauen Pagode schien heiß die indische Sonne herab — indische Sonne herab.





Weckruf.

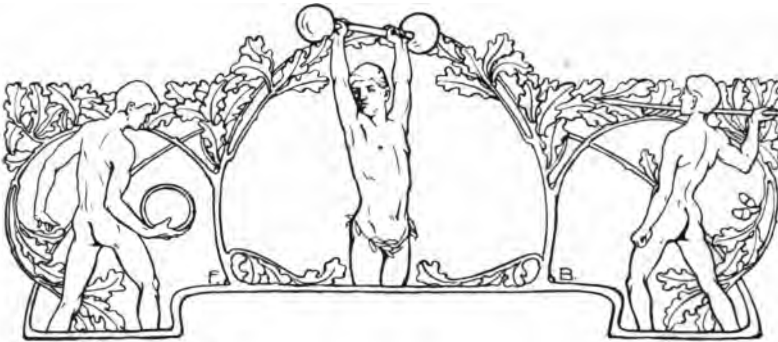
Heut geizt die Welt nicht mehr mit Monumenten,
Selbst dem Geringsten setzt sie einen Stein;
Und warst du groß, ein Held, so harret dein
Ein eherner Koloß aus Künstlerhänden.

Doch, wo es gilt, in heil'gem Dank zu spenden
Den Freiheitskämpfern opferfreud'gen Sinns
Für alte Ehrenschuld geringen Zins,
Da hilfst du nicht zu glücklichem Vollenden?

Da willst du, deutsches Volk, noch geizig kargen?
Wie liegt dein Opfersinn doch heut im Argen!
Die Tausende, die dort bei Leipzig modern,
Was ist's? ein Fünkchen Dank nur, das sie fodern!

Was wärest du, wenn sie nicht freudig hätten
Gelöst mit ihrem Blute deine Ketten?

Müller-Schöneck.



Leipzig als Turnerstadt.

Von Bernhard Striegler.

Die Anfänge des Turnens in Leipzig liegen bis in die Zeit der Gründung der deutschen Burschenschaft zurück, jener studentischen Korporation, die besonders bei ihrer Entstehung in sehr naher Beziehung zur Turnsache stand. Es wird berichtet, daß Mitglieder der nahezu 100 Köpfe zählenden Leipziger Burschenschaft im Jahre 1818 in einem Milchgarten in Gohlis, deren Inhaberin den idyllischen Namen „Milchröschen" führte, an zwei Abenden der Sommermonate geturnt haben. Im Laufe der nächsten Jahre vermehrte sich die Teilnahme. Doch die in dieser Zeit alles freistrebende Leben vernichtende Demagogenhetze bereitete diesem ersten Anfang ein frühes Ende, und um den „höchstbedenklichen Umtrieben" nachhaltig entgegenzutreten, ließ die Polizei im Jahre 1825 Reck und Barren absägen. Um dieselbe Zeit sind auch noch in der neben dem Milchgarten gelegenen Gastwirtschaft „Zur blauen Mütze" von Studenten Turnübungen getrieben worden, außerdem haben noch eine Anzahl akademischer Turngesellschaften kurze Zeit bestanden, deren Gründer Studenten und Gymnasiasten waren, die meistens in Berlin unter Jahn geturnt hatten.

In der Zeit, als die Polizei in Gohlis mit der Säge das aufblühende Turnerleben vernichtete, bildete sich im geheimen unter den gewecktesten Primanern und Sekundanern der Thomasschule eine kleine Turngemeinde, deren Mitglieder Mittwochs und Sonnabends hinaus nach Stünz zogen, dort am Reck und Barren fleißig turnten, ihr Abendbrot bei Milch oder Braunbier einnahmen und dann unter Sang und Klang wieder stadtwärts wanderten. Doch die Herrlichkeit währte nicht lange. Der damalige Rektor der Thomasschule, Rost, bekam Wind von der Sache, und das Lehrerkollegium nahm der Polizei die Arbeit ab, mit der von Gohlis her bekannten Säge nun auch nach Stünz gehen zu müssen. Die vertriebenen Turner errichteten darauf ihre Turnstätte im Walde in der Nähe von Leutzsch, wo sie unbehelligt blieben, da in den maßgebenden Kreisen

eine mildere Auffassung der Sache Platz gegriffen hatte. So konnten auch die Nikolaischüler, angeregt durch den Jahn-Schüler Siedwogrovski, ungestört in der Nähe des Kuhturmes in Lindenau turnen. Die ganze Geräteeinrichtung bestand in einem Reck, das in einer Marketenderbude aufbewahrt und zum Turnen an der Leutzscher Brücke zwischen zwei Bäumen befestigt wurde. Diese Turnvereinigung ist als der Uranfang des Leipziger Vereinsturnens zu bezeichnen, denn neben Prof. Richter (später in Dresden), Schulze-Delitzsch u. a. übte sich im freien Spiel der Kräfte auch der spätere Professor Dr. Franz Bock, der Vater des Gedankens, in Leipzig einen allgemeinen Turnverein zu gründen.

Als dann im Jahre 1826 die infolge der Vorgänge beim Wartburgfeste und des Mannheimer Attentates, bei dem Kotzebue durch den fanatischen Studenten Sand fiel, aufgelösten Burschenschaften wieder zusammentraten, turnten die Burschenschaften im Verein mit Gymnasiasten von neuem in ansehnlicher Zahl im Gohliser Milchgarten. So ging es einige Jahre rüstig weiter, bis die Spaltung innerhalb der Burschenschaft, die sich von Erlangen und Jena auch nach Leipzig verpflanzte, zwei feindliche Heerlager schuf, wodurch der aufblühende Turnbetrieb wieder lahm gelegt wurde und schließlich ganz einschlief.

Von einem Turnen nichtstudentischer Kreise war bis dahin nichts zu verspüren gewesen. Erst Anfang der dreißiger Jahre gab Prof. Bock den ersten Anstoß, die Leipziger Bürger für die Turnsache zu interessieren. Er ließ auf dem Grundstücke seines Schwiegervaters in der Dresdner Straße einen Turnplatz errichten, wo sich regelmäßig 10—12 Anhänger der Sache zur Uebung einfanden. Dieser Turnplatz ist häufig von Fremden, darunter auch vom Vater Jahn, besucht worden.

Ein weiterer Schritt vorwärts wurde dann im Jahre 1836 getan, als Joh. Friedr. Wilhelm Heusinger, der erste Leipziger Turnlehrer, die damals dem Turnen kühl gegenüberstehenden Behörden bewegen konnte, ihm einen Platz zur Erteilung von Turnunterricht an Schüler der städtischen Schulen zu überlassen. Der Platz lag da, wo jetzt die städtische Turnhalle steht. An einen obligatorischen Turnunterricht war unter Heusinger noch nicht zu denken. Die Stadtverwaltung begünstigte die Sache dadurch, daß sie dem Turnlehrer den Platz überließ und ihn verpflichtete, den Schülern der städtischen Schulen, insoweit es die Eltern erlaubten, einige Male in der Woche gegen geringes Entgeld Gelegenheit zu geregeltem Turnen zu bieten. Heusinger siedelte 1839 nach Dresden über und trat die Leitung seiner Turnanstalt an den Fechtmeister Berndt ab.

Neben der Berndtschen Turnanstalt gründeten sich nach und nach eine Reihe kleinerer Vereinigungen von Turnern, die aber meist nicht lange bestanden. Nur die Privatturnanstalt von Franz Wilhelm Metz, die 1839 ins Leben trat, erfreute sich starken Zuspruchs. Als Metz aber nach einigen Jahren nach Darmstadt ging, fand er niemand, der seine Arbeit fortsetzte und die Anstalt wurde geschlossen.

Von gewisser Bedeutung für die Gründung eines größeren, lebensfähigen Turnvereins wurde die im Jahre 1843 erschienene Schrift des bekannten Arztes und Orthopäden Dr. Schreber: „Das Turnen vom ärztlichen Standpunkte, zugleich als eine Staatsangelegenheit dargestellt". Schreber erklärt in dieser Schrift als turnfähig im allgemeinen nicht nur das männliche, sondern auch das weibliche Geschlecht und jede Altersstufe zwischen dem 6. und 70. Jahre. Die bereits Anfang der vierziger Jahre von einer Reihe angesehener Männer ins Auge gefaßte Gründung eines allgemeinen Turnvereins, veranlaßte die unter der Führung des Coiffeurs Müller stehende Privatgesellschaft von 18 Turnern, sowie die von dem Turnlehrer Cunz, einem Hilfslehrer Berndts, geleitete und gegen 30 Mitglieder zählende Turngesellschaft ihren Beitritt in die neu zu schaffende Vereinigung zu erklären. Erst im Jahre 1845 als Prof. Bock und der Kaufmann Carl Lampe jeder für sich den Plan faßten, in Leipzig einen größeren Turnverein zu gründen und die beiderseitigen Bestrebungen bald in treuer Gemeinschaft der Verwirklichung zugeführt wurden, konnte in einer für den 23. Juli einberufenen Versammlung, die im Schützenhause stattfand und zu der 24 Leipziger Bürger (meist Aerzte, Gelehrte, Kaufleute, Juristen ꝛc.) erschienen waren, der erste entscheidende Schritt getan werden. Man einigte sich über den Zweck des Vereins und ernannte einen Ausschuß, bestehend aus Prof. Bock, Dr. Stephani, Buchhändler Gustav Mayer und Dr. Schreber, zur Bearbeitung eines Grundgesetzes. Mit geringen Aenderungen wurden diese Statuten in der am 30. Juli 1845 abgehaltenen Versammlung angenommen und man konstituierte sich als „Allgemeiner Turnverein zu Leipzig". Karl Lampe hatte auf seine Kosten vor dem Schützentore einen Turnplatz einrichten lassen. Die Professoren Bock und Biedermann, sowie Dr. Stephani hielten dann am Sonntag den 24. August 1845 im großen Saale des Schützenhauses Vorträge über die gesundheitliche und sittliche Bedeutung des Turnens. Hunderte von den Hörern begaben sich nach den Vorträgen nach dem nahen Lampeschen Turnplatz und damit wurde der Turnbetrieb in dem am 30. Juli gegründeten Verein eröffnet.

Daß der Verein und die von ihm vertretene Sache neben dem Genuße starker Sympathien auch auf Gegnerschaft stieß, zeigte unter anderem eine heftige Polemik, die im Leipziger Tageblatt im Dezember 1845 gegen einen Anonymus, in dem man einen höheren Schulmann vermutete, von Biedermann u. a. ausgefochten werden mußte. Bezeichnend für die Anschauung die in manchen Kreisen der damaligen Zeit vorherrschte, sind die Worte, mit denen der Anonymus einen seiner Artikel schloß. Sie lauten: Wir wollen Sachsen, wir wollen Leipziger sein, aber keine Spartaner!

Der Rat der Stadt stellte im nächsten Jahre dem Verein den günstiger gelegenen städtischen Turnplatz an der Holzgasse zur Verfügung und ließ ihm später eine jährliche Unterstützung von 200 Talern zukommen. Im Winter von 1846 und 1847 turnte der Verein unter vieler Unbill in einem Raume des Tscharmannschen Hauses am Wageplatz. Im Winter vorher

hatten die Turner im damaligen Reimerschen Garten im ehemaligen Geschäftslokal der Weidmannschen Buchhandlung zeitweilige Unterkunft gefunden. Im Jahre 1847 gründete sich eine Aktiengesellschaft zur Erbauung einer Turnhalle, die noch dank der besonders starken Bemühungen des Polizeidirektors Stengel bereits am 12. September 1847 eingeweiht werden konnte. Die sich immer mehr steigernde Zunahme der Mitglieder machte mehrere Erweiterungsbauten notwendig, bis dann in den Jahren 1862 und 1863 die jetzige städtische Turnhalle (für 110,836 Mk.) erbaut und am 8. März 1863 eingeweiht wurde. Die Inschrift der Halle: „Die Stadt Leipzig den Turnern" ist ein Zeichen der Gunst, die sich die Turner und die Turnsache in den Augen der Stadtverwaltung erworben hatten. Die Halle vermag 700—800 Turner in voller Uebung zu fassen. Die breiten Galerien sind nicht für Zuschauer, sondern ebenfalls wie die gegen 1700 qm. große Grundfläche zum Turnen bestimmt.

Wird nun wieder nach der Betrachtung des Fortganges der äußeren Vereinsverhältnisse auf die Ausgestaltung des inneren Vereinslebens zurückgegriffen, so ist zu bemerken, daß Prof. Bock die Seele des Vereins blieb. Er beaufsichtigte das Turnen vom ärztlichen und vom gymnastischen Standpunkte aus; er war Mitglied des Turnrates, der anfangs neun-, später vierundzwanzigköpfigen Körperschaft, der die Vereinsleitung übertragen war. Den Turnlehrern erteilte Bock Unterricht in Anatomie, Physiologie und Diätetik.

Da die berechtigten Bedenken, daß die einseitige Betonung des reinen Gesundheitsturnens die Jugend für die Dauer nicht fesseln konnte, von der Vereinsleitung anerkannt wurden, nahm man gegen Ende des ersten Vereinsjahres eine unter Friedrich Cunz turnende Privatgesellschaft, die das Turnen weniger auf Grund medizinisch-diätischer Regeln, sondern die die Leibesübungen mehr um ihrer selbst willen trieb, um im freien Spiel der Kräfte in anregender Weise den Körper gewandt und stark zu machen, mit Freuden in den Verein auf. Aus der Mitte der Vereinigung ging der Stamm der späterern Vorturnerschaft (Faber, Bretschneider u. a.) hervor. Friedrich Cunz wurde ein Opfer der politischen Sturm- und Drangperiode der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sein Nachfolger wurde sein Bruder Carl Cunz. Dieser sonderbare Mann ist als der Begründer des heutigen Kunstturnens zu bezeichnen. Er widmete sich mit Feuer und Begeisterung der Heranbildung der Turner, denen er allen in Bezug auf turnerische Fertigkeit ein schier unerreichbares Ideal war. Er brachte in die Turnübungen eine gewisse Ordnung hinein und baute sie getreu dem pädagogischen Grundsatze: Vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten auf. Er gilt als der Erfinder der Kippe, der bekannten Reckübung. Nach seinem 1851 erfolgenden Abgange trat der damals erst 18jährige Alwin Martens in den Vordergrund des Vereinslebens. Dieser, ein hochgebildeter, rede- und schriftgewandter Mensch wurde der geistige Mittelpunkt des Vereins. Er kämpfte vor allem für die Veredelung und Vertiefung des Turnbetriebes und bereits im Jahre 1851

dafür, daß eine turnpädagogische Autorität an die Spitze des Vereins zu berufen sei. Für dieses Amt hatte er stets J. C. Lion im Auge, der aber erst einige Monate nach Martens Tode (Februar 1862) von dem Turnrate und dem Rate der Stadt an die Spitze des Leipziger Turnwesens als Direktor des städtischen Schulturnens und als technischer Direktor des Allgemeinen Turnvereins gestellt wurde. Den guten Ruf Leipzigs als Turnerstadt haben eine Reihe tüchtiger Männer begründen helfen, keiner aber hat wohl mehr in dieser Beziehung geleistet, als J. C. Lion. Sein praktisches Wirken auf dem Turnplatze, seine Schriften, die klassische Bedeutung in der Fachliteratur erlangt haben, sowie der von ihm stark geförderte Ausbau des Gerätschatzes u. a. m. sichern diesem Manne in der Turnerwelt ein ehrendes Gedenken für alle Zeiten.

Ein reiches Arbeitsgebiet wurde dem Allgemeinen Turnverein dadurch eröffnet, daß ihm der an den städtischen Schulen nach und nach eingeführte obligatorische Turnunterricht übertragen wurde, dessen Anfänge bis in die Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo bereits die Schüler des Handerschen später Teichmannschen Institutes turnten, zurückliegen. Dieses Verhältnis hat sich, nachdem den Schulanstalten Turnhallen eingefügt und meist auch Turnlehrer angestellt wurden nach und nach gelöst. Jetzt turnen nur noch die Schüler einiger Privatschulen in der städtischen Turnhalle unter Vereinsturnlehrern.

Einen Markstein in der Leipziger Turngeschichte bildete das vom 3. bis 5. August 1863 in Leipzigs Mauern unter Beteiligung von gegen 23000 Turnern abgehaltene dritte deutsche Turnfest. Jene Augusttage sind allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben. Das Sehnen nach einem geeinten deutschen Reiche, die Sympathie, die man besonders den bedrängten mit umflorter Fahne erschienenen Schleswig-Holsteinern entgegenbrachte, überhaupt der ausgesprochen großdeutsche Zug, der alle Festteilnehmer beseelte, gaben dem Feste das denkwürdige Gepräge. Es waren Turner aus allen Gegenden Deutschlands erschienen. England, Holland, Rußland, die Schweiz, Italien, Amerika und Australien hatten Vertreter entsendet. Der Festplatz, der einen Flächenraum von 1 ½ Mill. Quadratfuß hatte, lag einige hundert Schritte vor dem Zeitzer Tor an der Straße nach Connewitz. Dem Danke für die gastliche Aufnahme gaben die deutschen Turner durch Ueberreichung einer schlichten Gedenktafel, die am Rathaus angebracht ist, Ausdruck. Die Mitgliederzahl des Allgemeinen Turnvereins stieg im Festjahre 1863 bis auf 2553 Mitglieder.

Von besonderer Bedeutung für die turnerischen Verhältnisse Leipzigs wurde die am 3. April 1867 erfolgte Gründung des Leipziger Turnvereins. Diese Körperschaft, deren Gründer vorher Mitglieder des Allgemeinen Turnvereins waren und infolge von Differenzen, die zwischen dem Turnrat und der Vorturnerschaft jahrelang bestanden, ausgeschieden waren, konnte durch die Bemühungen des Rechtsanwaltes Rud. Schmidt und des Dr. Heine bereits am 27. Mai 1867 den Betrieb auf ihrem Turn-

platze an der Schreberstraße eröffnen, am 25. August den Grundstein zur Turnhalle legen und diese am 24. Oktober in Benutzung nehmen. Der rüstig aufstrebende Verein errang sich durch seine Erfolge bald einen guten Ruf auch in weiterer Ferne. Der Rat der Stadt ermöglichte es dem Vereine, im Jahre 1892 am Frankfurter Tor eine stattliche, den neuzeitlichen Anforderungen in jeder Weise genügende Turnhalle zu errichten und diese am 23. Oktober feierlich einweihen zu können. Die Baukosten betrugen rund 100000 Mk. Zu den Zierden des Vereins gehört der bekannte Oswald Faber der Aeltere, der seit der Vereinsgründung Vorsitzender der Vorturnerschaft und von 1844 bis heute praktischer Turner ist. — Der Verein zählte im Jahre 1867 und 1868 gegen 500 Mitglieder. Diese Zahl hat sich nach und nach auf den gegenwärtigen Stand von rund 900 Mitgliedern erhöht.

Ein weiterer Zuwachs an Turnvereinen erstand, als sich aus dem unter Turnlehrer Brehmes Leitung stehenden Männerturnklub, dessen Uebungslokal die orthopädische Heilanstalt des Dr. Schilbach war, im Jahre 1885 der Turnverein der Südvorstadt entwickelte. Die nach der Gründung schnell steigende Mitgliederzahl führte bald zur Errichtung eines eignen Vereinshauses, dessen geräumige Turnhalle am 4. November 1888 in Betrieb genommen wurde. Das Grundstück erforderte einen Bauaufwand von 150000 Mk., wovon etwa 40000 Mk. auf die Turnhalle und 4000 Mk. auf die Geräteeinrichtung entfallen. Der Verein erfreut sich im Südviertel großer Beliebtheit und zählt gegenwärtig 549 Mitglieder.

Die seit dem Jahre 1879 bestehende Turnerschaft des Vereins für Volkswohl, die im Gründungsjahre 60 Mitglieder zählte, turnte bis zum Jahre 1890 in der Halle des Leipziger Turnvereins. Die Mitgliederzahl, die 1881 bis auf 11 gesunken war, stieg, besonders nachdem die Turnerschaft die Turnhalle ihres Vereinshauses bezogen hatte, bald auf über 200. Gegenwärtig gehören der Turnerschaft 246 Mitglieder an.

Die vor zwei Jahren von ausgeschiedenen Mitgliedern des Leipziger Turnvereins gegründete Turngemeinde Leipzig hat bereits einen Mitgliederbestand von 530 Köpfen. Ihre Uebungsstunden hält sie in der an der Dorotheenstraße gelegenen Turnhalle ab.

Aus der Spielvereinigung im Allgemeinen Turnverein entstand vor zwei Jahren ein selbständiger Verein, der Turnspielverein.

Von den Leipziger Akademischen Turnvereinen ist zuerst zu nennen die 1868 gegründete Normannia, die ehedem dem A. T. V. angehörte, später Turnverein im V. C., und nach dem Meißner Akademischen Turnfest freie Turnerschaft war. Jetzt ist die Normannia freischlagende Verbindung. Im Jahre 1887 wurde von Studenten, die Mitglieder des Allgemeinen Turnvereins waren und auch blieben, die Alemannia als A. T. V. Leipzig ins Leben gerufen. 1895 zweigte sich von dieser ein neuer Verein, Albertia, als freier Akademischer Turnverein ab. Die ehedem schlagende Verbindung Hansea ist jetzt Turnerschaft und im V. C. an Stelle der Normannia aufgenommen worden.

Neuerdings ist in Leipzig ein deutsch-völkischer Turnverein „Friesen" ins Leben gerufen worden. Auch ein jüdischer Turnverein besteht seit einiger Zeit.

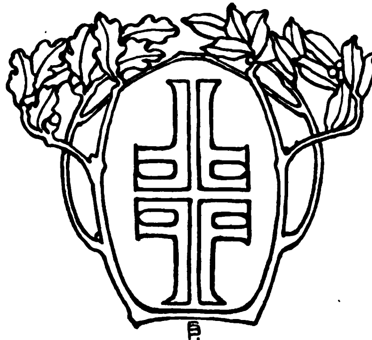
Die drei zuerst genannten Alt-Leipziger Vereine, die der „Deutschen Turnerschaft" angehören, bilden seit 1897 eine Vereinigung, die den Namen „Leipziger Turnerschaft" führt.

Von den weiter erwähnten Vereinen gehören die Turnerschaft des Vereins für Volkswohl, die Turngemeinde, der Turnspielverein und der Akademische Turnverein Alemannia zu dem 72 Turnvereine mit 12710 Mitgliedern zählenden Turngau des Leipziger Schlachtfeldes. Zu dieser in der deutschen Turnerschaft in hohem Ansehen stehenden Vereinigung gehören noch die 22 Turnvereine Neu-Leipzigs, deren Gründungsjahre zum Teil bis in die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückliegen.

Alle diese Vereine streben rüstig aufwärts und arbeiten mit Erfolg an der Verwirklichung der Ziele, die sich die „Deutsche Turnerschaft" (die nach der letzten Zählung 7229 Vereine mit 728044 Mitgliedern außer den in den Vereinen turnenden Frauen und Kindern umfaßte) gesteckt hat. Die meisten Vereine genießen durch das Wohlwollen des Rates der Stadt zur Unterstützung ihres gemeinnützigen Wirkens namhafte Beihilfen. Dazu tritt das uneigennützige Wirken vieler arbeitsfreudiger und für die Sache begeisterter Männer als das beste Mittel, den guten Ruf, den Leipzig als Turnerstadt seit jeher genießt zu erhalten und zu erhöhen.

Unsere Stadt erfreut sich auch der Ehre, den Vorsitzenden und Mitbegründer der Deutschen Turnerschaft, Dr. Ferdinand Goetz, zu ihrem Bürger zu zählen. Das Archiv der Deutschen Turnerschaft, die größte turnerische Bücherei, hat ebenfalls ihre Stätte in Leipzig und zwar im Grundstück des Lindenauer Männerturnvereins.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß besonders in neuerer Zeit eine Reihe Vereine gegründet worden sind, die entgegen dem Grundsatze der zur Deutschen Turnerschaft gehörenden Vereine politischen Anstrich haben und dem Arbeiter-Turnerbunde angehören.





Hafenlicht.

Wohl irrt' ich oft, von rascher Glut verführt,
Vom Wege, den du mir mit Rosen streust,
Und ließ die liebe Hand, die oft so zärtlich
In meiner ruhte, oder von der Stirn,
Der sorgenschweren, mir die Falten strich.
Wohl irrt' ich oft, von einem heißen Blick,
Von eines Mundes süßer Schwermut wie
Berauscht. Doch nie vergaß ich deiner, nie!
Und aus der Ferne sah ich stets das Licht,
Den milden Glanz aus deinen Augen, der,
Wenn ich mich heimwärts sehnte, sichern Pfad
Mir wies: ein treues Hafenlicht.

Felix Hübel.

In den Nächten.

Ich will ja nichts von dir.
Nicht deine Lippen will ich streifen,
Und deines Munds schwermütiger Zauber
Sei mir fremd. Selbst deine Hand,
Die zärtliche, ich will sie nicht berühren,
Und deines Haares goldenes Licht
Es leuchte Glücklicheren!
Doch in den Nächten sollst du mir
Gehören! Hörst du? Deine Träume
Die will ich haben: deine Seele; wenn sie
Im blauen Mondessilber baden geht,
Soll sie die meine treffen.
Auf schwanker Brücke meines Traumes,
Der auch der deine sei. Hörst du?
In den Nächten sollst du mir
Gehören . . In den Nächten . . . . .

Felix Hübel.



Leipziger Parks und Gärten.

Von Julius R. Haarhaus.

Seit mehr als zweihundert Jahren trägt Leipzig den Namen einer Gartenstadt. Früher als anderswo hat sich hier in den Kreisen der begüterten Bürger der Sinn für die Natur entwickelt, aber früher als anderswo zeigt sich hier auch das Bestreben der Privatleute, ihre gärtnerischen Schöpfungen dem Publikum zugänglich zu machen und so das Allgemeinwohl zu fördern. Die Gärten lagen vor den Toren; Wassers- und Kriegsnöte haben oft genug die Mühe und die materiellen Opfer der Besitzer zu Schanden gemacht, aber die Anlagen blieben bestehen, folgten den Wandlungen des Modegeschmacks und überstanden die große gärtnerische Revolution, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die geradlinigen Blumenparterres des französisch-holländischen Gartens in die scheinbar völlig kunstlose Natur des sogenannten englischen Parks ummodelte. Erst die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beginnende Ausdehnung der Stadt hat die alten Patriziergärten bis auf wenige dürftige Reste beseitigt.

Zu den ältesten und bedeutendsten Gärten der Stadt gehörte der Groß-Bosische, der ehemals das Areal zwischen dem Roßplatz und der heutigen Nürnberger Straße einerseits und der Johannis- und der Ulrichsgasse andrerseits einnahm. Er war in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von dem Ratsherrn Kaspar Bose angelegt und mit Statuen und kleinen Gebäuden, die zur Aufnahme einer Gartenbibliothek, eines Naturalienkabinetts, einer Rüstkammer, ja sogar eines Theater- und Konzertsaales dienten, geschmückt worden. In großen Treibhäusern gediehen die Gewächse fremder Zonen; staunend

sahen die Leipziger hier im Sommer 1700 eine Aloe (vermutlich Agave americana) 5138 Blüten tragen — ein Ereignis, das durch eine Denkmünze verewigt wurde. Über den Garten veröffentlichte man eine ganze Literatur, er erschien den Dichtern jener Zeit als ein irdisches Paradies, und Gottlob Benedikt Nitzsche sang im Jahre 1725:

„Mein Liebchen ist, wie Bosens Garten,
Ein auserlesnes Blumenfeld,
Das hier und da viel tausend Arten
Vollkommner Schönheit in sich hält,
Ein Auszug vieler Seltenheiten,
Ein Meisterstück von Artigkeiten u s. w."

Sogar der Papst in Rom pflegte sich, wenn er Reisende aus Sachsen empfing, nach dem Groß-Bosischen Garten zu erkundigen.

Von kürzerem Bestande war der erst 1809 von dem weimarischen Hofgärtner Chr. Aug. Breitner angelegte Wintergarten („Hortus Breiterianus"), der einen mehr wissenschaftlichen Charakter getragen zu haben scheint, und dessen Name sich noch in der Wintergartenstraße erhalten hat.

Auf der Nordseite der Stadt gab es zwei berühmte Gärten, den Stieglitzischen auf dem Areal der jetzigen Gerberstraße, der einen Teich, Kanäle, Brücken und bedeckte Laubgänge aufwies und die erste in Leipzig kultivierte Akazie enthielt, und Löhrs Garten auf dem Terrain zwischen der heutigen Pfaffendorfer Straße und den zu den Häusern der Gerberstraße gehörenden Höfen. Löhrs Garten war ursprünglich im Rokokogeschmack angelegt, wurde aber häufig umgeändert und in der Völkerschlacht vollständig verwüstet. Seine gärtnerische Bedeutung lag in der reichen Sammlung der hier kultivierten amerikanischen Hölzer.

Bei weitem die meisten Gärten lagen westlich von der Stadt. Des Reichenbachschen, später Gerhardschen Gartens ist schon an anderer Stelle (Leipziger Spaziergänge[1] S. 61 u. F., Leipzig, Johannes von Schalscha-Ehrenfeld) gedacht worden. Nicht weit davon, etwa zwischen Elster- und Erdmannstraße, befand sich Reichels Garten. August der Starke hatte ihn für eine seiner Leipziger Favoritinnen, die Frau des Kaufmanns Andreas Friedrich Apel, die mit einem ihr als Meß-

[1] Dieses interessante hübsch ausgestattete Werkchen sei der freundlichen Beachtung der Leser des Leipziger Kalenders bestens empfohlen. Preis eleg. geb. M. 1.50. (Siehe auch Anzeigenteil.) D. R.

geschenk verehrten Fächer nicht zufrieden war, in Fächerform anlegen und durch den Bildhauer Permoser mit vier, heute noch am Eingange der Dorotheenstraße sichtbaren Statuen olympischer Herrschaften schmücken lassen. Auf den Kanälen fand am 12. Mai 1714 zu Ehren der polnischen Majestät das erste Fischerstechen statt, das von Gondolieren, die man zu diesem Zwecke aus Venedig verschrieben hatte, arrangiert worden war. Im Jahre 1786 ging der Garten in den Besitz des Kaufmanns Chr. Moritz Reichel über, der ihn später zum Teil in einzelnen Parzellen vermietete. Im Jahre 1822 wurde hier die weltberühmte Struvesche „Anstalt zum Trinken künstlicher Mineralwässer" eröffnet. In seiner Glanzzeit war der Garten reich an seltenen Gewächsen; 1723 blühte hier sogar ein Kaffeebaum, später enthielt er einträgliche Obstplantagen. Allein die Kirschbäume brachten einen jährlichen Pachtertrag von 1000 bis 1200 Talern.

Ein schon früh von Reichels Garten abgetrennter Teil war Rudolphs, später Riedels Garten. Er hat wohl am längsten den holländisch-französischen Stil beibehalten und galt lange als einer der vornehmsten Vergnügungsorte Leipzigs. Weiter aufwärts an der Pleiße, etwa in der Gegend des heutigen Reichsgerichts, lagen der einst berühmte Winklersche und der Triersche Garten. Der letztere kam im Jahre 1800 durch ein Vermächtnis an die Universität, die ihn zu einem botanischen Garten einrichtete. Dahinter dehnten sich bis zur Alten Pleiße hin die großen, mit mehreren Teichen geschmückten Gartenanlagen von Schimmels Gut, das mit seiner Insel „Buen Retiro" bis weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein zu den beliebtesten Ausflugsorten zählte und damals etwa die Stelle unseres Charlottenhofs vertrat.

Der Gemeinsinn und der Opfermut, denen das Leipzig der Vergangenheit seine Gärten verdankte, haben für die von der werdenden Großstadt verdrängten Anlagen Ersatz geschaffen. Zunächst, etwa in der Mitte der sechziger Jahre ging der Johannapark, eine Stiftung des Bankiers Wilhelm Seyfert zur Erinnerung an seine, infolge einer unverhofften freudigen Überraschung verstorbene Tochter, in den Besitz der Stadt über. Die Anlage vereinigt die großzügigen Landschaftsbiledr eines Parkes mit reizenden gärtnerischen Einzelheiten. Die Seele des Ganzen ist der von Schwänen belebte See, auf dessen glatter Fläche sich herrliche Gruppen auserlesener Bäume spiegeln. Von welcher Seite man auch den Park betreten mag, immer wird man von

neuem von dem Anblick des sanft gewellten, vortrefflich gepflegten Rasenteppichs mit den an blühenden Ziersträuchern überreichen Gebüschkulissen entzückt werden. Unvergleichlich schön ist vor allem die Perspektive von dem vornehm-schlichten Denkmal des Stifters aus nach Süden und Südwesten hin. Das satte Grün des Rasens, die mannigfachen Farbtöne der Belaubung, der Spiegel des Wassers, in dem sich das Blau des Himmels und die weißen Wolken eines Sommertages malen, die kühn geschwungene Brücke, hinter der sich die Parklandschaft in weite Fernen weiterzuziehen scheint, der volle Schwall des hochaufsteigenden Springbrunnstrahls, dessen fallende Tropfen wie ein glitzernder Schleier weit über die Rasenfläche dahinwehen, die hellen Gewänder und leuchtenden Sonnenschirme promenierender Damen — wer möchte sich an diesem Bilde, in dessen Elementen Natur und Kunst um den Vorrang streiten, nicht immer wieder gern und dankbar erfreuen?

Besonders glücklich ist die architektonische Umrahmung der Anlage. Die Nähe der Stadt macht sich nirgends störend bemerkbar, nirgends treten Häusermassen unvermittelt heran. Wie auf der einen Seite die von prächtigen Gärten umgebenen Villen der Karl Tauchnitz-Straße, so bilden auf der andern die Allee-Bäume der breiten Bismarckstraße, hinter denen sich die Häuserfronten zum Teil verstecken, den Übergang von der vornehmen Ruhe des Parkes zu dem raschen Getriebe der Großstadt.

In südwestlicher Richtung geht der Johannapark in eine neue Gartenanlage allergrößten Stiles, den Albertpark über, der mit seinen schönen Erdwellen und den beiden, von herrlichen Blumenparterres umgebenen Teichen ein Vermächtnis der unvergeßlichen Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung vom Jahre 1897 ist. Einst dehnten sich hier um das Hochflutbett der Pleiße sumpfige Wiesen, dann, zu Beginn der neunziger Jahre, begann man die großartigen Erdbewegungen vorzunehmen, die die Gegend auf weite Strecken hin vollständig veränderten und ein blühendes, von Alleen durchschnittenes Gelände gleichsam aus dem Nichts entstehen ließen. Der Ausstellungspalast, die eleganten Restaurants, die Pavillons, Kioske und Zelte sind nach einem kurzen, einzig schönen Sommer wieder verschwunden, aber der Leipziger, der heute das in seinen Grundzügen erhalten gebliebene, gärtnerisch jedoch immer mehr vervollkommnete Terrain durchwandert, denkt mit leiser Wehmut an die sonnigen Tage und vielleicht lieber

noch an die lauen, von tausenden und abertausenden bunten Illuminationslämpchen erhellten Abende zurück, da hier auf den breiten Wegen eine dichtgescharte frohe Menge in zwangloser Geselligkeit auf und nieder flutete, venezianische Gondeln und Spreewaldkähne zu einer Fahrt auf der glatten Wasserfläche luden, die Leuchtfontäne ihre Strahlengarben zum nächtlichen Himmel emporsandte, und die weichen Klänge neapolitanischer Volslieder aus der Pergola der bis in alle Einzelheiten „echten" italienischen Weinkneipe über den See dahinzogen.

Die Ausstellung hat eine doppelte Mission erfüllt, an die ihre Unternehmer wahrscheinlich kaum gedacht haben. Sie hat uns nicht nur eine der schönsten städtischen Gartenanlagen zum dauernden Gedächtnis vermacht, sie hat auch in den sechs Monaten ihres Bestehens den Leipziger zum Großstädter erzogen und ihn aus den Banden des Philistertums befreit, das ihm bis dahin mehr oder minder anhaftete. Sie hat seinen Geschmack gebildet und seine Ansprüche gesteigert und so den Aufschwung gefördert, den das gesamte Leben Leipzigs dank den materiellen Erfolgen des Unternehmens unleugbar genommen hat.

Wenn wir uns heute unseres Albertparkes freuen, so dürfen wir nicht vergessen, neben den Schöpfern und Leitern der so wohl gelungenen Ausstellung auch den Altvordern den Zoll unseres Dankes zu entrichten, die uns in den herrlichen alten Waldbeständen des Scheibenholzes und der Nonne den natürlichen Abschluß und Rahmen zu den neuen Anlagen hinterlassen haben. Die Wälder der nächsten Umgebung Leipzigs sind ein in den frühesten Zeiten angelegtes Kapital, das mit jedem Jahre reichere Zinsen trägt, und von dem noch viele Geschlechter zehren werden. Wie man ein Stück ererbten Urväterhausrats pietätvoll bewahrt und als Kern und Grundstock seines Besitzes betrachtet, so verehrt man in Leipzig mit Recht die alten Eichenbestände, die ein weitsichtiger Magistrat durch allen Zeitenwandel hindurch der Bürgerschaft zu erhalten gewußt hat.

Auch die jüngste Schöpfung Leipziger Gartenkunst, der Palmengarten, hat einer Anleihe an den alten Besitzstand nicht entraten können. Und gerade der Umstand, daß man den schönen Ritterwerder mit in das Areal der Anlage hineinzog und daß man, namentlich auf der Ostseite des Gartens, die vielen alten aber kerngesunden Bäume sorgfältig erhielt und bei der Gestaltung des Planes mit feinem Verständnis für

ihre landschaftliche Wirkung berücksichtigte, hat dem Palmengarten vom Tage seiner Eröffnung an den Charakter des Fertigen, durch und durch Reifen und Vollendeten gegeben. Der Kindheitszustand, an dem ähnliche Anlagen oft jahre- oder jahrzehntelang kranken, und der um so auffälliger zu sein pflegt, je größer die räumliche Ausdehnung des Ganzen ist, wurde auf diese Weise glücklich übersprungen. Wie auf ein Zauberwort schien hier gleichsam über Nacht ein Paradies mit Waldesschatten und sonnigen Rasenflächen, mit der Blumenpracht fremder Zonen und dem würzigen Hauche deutscher Wiesen entstanden zu sein.

Wenn es das Kennzeichen eines echten und bedeutenden Kunstwerkes ist, daß man ihm die von seinem Verfertiger darauf verwandte Mühe und Arbeit nicht anmerkt, daß man sogar den Schöpfer über der Schöpfung vergißt, so ist der Leipziger Palmengarten ein Kunstwerk ersten Ranges. Wer denkt heute noch daran, daß auf dem einst völlig ebenen Terrain Erdbewegungen im Umfange von 80000 Kubikmetern nötig waren, um die sanften Wellungen des Bodens zu erzielen, deren die Gartenkunst unserer Zeit nicht mehr entbehren kann, daß beinahe 13000 Kubikmeter Erde ausgeschachtet werden mußten, auf daß unser Auge der Spiegel eines Sees erfreue?

Als im Frühjahr 1893 der erste Gedanke an die Gründung eines Leipziger Palmengartens laut wurde, da konnte man fast überall Stimmen hören, die sich mit mehr oder minder großem Skeptizismus über den Plan äußerten und dem Unternehmen ein Ende mit Schrecken voraussagten. Der Erfolg hat bewiesen, daß die Idee an sich glücklich war, und daß man es verstanden hat, sie auf eine geschickte, nach jeder Richtung hin wohl erwogene Weise zu verwirklichen. Glücklich war vor allem die Wahl des Terrains mit seinen günstigen Wasserverhältnissen und der nicht zu unterschätzenden weiten Fernsicht über das Wiesengelände des Hochflutbettes bis zur Stadt, glücklich nicht minder die Wahl der Firmen, die mit der Anlage des Gartens, der Gebäude und der Maschinen-Einrichtungen betraut wurden.

Von wesentlicher Bedeutung für den Gesamteindruck des Palmengartens ist das Hauptgebäude, das Gesellschaftshaus mit der anschließenden Palmenhalle. Trotz den gewaltigen Dimensionen, die man ihm mit Rücksicht auf seinen Zweck geben mußte, ist der Charakter des architektonisch Wuchtigen und Monumentalen, der hier bei einem wenn

auch in seinen Verhältnissen in das Grandiose gesteigerten Gartengebäude durchaus nicht am Platze gewesen wäre, vermieden worden. Das Haus ist auch nicht wie so manche seinesgleichen eine unglückliche Verquickung von Schloß und Bahnhofshalle, sondern ein ins Große übertragener Pavillon, ein von vier Türmen flankiertes architektonisches Zelt, das mit seiner reichen Verwendung von Eisen und Glas den Eindruck des Leichten und Luftigen macht und dem sich die nächste Umgebung — besonders die vorgelagerten Terrassen und das prächtige Blumenparterre der Eingangsseite — organisch angliedert. Dem entspricht auch die innere Einrichtung des Gebäudes, die geschmack- und maßvolle Verwendung von Pflanzenmotiven in der Dekoration und die Verbindung des Hauptsaales mit der Palmenhalle, die sich, wie beim Theater die Bühne an den Zuschauerraum, an den Saal anschließt und nur durch eine hohe Glaswand von ihm getrennt ist.

Die Palmenhalle muß den Pflanzenfreund natürlich am meisten interessieren. Kann sie sich auch mit einigen ältern Anlagen dieser Art hinsichtlich der Größe nicht messen — das Palmenhaus der Charlottenburger Flora ist mehr als doppelt, das des Herzogs von Devonshire in Chatsworth gar dreimal so groß — weist sie auch keine tropische Pflanzenriesen von dem Alter der aus dem Besitze des Herzogs von Nassau erworbenen Bestände des Frankfurter Palmengartens oder der berühmten Palmensammlung zu Herrenhausen bei Hannover auf, so entzückt sie doch das Auge des Kenners durch das landschaftlich reizvolle Arrangement der Pflanzen und durch den Reichtum an charakteristischen Formen. Jedes Exemplar, von den majestätischen Areca-, Cocos-, Kentia-, Sabal-, Phönix- und Livistona-Arten, den Bananen, Bambusen, Baumfarnen und Philodendren hinab bis zu den buntblättrigen Caladien, den leuchtend blühenden Anthurien, den seltsamen Orchideen steht hier am rechten Platze und kommt, obwohl es sich dem Gesamtbilde auf das glücklichste einfügt, auch als einzelne Pflanze zur vollen Geltung. Auch hier wird durch künstliche Terrainwellungen die Illusion geweckt, als dehne sich die Tropenlandschaft mit ihrem zartgrünen Selaginella-Teppich in weitere Ferne aus, während Wasserbecken und bemooste Grotten den Eindruck der feuchten Urwaldschwüle, in der wir hier weilen, noch erhöhen.

Und wenn wir dann wieder hinaustreten aus diesem Zaubergarten einer fremden Welt, von der Terrasse aus den Blick über das Garten-

gelände schweifen lassen und erquickt die kühlen Düfte atmen, die von den Blumenbeeten, den schattigen Gehölzen und den Wiesen zu uns herüberwehen, dann freuen wir uns doppelt unserer gemäßigten Breiten und unseres kälteren Himmels, die uns zwar keine Palmen bescheeren und uns nötigen, jeden Genuß durch Arbeit zu erkaufen, die uns aber dafür auch erlauben, nach getanem Tagewerke des Lebens froh zu werden und in der freien Natur, in Wald und Feld, in Park und Garten Erholung und Stärkung zu suchen.



Sinnsprüche.

Was hältst du dich gleich grollend auf,
Höhnt dich ein arger Geselle?
Hemmt denn ein Wagen seinen Lauf
Ob jeder schmutzigen Stelle?

* * *

Die eigne Pflicht erledigen,
Erst dann den andren predigen!

* * *

Bedacht auf Weisheit und auf Tugend
Und deines Lebensglücks Erhalter,
Misch etwas Alter in die Jugend,
Tu etwas Jugend in dein Alter!

Paul Kaiser.



Ahnung durch die Nacht.

Blaue Nacht ....
Hoch am Himmel träumt der blasse Mond;
Meine Seele träumt im tiefen Tal
In der Nacht.

Wunderbar
Steigt vertraute süße Ahnung auf:
Die Gefilde leuchten um mich her
Wunderbar.

Dich, nur Dich,
Deinen Atem spür ich, warm und schwer,
Meine Seele träumt im tiefen Tal
Dich, nur Dich —

Blau und schwer
Fühl ich Deines Auges tiefe Macht:
Die Gefilde leuchten um mich her
In der Nacht ...

Hans Reichel.

Flügel!

Flügel! Flügel! — Einst in Kindertagen
Wünscht' ich Flügel, mich davonzutragen
Über meine Spiele hin zu Gott.

Heut erwachen tausend stumme Fragen.
Flügel wünsch' ich, mich davonzutragen
Über Gott, — zu meinen Kinderspielen.

Else Weigel.



Die Statue vom Leipziger Goethe-Denkmal. Modelliert von Carl Seffner.



Zum Goethe-Denkmal.

Von Prof. Dr. Julius Vogel.

Am Sonntag, den 28. Juni 1903 ist mit einer wundervollen Feier auf dem Naschmarkt unser Goethe-Denkmal enthüllt worden. Ein stiller, wenn auch seit langen Jahren schon gehegter Wunsch ist den Einwohnern unserer Stadt und den Freunden des Dichters nun erfüllt worden. Denn der Gedanke, Goethe ein Denkmal hier in Leipzig zu errichten, ist in der Tat alt. Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten sich Verehrer des Dichters zusammengetan und zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Tages, an dem der junge Frankfurter Student auf die Leipziger Hochschule aufgenommen worden war, einen kolossalen Bronzekopf erworben, der, wie mancher ältere Leipziger sich noch entsinnen wird, im Treppenhause des alten Museums wie er es verdiente möglichst in der Dunkelheit aufgestellt worden war. Ein würdevolles Zeichen der Erinnerung an den Dichter, wie es unsere Stadt braucht, hätte dieser Kopf unmöglich auf die Dauer der Zeit bilden können. Darum haben sich einige dreißig Jahre später, im März 1898, abermals die Goethe-Freunde unter uns — an ihrer Spitze die beiden damaligen Bürgermeister Dr. Georgi und Dr. Tröndlin — zu einem gleichen Zwecke wie früher zusammengetan. Zwei Kunstfreunde hatten vom Meister Carl Seffner, dessen Porträtskulpturen schon damals weithin den Ruhm seines Namens verkündet hatten, in aller Stille ein Modell, dessen Einzelheiten genau durchdacht und sorgfältig abgewogen worden waren, ein Modell anfertigen lassen, um einen Wettbewerb zu vermeiden, der erfahrungsmäßig die Ausführung von Denkmalsplänen verzögert und in den meisten Fällen zu Ent-

täuschungen führt. Dieser Entwurf erfreute sich trotz seines skizzenhaften Charakters dermaßen des Beifalls des Denkmalskomitees, daß er zur Ausführung im großen gewählt werden konnte. Das Denkmal, wie es jetzt vor unsern Augen steht, zeigt nur unwesentliche Abänderungen, die durch das Material bedingt sind. Denn ursprünglich hatte man an Marmor gedacht, wählte aber in Hinblick auf die Rußplage der Großstadt und weil Marmordenkmäler den Winter über einer schützenden Überdachung bedürfen, Bronze. Durch diesen Wechsel des Materials haben sich einige Abänderungen in der Bildung der Statue ergeben; so ist namentlich der Mantel, den der Dichter ursprünglich über den Arm trug, für das Marmorstandbild eine unumgänglich nötige Stütze, bei der Ausführung in Bronze entbehrlich geworden, wodurch die Elastizität der Gestalt ungleich größer wurde.

Ein Denkmal Goethes hat ja für unsere Stadt seine besondere Berechtigung. Hier in Leipzig hat der Dichter seine Studien begonnen, hier hat er beinahe drei volle Jahre (vom Oktober 1765 bis Ende August 1768) seines inhaltsreichen Lebens verbracht, hier hat er Freundschaft und Liebe gefunden und manche Anregung erhalten, die sich für ihn in seinem späteren Leben als fruchtbar erwiesen hat. Aus zahlreichen Briefen, die sich glücklicherweise erhalten haben, lernen wir den jungen, eleganten und galanten Studenten kennen, und in Dichtung und Wahrheit hat er die Leipziger Zeit mit allem, was sie ihm gewesen und was sie ihm gebracht hat, beschrieben. Wenn er in seinen lyrischen und dramatischen Schöpfungen sich auch nicht viel über das Niveau der „Schäfer an der Pleiße" erhob, so ist doch unzweifelhaft, daß Szenen des Faust in ihrem Ursprunge auf die Leipziger Studentenjahre zurückgehen und daß vielleicht auch die „Kleine Heilige", die in dem Schreine seines Herzens stand, daß Käthchen Schönkopf für das Gretchen einige Züge hergeliehen hat. Alle diese Tatsachen erklären es aber auch, weshalb unser Denkmal nicht den auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Dichter, den grandiosen Genius, zu dem die ganze Welt mit Bewunderung aufblickt, den größten Universalmenschen der neueren Zeit, darstellt, sondern den Leipziger Studenten. Ihn im Monument unter uns weilen zu lassen als den civis academicus, der sich unter unsren Vorfahren hier zu Hause gefühlt hat, ist für unsere Stadt ein besonderes lokales Vorrecht und auf ein Standbild, wie wir es auf dem Naschmarkte mitten im alten Leipzig in der unmittel-

baren Nähe historischer Stätten errichtet haben, hat Straßburg nur noch ein gutes Anrecht.

Entspricht denn aber auch der Goethe, wie ihn uns die Künstlerhand eines unserer besten Porträtisten geschaffen hat, dem Bilde, das wir uns von dem jungen Frankfurter Studenten machen müssen, der wenig über sechzehn Jahre alt war, als er am 19. Oktober 1765 in die Universitäts-Matrikel eingetragen wurde[1], und gerade neunzehn Jahre, als er Ende August 1768 Leipzig wieder verließ? Es dürfte bekannt sein, daß wir von Goethe', dessen zahlreiche Originalbildnisse Friedrich Zarncke sorgsam und mit kritischem Blick gesammelt hat, gerade aus der Leipziger Studentenzeit keine Originalaufnahmen besitzen. Das Bildnis, das Bettina von Arnim in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde erwähnt, ein Miniaturbildnis auf einer goldenen Tabatiere, ist, wenn es wirklich existiert hat und nicht nur in Bettinens Phantasie entstanden ist, ebenso wie ein anderes Miniaturbildnis, das ein Schüler der Zeichenakademie zu Goethes Zufriedenheit zu malen angefangen hatte, verloren gegangen; eine Radierung nach Adam Friedrich Oeser, das Bildnis eines vornehmen, jungen Mannes, das lange Zeit als Porträt Goethes gegolten hat, ist von Zarncke als das Bild des jungen Reichsgrafen Christian Friedrich von Stolberg-Wernigerode, der 1767/68 in Leipzig studierte, erwiesen worden. Ein frühes Bildnis aber, das aus dem Besitze der Charitas Meixner stammt und gemalt wurde unmittelbar bevor Goethe als Student nach Leipzig ging, ist in der Auffassung so knabenhaft, als Kunstwerk überdies so unbedeutend, daß es uns absolut keine Vorstellung von dem heißblütigen jungen Dichter zu geben vermag. Konnte nun zwar Seffner für den anatomischen Bau des Kopfes eine der nach dem Leben geformten Gesichtsmasken des Dichters vom Jahre 1807 oder 1815 zugrunde legen, so blieb doch die Beseelung der Gesichtszüge sein eigenstes Werk, und man darf wohl sagen, daß er mit wahrhaft divinatorischem Blick die Aufgabe uns den jungen Goethe, so, wie ihn sich unsere Phantasie ausmalt, vor Augen zu zaubern, gelöst hat. Vielleicht erscheint der Dichter

[1] Es mag hier beiläufig die Inskription von Goethes Vater, der ebenfalls in Leipzig studiert hatte, mitgeteilt werden. Es heißt von ihm in der Matrikel, daß er „Rectore Hyberno Chr. Aug. Hausenio P. P. Natione Mißnico de 1731—1732" unter No. 21 B. 1731 inskribiert wurde; „depositionis locus" war Gießen.

um einige Jahre älter und körperlich mehr entwickelt als es bei seiner Gestalt in Leipzig der Fall war — indessen diese Licenz war eine von der künstlerischen Wirkung bedingte Forderung und eine Rücksicht auf die beabsichtigte Monumentalität des Denkmals, das inmitten der Häusermassen zur Geltung kommen mußte.

Einfacher lag für den Künstler die Aufgabe bei den beiden Porträtreliefs, mit denen die Seiten des Sockels geschmückt sind. Von Käthchen Schönkopf sind uns drei Bildnisse überliefert: das bekannte Miniatur-



Friederike Oeser. Bleistiftzeichnung von ihrem Vater Adam Friedrich Oeser.

bildchen in Magdeburgischem Privatbesitz, das während Goethes Leipziger Aufenthalt entstanden sein mag, vielleicht die Arbeit eines Schülers der hiesigen Malerakademie, und das wundervolle Bildnis von der Hand Anton Graffs, das freilich die Geliebte des Dichters als die Gattin des Dr. Kanne zeigt, also in spätere Jahre zu versetzen ist. Beide Bildnisse erwiesen sich hinreichend als Vorlage für das Relief. Von Friederike Oeser besitzen wir eine Reihe schöner Bildnisse; am bekanntesten ist das farbenfrohe herrliche Doppelbildnis von Johann Heinrich Tischbein, das Friederike

mit ihrer jüngeren Schwester Wilhelmine aus dem Jahre 1776 darstellt; sie war damals bereits achtundzwanzig Jahre alt und gibt uns kein rechtes Bild mehr von der jugendlichen Freundin des jungen Dichters. Dankbarer erwies sich für den Künstler nach dieser Seite hin eine Bleistiftzeichnung, die von der Hand keines anderen stammt als ihres Vaters Adam Friedrich Oeser. Es ist eine schlichte Bleistiftzeichnung, Bruststück im Profil nach links, mit starkem Schlagschatten im Hintergrunde — man merkt, daß das Bildnis seine Entstehung dem Zeitalter der Silhouette verdankt; es stammt vermutlich aus Leipziger Besitz und wurde von dem Verfasser dieser Zeilen auf einer Auktion erworben und der Zarnckeschen Goethe-Sammlung, die in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird, überwiesen. Ein Vergleich unserer Nachbildung mit dem Marmorrelief wird dem Leser zeigen, daß das letztere eine direkte Übertragung der Zeichnnng in Stein ist. Friederike mag etwa achtzehn Jahr alt sein; das reizende liebenswürdige Gesichtchen, dem man etwas die Entstellung durch die Pockennarben anzusehen vermeint, gibt uns die denkbar beste Vorstellung von Goethes Leipziger Freundin, von der er aus Frankfurt schreibt:

..... daß jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maasstab messe.
Du lieber Gott! an Munterkeit ist hie
An Einsicht und an Witz dir keine einz'ge gleich.

* * *

Die beiden Frauengestalten, deren Reliefs den Sockel unseres Goethe-Denkmals schmücken, haben den Leipziger Studentenjahren des Dichters einen eigenen Reiz verliehen. Käthchen Schönkopf, das leidenschaftlich geliebte Mädchen und Friederike Oeser, die feinsinnige, gebildete, zartfühlende Freundin — konnte der junge Student inmitten der Liebe und Freundschaft, die ihn sonst umgab, nicht mit der Gestaltung seines Lebens zufrieden sein? So untrennbar aber auch jene beiden Mädchen von der Person des jungen Goethe sind und so sehr die Forschung zur intimen Kenntnis von Goethes Leipziger Studentenjahren immer wieder dieses Verhältnis betont hat, eines ist für den auffallend, der jene Zeit mit eigener Forschung durchdrungen hat: was wir bisher von Käthchen sowohl als von Friederike, von den persönlichen Lebensschicksalen beider wissen, ist ziemlich dürftig. Von beiden fehlt noch

eine zusammenfassende biographische Darstellung, die zu geben gewiß eine dankbare Aufgabe wäre. Es mag sein, daß namentlich für Käthchens Leben die Quellen ziemlich spärlich fließen, obschon sich noch manche interessante Einzelheiten über sie würden finden lassen. Für diese Zeilen, die räumlich beschränkt sind, mag als Neuigkeit das erste uns bekannt gewordene größere Autogramm von ihr mitgeteilt werden. Bisher kannten wir ihre Schriftzüge nur aus zwei Zeilen vom Januar 1770, in denen sie bescheinigt, daß sie „von Herrn Reich ein Päckgen von Frankfurt am Mayn empfangen habe" — die Quittung für ein von Goethe ihr übersandtes Abschiedsgeschenk, eine Gabe zu ihrer Vermählung[1]; das Original befindet sich in der Autographensammlung des Herrn Verlagsbuchhändlers Georg Hirzel in Leipzig. Der Vers, den wir nebenan zum ersten Male in getreuer Nachbildung der Originalschriftzüge mitteilen, gehört einem in Freiberger Privatbesitze befindlichen Stammbuche an, das ein Student der Theologie, späterer Amtsprediger in Freiberg, Gottlob Immanuel Petsche besessen hat; außer Käthchen oder wie wir sagen müssen Frau Dr. Kanne, von der der Vers schwerlich selbst stammen wird, hat sich auch noch ihr Gatte mit einem lateinischen Distichon eingetragen. Ungleich dankbarer als bei Käthchen Schönkopf würde die Aufgabe für einen Biographen bei Friederike Oeser liegen. Von ihr, der nur um ein Jahr älteren Freundin des jungen Goethe, hat sich eine stattliche Anzahl von Briefen aus ihrer Jugend bis zum späteren Alter erhalten, so daß sich ein abgerundetes Bild von der geistvollen, feingebildeten und, wenn auch nicht schönen, so doch anmutigen, sympathischen Dame würde entwerfen lassen. Als schönste Probe aus ihren Briefen teilen wir hier einen aus dem Jahre 1770 stammenden, kaum anderthalb Jahre nach Goethes Weggang von Leipzig geschriebenen Brief mit, dessen Original sich in der an Zeichnungen und Autogrammen reichhaltigen Oeser-Sammlung des Oeser-Biographen Herrn Dr. Alphons Dürr in Connewitz befindet. Bruchstückweise ist dieser Brief bereits von Otto Jahn mitgeteilt worden in seiner im Jahre 1849 erschienenen Jubiläumsschrift „Goethes Briefe an Leipziger Freunde". Wir geben hier mit gütiger Erlaubnis

[1] Sie fand nach dem Trauregister der Nikolaikirche am 7. Mai 1770 „hora 6 vespertina" durch den Archidiakonus Dr. Mathesius „auf gnädigsten Befehl ohne Aufgeboth" statt. Ihr Gatte war damals designierter Amtmann in Borna.

Frag oft: wo willst du hin? wenn du von deinem gehst
Zu einem andern Ort, und wenn du stille stehst,
Dann frage: Nun, wie weit? dann geht dein Weg zum besten,
So würde dich davon die Fragen nicht erlösen.

Leipzig
den 9ten Martz
1783.

Erinnern Sie sich hierbey der
gut gemeinten Rathschl. Ihrer
aufrichtigen Muhmen
A. C. Kanne
gebohrne Schönkopff.

des Besitzers zum ersten Male das für die Lebensgeschichte Friederikens wichtige Zeugnis in seinem ganzen Umfange getreu nach dem Original wieder und bemerken dazu, daß der Brief, wahrscheinlich ein Entwurf, nicht vollendet ist:

Sontag d. 21. Januar 1770.

Lieber Herr Neumann,

In meinen lezten Briefe versprach ich Ihnen einige Neuigkeiten aus der gelehrten Welt nächstens mitzutheilen. Heute hätte ich einige Stunden die ich Ihnen schencken könnte. Doch von gelehrten Dingen mit Ihnen zu sprechen, und nicht ein bloses Verzeichniß davon zu geben, wird mir sehr schwer eingehen! ich weiß wohl daß ichs Ihnen mehr als einmal versprochen und nie gehalten habe. Doch l. N. in jeden andren Falle wäre mir weniger zu verzeihen als in diesen. Es ist eine so sehr verschiedene Sphäre in die sich ein Mädchen das von nichts, als Freundschaft, Vergnügungen, Händeleyen und Familien Angelegenheiten zu schwazen weiß, versagen muß, daß es sich darinnen nicht zu erhalten weiß, und geschwind nach seiner gewohnten Luft schnapt. Ueberdieses sind Zeit, reifliche Ueberlegung, allgemeine und besondere Kenntniß vom Schönen, ein richtiges Gefühl, ein gesunder Verstand, ein guter Geschmack, und was weiß ich, nicht alles noch, darzu nothwendig um unser Urtheil richtig und geltend abzulegen. Besize ich wohl alle diese Nothwendigkeiten? O wahrhaftig l. N. ich brächte meine Eigenliebe gegen meine Ehrlichkeit sehr auf, wenn ich Ihnen aufrichtig darauf antworten sollte! Ein gelehrtes Mädchen habe ich mir nie getrauet zu werden, oder nie werden mögen, wenn ich mirs auch in einer uebermüthigen Stunde zugetrauet hätte. Ich habe zwar jederzeit viel Liebe, viel Begierde zu denjenigen Theilen der Wissenschaft gehabt, die mein Herz beßren, meinen Verstand erweitern, und mir manche einsame Stunde angenehm machen konnten. Der weisen Vorsorge meines besten Vaters, seinen guten Lehren, einigen würdigen Freunden, deren guten Rath ich folgte, habe ichs zu verdanken, daß da meinem Verstande und Herzen der gütige Himmel gute Seiten verlieh (erlauben Sie, daß ich mit Dankbarkeit dieses gütige Geschenke auch bey dieser Gelegenheit erkennen darf) ich dieselben ihrer Bestimmung gemäß einigermaßen zu entwickeln suchte. Ich würde Sie in ein sehr weitläuftiges, und auch wohl sehr unwichtiges Gespräch verwickeln, wenn ich Ihnen von meinen kleinen Vorrathe

den ich mir nach und nach eingesammelt, durch verschiedne Zufälle zusammengestoppelt, die ausführliche Geschichte erzählen wollte. Am aller belustigsten sind die Begriffe, die ich mir in meinen ersten Jahren, da sich Mädchen zu fühlen anfangen, wie man sagt von der grosen Welt machte, oft dencke ich zurück, und ich kann mich nicht enthalten zu lächeln, so wohl über mein System, als auch über die Verlegenheit, in der ich mich befand, als ich mich von mir selbst, hintergangen sah! Ach l. N. was für hohe, was für gute, lobenswürdige Begriffe, hatte ich nicht von diesen, so oft für meine Ohren feyerlich tönenden Worte, Welt! Doch ich komme sehr weit von meinen ersten Vorsaze ab. — Doch wenn ich wüste daß sie über meine Schwärmerey nicht ungedultig würden? so ließ ich meinem Herzen, und meiner Feder noch ein wenig freyen Lauf, und gerieth endlich in mein altes Gleis zurück, was sagen Sie dazu? Laßen sie mich das erste hofen, und bey den zwoten mein Wort halten.

Ich war, wie Sie wissen, der Liebling meines Vaters, und seine stete Gesellschaft, auch selbst bey seinen Geschäften. Tausend kleine Streiche, die ich meinen phlegmatischen Bruder Hanß spielte, verriethen ein anschlägisches Köpfchen und oft eine kleine fühlbare Thräne, bei dem Unglück einer Yariko, und eine Erbitterung über Beatens harte Gabe[1], ein gutes Herz, bey alle dem wurde oft auch ein gut Theilgen Ehrgeiz wahrgenommen. Doch plözlich kam der grausame Krieg, der mir, vielleicht auf ewig, meine geliebte Vaterstadt[2] entrissen! wir flüchteten vor seiner Wuth auf ein gräfliches Schloß[3], wo wir uns 3 glückliche Jahre, von allen Unruhen entfernt, aufhielten. Hier l. N. wurde Ihre Freundin ein kleines Bauermädchen, die am liebsten Erdäpfel raufte, oder zur Kirmes ging! mein Vater war die meiste Zeit von uns entfernt, jeden Monat glaubten wir aufzubrechen, es wurde also kein Lehrer angenommen, außer einen Schreibemeister, den seine grosgewachsene Schülerin noch täglich durch eine erstaunenswürdige Hand verewiget! meines Vaters kleine Reise Bibliotheck war alles womit ich mir bey grosen Regen die Zeit verkürzen konnte,

---

[1] Anspielungen auf die beiden Gellertschen Fabeln „Inkle und Yariko" und „Die Betschwester".

[2] Friederike war in Dresden, wo ihr Vater von 1739 bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges lebte, 1748 geboren.

[3] Dahlen, ein Gut des Grafen Bünau (s. Sahrer v. Sahr).

ich las auch sehr fleißig, bey so traurigen Umständen, und in diesen Zeiten erwarb ich mir meine Begriffe von der grosen Welt! Ich hatte von Jugend auf über mein verstümmeltes Gesichte[1] klagen gehört, ich wuste also, schon in meinen 9. Jahre, daß ich nicht hübsch war (grose Wissenschaft für junge Mädchen!) ich kannte das Unglück nur halb und wußte mich darüber zu trösten. „Hast du keinen schönen Körper, so sorge doch für andere schöne Tugenden (sagte ich zu mir selbst), du mußt geschickter werden als die ganze Welt, alles besser lernen als Mädchen die schön sind es zu lernen brauchen, denn dieses muß nothwendig der zweite Weg seyn, auf welchem man glücklich zu gefallen weiß. Es giebt lauter gute vernünftige Leuthe in der Welt. Und wenn du nur einmal gros bist, so mußt du dich in ihrer Gesellschaft ohne Nachtheil zeigen können; wenn man diese oder jene wichtige Frage an dich thut, so mußt du dich in keiner Verlegenheit finden, darauf richtig zu antworten". Kurz l. N. meine Welt war ein gröserer Sammelplatz von Seltenheiten als Rolands Endeckungen in dem Mond! und nie kann mehr Ehrgeiz in einem jungen Busen gelodert haben, doch Ehrgeiz ohne Stolz, ich war fast ganz unempfindlich wenn man mich über etwas lobte, besonders wie ich mich in meinen Vorstellungen betrogen fand, und nach und nach die Leipziger Welt, als meine Welt kennen lernte. Ich lernte sie und mich besser einsehen, und da ich erst aus Ehrgeiz Beyspiele vor Augen genommen hatte (doch ist hier bloß von Geschicklichkeiten die Rede, denn mein Herz hatte seine besondere Oekonomie) die ich nie erreichen konnte, und ich endlich diese Kenntniß, als das sicherste Mittel, mich für mehr als gewöhnlicher Eitelkeit zu bewahren, zu nuzen suchte, so war es mir leicht, mich von dieser unglücklichen Sucht ziemlich zu heilen. Ich folgte nun ganz den Eingebungen meines ehrlichen guten Herzens, ich ward gegen eine Welt fast gleichgültig, in der ich böses hörte und viel Unnüzes sah. Ich lernte meine Fehler nach und nach einsehen, und desto mehr Nachsicht gegen die Schwachheiten meiner Freunde (die ich nur zu gut entdeckte!) haben, ich überließ mich gänzlich meinen Lieblingsneigungen, besonders den Hange zum Lesen, wo ich dabey den Rath vernünftiger Personen folgte, doch laß ich nur solche Bücher, die mich reformireten und vergnügten, in dem grosen

---

[1] Sie hatte in der Jugend die Blattern gehabt.

weitläuftigen doch unentbehrlichen Buch der menschlichen Erfahrungen lernte ich endlich auch ein paar Blätter umwenden. Und so bin ich das Mädchen geworden daß ich bin! daß Sie sehr gut kennen, l. N., und daß sich wohl schwerlich jemals von seinen Mängeln und grosen Fehlern ganz heilen wird. Wie ist nun dieses Mädchen geschickt, gründliche Urtheile über diese oder jene Abhandlungen zu sagen, da es nur die Schönheiten, die es fühlt, ihrem Herzen und nicht seiner Kenntniß zu verdancken hat? und auch nicht eine Regel weiß, wodurch man das Gegentheil bey dieser oder jener Stelle beweisen könnte! Wollen Sie diese Urtheile meiner Empfindung anhören? so bin ich bereit Sie Ihnen bey jeder vorfallenden Gelegenheit mitzuteilen, aber um die Ursache, warum ich so empfinde, dürfen Sie mich nicht fragen! ich würde Ihnen höchstens: daß weiß ich selbsten nicht antworten. Es war einmal ein gewisser gütiger Jemand, der wir ein Verzeuchniß von guten Grund lehren für den Verstand und für das Herz aufhezen wollte dadurch ich wohl ein wenig kluger hätte werden können, wenn ich . . . . .

Wer der Empfänger des Briefes, Herr Neumann, war, geht aus dem Briefe selbst nicht hervor. Ist es vielleicht der Schauspieler Neumann, der Vater von Christiane Becker, Goethes „Euphrosyne" gewesen?





Aus den „Boesieen ännes gebildeten Leibzjersch."

Gochs Denkmal.

Hoch uff jenes Hiegels heechsder Zacke,
Dår von Leibzjer Bergen iewrig noch —
Dhrond in weissen Marmor un in Fracke
Unser eenstjer Bergermeester Goch.

Nach'n neien Rathhaus scharf visirt'r,
Während er de Hand in Fracke håld
Ala Bonebarde! — als rejiert'r
Noch de Stadt un spreech: Was gost de Weld?!

Wunderscheen is sei Gesicht gedroffen —
Jeder fiehlt's, ooch dår'n nich gegennd —
Un sei Gobb, so helle un so offen,
Hebt sich werkungsvoll von Fermamend. —

Eens nur muß m'r unbegreiflich finden:
Daß Sie's heechsde Owerhaubd d'r Stadt
In ä Frack hier rumsteht, dem m'r hinden
Beede Schlibben abgerissen had!

Seine Haldung: stramm wie änne Ladde,
Hat mich in dår Ansicht noch bestärkt,
Daß är selwer geene Ahnung hadde — — —
Awer had denn Seffner nischt gemerkt?!

Georg Bötticher.



Leipziger Deutsch und Hochdeutsch.

Von Prof. Dr. Johannes Pöschel.

Wo wird das beste, reinste Deutsch gesprochen? Diese Frage hat die Geister seit Jahrhunderten viel beschäftigt und wird noch jetzt in gebildeten Kreisen bisweilen aufgeworfen. Natürlich kam bei Beantwortung der Frage die Freude an der Heimat und ihrer Sprache oft zum Ausdruck, so wenn z. B. die Züricher in ihrem Hochtütsch das eigentlich richtige Deutsch zu haben glaubten, so auch wenn 1580 der Verfasser einer schwäbischen Chronik nit uf latein sunder uf guet hochdeutsch schrieb, d. h. eben in dem Deutsch, das man in seinem oberschwäbischen Heimatsorte Heigerloch für gut hielt, wenn Grimmelshausen, der Verfasser des Simplicissimus, behauptete, das beste und zierlichste Deutsch werde in der Stadt Speyer geredet und in deren nächstem Bezirk bis oberhalb Durlach in Baden hinauf. Landsmannschaftlicher Stolz mochte wohl auch mit dazu beitragen, daß der Rochlitzer Johannes Matthesius die Meißener Zunge vor allen rühmte, in die Luther die Bibel gebracht habe. Aber derselben Meißener, also unserer sächsischen Mundart wurde wegen ihrer elegantia und suavitas, ihrer größeren Geschmeidigkeit und Weichheit, lange Zeit auch von anderer Seite, besonders von Männern aus Süddeutschland der Vorzug gegeben, und die Sprache der Oberdeutschen kommt im Gegensatz zu ihr recht schlecht weg, weil sie den Mund zu voll nehme und hart laute. Den Österreichern, Franken, Bayern und gar den Schweizern wird vorgeworfen, sie redeten grob und mit ungehobelter Zunge, sie seien selbst unter einander Barbaren, die sich wechselseitig nicht verständen.

Am überschwenglichsten tönt das Lob unserer Sprache im Jahre 1691 aus dem Munde des Grammatikers Kaspar Stieler aus Erfurt. Dieser preist den Kurfürsten Johann Georg als „den großmächtigsten Beherrscher der wahren Sitz- und Stammhäuser der hochdeutschen Reichssprache, einen Herrscher über solche Städte und Festungen, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen und aufs glücklichste ausgezieret und geschmücket worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet: ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg und die süßeste aller Städte — Leipzig."

Nun darin hat der allgemeine Geschmack im Laufe der Zeit sich recht geändert, uns Leipziger lobt niemand mehr wegen unserer Aussprache, im Gegenteil, gerade die früher so gerühmte größere Weichheit macht man uns jetzt spottend zum Vorwurf, und auch bei unseren Landsleuten selber findet der Stolz auf die Heimat hier seine Grenze: mancher, der sonst ein guter Sachse ist, freut sich wohl gar, wenn ein Schmeichler ihm versichert, er hätte ihn nach seiner Sprache nicht für einen Sachsen gehalten. Unser König Albert dachte anders darüber, der bekannte sich auch hierin treulich zu seinem Volke.

Das Vorbild der Aussprache suchte man im 19. Jahrhundert weiter im Norden, Hannoveraner und Holsteiner wurden wegen der Reinheit ihrer Aussprache bewundert. In der Tat kamen sie dem als Ziel aufgestellten Grundsatz „Wie ein Wort geschrieben wird, so muß es auch ausgesprochen werden" viel näher als wir, und doch begingen sie mit ihrem S-prechen und S-tehn einen nicht geringeren Fehler als wir mit der weicheren Aussprache der harten Stummlaute p, t, k. Denn es ist nur eine von unserer Rechtschreibung beibehaltene Schreiberlaune früherer Jahrhunderte, wenn sie denselben Laut, den wir in schlagen, schmollen, schneiden, schwimmen hören lassen und — freilich seltsam genug — durch die drei Buchstaben sch bezeichnen, vor p und t durch einfaches s wiedergibt. Ein Norddeutscher, der aber seit Jahrzehnten in Leipzig heimisch geworden war, der Germanist und Ehrenbürger Leipzigs Friedrich Zarncke, versäumte es nie, sich wegen seiner unrichtigen Aussprache dieser Lautverbindung vor seinen Studenten zu entschuldigen.

In der Gegenwart bricht sich mehr und mehr die Erkenntnis bahn, daß die Frage nach einer bestimmten Landschaft als dem Sitze

des reinsten Deutsch überhaupt verfehlt ist, weil ihr die ganz irrige Vorstellung zu Grunde liegt, als gäbe es von Haus aus eine einheitliche deutsche Sprache und die Mundarten seien nur durch Verderbnis aus ihr hervorgegangen. Nein, gerade umgekehrt, die Mundarten sind älter als die über ihnen schwebende Gemeinsprache, sie zeigen die natürliche Weiterentwickelung einer Sprache, und es gab eine Zeit, da von allen Ständen die Mundart rein gesprochen wurde. Das Bedürfnis nach einer Gemeinsprache regte sich erst, als die Verschiedenheit der Mundarten so groß geworden war, daß eine bequeme Verständigung aller Glieder der großen Sprachgenossenschaft nicht mehr möglich war, und es ward um so dringender, je weiter entfernt liegende Gebiete mit einander in Verkehr traten, sich durch Handel, politische oder geistige Beziehungen mit einander verbanden. Denn um sich mit den wenig anders redenden Bewohnern des Nachbargaues zu verständigen, bedurfte es eines solchen Mittels nicht.

Zunächst genügte es für den schriftlichen Gedankenaustausch, eine allgemein verständliche Sprache zu schaffen, die darum eben so genannte Schriftsprache. Wenn das Streben nach sprachlicher Einigung auch bereits in früheren Zeiträumen unserer Geschichte wahrnehmbar ist, wenn namentlich die fürstlichen Kanzleien, insbesondere die kaiserliche, in ihrer Sprache gemeinverständlich zu werden suchten, so ist doch die deutsche Schriftsprache eine Errungenschaft der Reformationszeit, im wesentlichen das Werk Martin Luthers, der als Mitteldeutscher in der Sprache seiner Heimat unter Anlehnung an die kursächsische Kanzlei seine Schriften verfaßte, seinem Volke die Bibel übersetzte.

Wenn auch nicht so rasch, als man gewöhnlich glaubt, so wurde doch nach und nach Luther das Vorbild für die Mehrzahl derer, die in deutscher Sprache schrieben und — können wir nunmehr hinzufügen — auch redeten. Denn auch Prediger suchten, so gut sie konnten, sich auf der Kanzel an Luthers Sprache anzuschließen. Natürlich fiel dies in den mitteldeutschen Landen, namentlich den Thüringer und Meißener, am leichtesten, da die gesprochene Rede hier die wenigsten Abweichungen von Luthers Sprache zeigte. Nord- und Süddeutschland folgten erst allmählich nach. Im protestantischen Basel schrieb noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts Thomas Plattner sein Leben in allemannischer Mundart. Im Norden wurde noch lange Zeit auf

den Kanzeln, in der Schule und Gerichtsstube plattdeutsch geredet; Bibel, Katechismus und Gesangbuch wurden anfangs sogar aus Luthers Sprache in die heimische Mundart übersetzt. Ein wirklich bewußtes Streben, unsere Sprache zu einigen und, was sehr not tat, von Fremdem zu befreien, beginnt zur Zeit größten nationalen Elends während des dreißigjährigen Krieges, und so gering wir über Martin Opitz als Dichter urteilen, so müssen wir doch dankbar anerkennen, was er durch seine Mahnungen an die Deutschen für unsere Muttersprache getan hat.

Daß eine einheitliche Schriftsprache immer mehr Eigentum des ganzen Volkes werden und als solches erhalten bleiben konnte, ist zum großen Teile Verdienst der Buchdruckerkunst, deren regelnder Einfluß sich schon vor Luther spüren läßt, und zu deren Hauptsitzen die mitteldeutschen Städte Leipzig und Wittenberg zählten. Durch den Buchdruck erst wurde es möglich, ein Werk in ganz unverfälschter, ursprünglicher Gestalt überallhin zu verbreiten, während durch Abschreiben die Geisteswerke unwillkürlich oder absichtlich entstellt wurden. Durch den Druck wurde ferner erst eine allgemeine Kenntnis des Lesens und Schreibens ermöglicht, ohne welche die Ausdehnung gemeinsprachlicher Normen auf ein ganzes Volk undenkbar ist.

Nun wird es uns begreiflich erscheinen, warum im 16. Jahrhundert und noch lange darüber hinaus unsere sächsische Sprache als mustergültig angesehen wurde; und Kaspar Stieler war ganz in seinem Rechte, wenn er von den sächsischen Städten, besonders von Leipzig rühmte, die hochdeutsche Sprache sei in ihnen geboren und erzogen worden. Vom Meißener Lande waren ja Luthers Schriften ausgegangen, und sie zeigten eben viele mitteldeutsche, besonders obersächsische Eigentümlichkeiten, und Obersachsen, vor allem Leipzig blieb auch zunächst der Mittelpunkt des Schriftdeutschen.

Auf Leipzig waren um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Blicke aller deutschen Schriftsteller gerichtet, hier lebte und wirkte ja der Sprachmeister und -gesetzgeber, der Sprachverbesserer, der Diktator des Geschmacks auch in sprachlichen Dingen, Professor Johann Christoph Gottsched. Von Geburt Ostpreuße, seit seinem 25. Jahr aber Lehrer an der Universität Leipzig, erklärte Gottsched die Umgangssprache der Gebildeten in Obersachsen und den Sprachgebrauch der besten damaligen obersächsischen Schriftsteller für vorbildlich, nur sollte der Stil noch

immer klarer und nüchterner werden, und er erzielte damit einen Erfolg, der alle Bemühungen früherer Grammatiker weit hinter sich ließ. Seine „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst", die 1748 erschien, erlebte bis 1776 sechs Auflagen, für jene Zeit ein ganz außergewöhnlicher Erfolg, und fand in allen deutschen Landen, in Mittel- und Niederdeutschland, am Rhein, in der Pfalz, in Österreich und der Schweiz, Verbreitung und Anerkennung. In den Schulen bemühte man sich, den einheimischen Sprachgebrauch mit dem feineren Gottschedischen, Leipziger Deutsch in Einklang zu bringen, und der Schweizer Albrecht von Haller arbeitete sein Gedicht „Die Alpen" sprachlich mehr und mehr nach dem von Gottsched aufgestellten Muster um. Noch 1788 schrieb Friedrich Karl Fulda: „Es gibt Leute, welche alle Wörter, die der Gebrauch in Sachsen nicht gestempelt hat, aus hochdeutschen Schriften gänzlich ausgemerzt haben wollen."

Gottsched maßte sich, von einer Schar begeisterter Anhänger unterstützt, ein Richteramt über alle Schriftwerke in deutscher Sprache an. Mit Recht trat er gegen „das Rotwelsch der Kanzlisten" mit ihrem sintemal und alldieweil auf, gegen die französischen Redensarten der Hofleute, gegen lateinische und griechische Wendungen der Gelehrten in Ausdruck und Satzbau; jedoch er verwarf auch jede mundartliche Besonderheit, alle seltenen oder veralteten Wörter ebenso wie neue und ungewohnte Bildungen. Damit aber hemmte er die lebendige Weiterentwickelung der Schriftsprache, die gerade aus den Mundarten und durch Wiederaufnahme guter alter Wörter sich bereichern und den Fortschritten der Zeit durch Neubildungen Rechnung tragen muß.

So konnte die Gegenbewegung nicht ausbleiben. In anderen Ländern deutscher Zunge, vor allem in der Schweiz, lehnte man sich auf gegen die „diktatorische Dreistigkeit" des Leipzigers, man beklagte das Entgegenkommen Hallers und hätte am liebsten gesehen, daß er sein Werk ganz in allemannische Mundart umschrieb. Der badische Benediktinerpater Augustin Dornblüt zog gegen die Sprachenverderbnisse der protestantischen Herren Leipziger zu Felde und verwahrte sich gegen eine Gemeinsprache auf meißnischer Grundlage, während ihm das Deutsch des Reichskammergerichts als Muster vorschwebte, das zwar manches Altertümliche bewahrt hatte, an Schwerfälligkeit aber der würdige Vorgänger späteren Gerichtsstiles war. So war die sprachliche Einigung Deutschlands aufs neue bedroht. In Gottsched

aber erblickte man von nun an den Hauptvertreter sprachlicher Orthodoxie, den Sprachkorporal, ja Jakob Grimm vergleicht ihn und andere Vertreter seiner Richtung mit den Schreckensmännern der französischen Revolution, bis Gottsched endlich in neuester Zeit in Eugen Reichel wieder einen überschwenglichen Lobredner gefunden hat.

In die Zeit, als Gottsched und das Leipziger Deutsch noch in hohem Ansehen stand, fällt Goethes Aufenthalt in unserer Stadt. Was der 16jährige Student damals in sprachlicher Hinsicht für Eindrücke hier empfing, was er wegen seiner von der Leipziger Sprache stark abweichenden Redeweise zu leiden hatte, das schildert uns der greise Goethe im 6. Buche von Dichtung und Wahrheit. Einem Vollblut-Leipziger, der heutzutage etwa nach Hamburg, Hannover oder auch in die Reichshauptstadt kommt, deren Bürger ja ein besonders schönes Deutsch zu reden glauben, kann es nicht schlimmer ergehen als damals dem jungen Goethe in Leipzig, und er sühnt damit, was einst seine Vorfahren an dem größten deutschen Dichter gesündigt haben.

Goethe war als Frankfurter im „oberdeutschen Dialekt" geboren und erzogen, der, wie er sagt, zwar öfters derb, aber im Ausdruck stets treffend sei, wenn auch manchmal etwas mit unterlaufe, woran ein zarteres Ohr Anstoß nehme. Der Vater hatte sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache beflissen und seine Kinder „auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet", mit anderen Worten: er hatte sie auf die auch ihm als mustergültig erscheinende Meißner Sprache hingewiesen. Und das mochte auch einer der Gründe sein, weshalb der Kaiserliche Rat Kaspar Goethe seinen Wolfgang gerade nach der von ihm selbst früher besuchten Leipziger Universität schickte. Gleichwohl waren dem Sohne manche „tiefer liegende sprachliche Eigenheiten" geblieben. Wenn er nun diese, weil sie ihm wegen ihrer Naivität gefielen, in Leipzig mit Behagen hervorhob und sich in gewohnter Weise in Gleichnissen, Anspielungen und sprichwörtlichen Redensarten ausdrückte, so zog er sich dadurch von seinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zu. „Was ein junger, lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl,

vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Überzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vieles Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dies, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralysiert und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle reden, wie man schreibt, und schreiben, wie man spricht, da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben."

Diese Worte Goethes kennzeichnen recht anschaulich die Mißgriffe Gottscheds und der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig auf sprachlichem Gebiete: man wollte nicht nur reinigen und klären, sondern mit der mundartlichen zugleich auch die persönliche Eigenart und vollends jede Äußerung urwüchsiger Kraft unterdrücken, das vertrug sich nicht mit dem „galanten" Leipzig und seinen „wohl und genau gebildeten" Einwohnern.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß wir hier nicht den 16jährigen, sondern den mehr als 60jährigen Goethe reden hören. Auf den jungen Dichter blieben die Unterweisungen Gottscheds und Gellerts, zu dessen Füßen er ja auch bisweilen saß, nicht ohne Eindruck. Manchen Rat, den sie im Kolleg erteilten, gab er in Briefen weiter an seine Schwester Kornelia, dabei verfällt er in denselben hofmeisternden Ton, der ihm an den Leipzigern so widerwärtig war, nur nach dem Grundsatze Quod licet Jovi, non licet bovi: während sein eigener Stil sehr vom Französischen beeinflußt und reich an Fremdwörtern ist, tadelt er dies und anderes an den Briefen der Schwester. Wenn er der fortwährenden lästigen Vorwürfe wegen seiner Aussprache sich auch gelegentlich kräftig erwehrte und erwiderte: „Man

soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist", so suchte er doch in weniger vertraulicher Rede auffällige Frankfurter Eigenheiten abzulegen. Auch in seinen Dichtungen, welche in diese Jahre fallen, macht sich der Einfluß von Leipzig und Halle geltend, er bezeichnet sich selbst als Schäfer an der Pleiße, wird tändelnd und empfindsam, eignet sich den Wortschatz der Anakreontiker an, selten klingt wirkliche Leidenschaft und Jünglingskraft durch.

Läßt es sich nun auch nicht verkennen, daß Goethe der Leipziger Schule vieles zu danken hatte, was seiner Sprache später Allgemeingültigkeit verlieh, so ist es doch noch wertvoller, daß er im wesentlichen seinen Standpunkt wahrte und sich nicht bedingungslos den Leipziger Sprachgesetzen unterwarf, sondern, seinem innersten Drange folgend, aus den unerschöpflichen Quellen der Mundarten, des Volksliedes und älterer Schriftdenkmäler immer neue Nahrung zuführte. „Jede Provinz, sagt er an der schon angeführten Stelle von Dichtung und Wahrheit, liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt." So gehört Goethe, und zwar er ganz besonders mit den Schweizern Bodmer und Breitinger, mit Klopstock und Wieland, Herder und Lessing, mit Schiller und all den anderen führenden Geistern auf dem Gebiete des deutschen Schrifttums in älterer und neuerer Zeit, zu denen, die unsere Gemeinsprache vor dem Erstarren in ihrem Bestande bewahrt und ihr ein frisches, natürliches Fortleben gesichert haben, und um diesen Preis wollen wir Leipziger es gern verschmerzen, daß wir unsere Vaterstadt, deren Rechtstitel auf das „netteste Deutsch" bis dahin allgemein anerkannt war, am Ende des 18. Jahrhunderts von ihrer stolzen Höhe sprachlicher Unfehlbarkeit herabsteigen sehen.

Dieser flüchtige Blick auf die Geschichte der deutschen Schriftsprache oder, wie wir sie mit Rücksicht darauf, daß man sich allenthalben bemüht, sie auch zu s p r e c h e n, schon wiederholt genannt haben, der deutschen G e m e i n s p r a c h e hat uns gezeigt, daß an ihrem gegenwärtigen

Bestande alle deutschen Landschaften mehr oder weniger beteiligt sind. Darin liegt ja gerade ihre nationale Bedeutung, sie ist das stärkste und war noch vor einem Menschenalter das einzige Einheitsband für alle deutschen Stämme, sie verknüpft uns noch jetzt mit unseren Stammesbrüdern in Österreich, der Schweiz und den russischen Ostseeprovinzen fester als alle politischen und sonstigen Beziehungen. Ohne dieses Band würde sich der niedersächsische, plattdeutsche Norden unseres Vaterlandes sprachlich losgelöst haben — und er war im 15. Jahrhundert schon auf halbem Wege dazu — so wie vor dem Vorhandensein jenes Bindemittels aus der niederfränkischen Schwestermundart das uns nunmehr als fremde Sprache geltende Holländisch hervorgegangen ist.

Ist es also nichts als Vorurteil, wenn man die Sprache einer bestimmten Landschaft als mustergültig bezeichnet, so dürfen wir doch die Frage „Wo wird das Gemeindeutsch am besten und reinsten gesprochen?" in anderem Sinne stellen. Auf der Kanzel? In der Schule? Gewiß wird der Prediger, der Lehrer bestrebt sein, „hochdeutsch" zu reden, wobei man das Wort übrigens kaum noch in seinem ursprünglich örtlichen Sinne, sondern mehr etwa als die Sprache der gesellschaftlich Hochstehenden, der oberen Zehntausende, empfindet. Indessen wenn sie, namentlich auf dem Lande, ihrer Wirkung auf die Gemeinde, auf die Herzen der Kinder ganz sicher sein wollen, so werden sie auf eine gewisse Volkstümlichkeit auch in ihrer Rede nicht verzichten dürfen. Darin liegt gerade ein erfreulicher Fortschritt, daß die Volksschule jetzt nicht mehr blindlings eifert gegen die „schlechte", „falsche" oder „nachlässige" Aussprache der Kleinen, sondern sie liebevoll aufmerksam macht auf die Unterschiede zwischen der von ihnen aus dem Elternhause mitgebrachten, an sich wohlberechtigten Mundart und der Sprache, die sie sich in der Schule aneignen sollen, um sich mit Gebildeten aller Orte durch Schrift und Rede verständigen zu können. Es ist sehr wohl mit einander vereinbar, daß die Schule die über den Dialekten stehende Gemeinsprache lehrt und doch die Erforschung und Erhaltung der Mundart pflegt.

So bleibt nur noch eine Stätte übrig, auf der wir ein rein gesprochenes „Hochdeutsch" suchen und erwarten dürfen, das ist die Bühne bei Aufführung des ernsten Dramas. Die Schauspieler stammen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands und müssen

dennoch, wenn sie nicht Anstoß erregen wollen, möglichst die gleiche Aussprache haben. Wer heute in Hamburg auftritt, wird morgen vielleicht nach Wien berufen oder gibt Gastrollen in Köln, Leipzig, Breslau. Daher müssen sie notwendig den „Erdgeschmack" der Sprache ihrer Landschaft abstreichen. Einer der ersten, der die Forderung aufstellte, daß auf der Bühne ein reines Deutsch herrschen sollte, wie es „durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert" sei, war Goethe 1803 in seinen „Regeln für Schauspieler". In neuester Zeit ist eine ausgleichende Regelung der Bühnenaussprache vielfach angestrebt und bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht unangefochten, erreicht worden durch die von Vertretern der Wissenschaft und der Bühne im April 1898 in Berlin geführten Verhandlungen, deren Ergebnis vom Deutschen Bühnenverein angenommen worden ist.

Dieser Kunstaussprache wird die Umgangssprache der Gebildeten, namentlich auch durch Vermittelung der Schule, sich zwar nähern, aber sie wird sich niemals mit ihr decken, das würde zu Geziertheit und Unnatur führen. Hier verleiht ein leichter Erdgeschmack der Rede gerade den besonderen Reiz, daß auch die gebildeten Deutschen trotz der Gemeinsamkeit ihrer Sprache ihre engere Heimat doch nicht verleugnen, und auch wir Leipziger haben keine Ursache, uns dessen zu schämen.

Das Leipziger Deutsch, von dem wir hier redeten, ist also das der Gebildeten. Zwar gebildet sind wir Leipziger alle, aber Art und Grad der Bildung sind doch verschieden. Mancher glaubt sich schon sehr fein und gebildet auszudrücken, wenn er einen Fremden etwa anredet: „Sie sein wohl nich von hier? Gesehn habe ich Ihnen wenigstens noch nich." Deshalb tun wir gut, wenn wir von dem Deutsch der Gebildeten im engeren Sinne, das also eigentlich ein Hochdeutsch mit mehr oder minder leichtem Anklang an die Mundart ist, noch das Leipziger Stadtdeutsch unterscheiden, die Mundart, die von der Masse der eingeborenen Stadtbevölkerung gesprochen wird, die aber von der Schriftsprache schon stark beeinflußt ist, und endlich das Dorfdeutsch der Umgegend Leipzigs, die Mundart der eingeborenen Bauern, die hiervon noch ziemlich frei ist.

Die Sprache der Dörfer zeigt je nach der Himmelsrichtung, die wir von Leipzig aus einschlagen, bereits manche Verschiedenheiten. So schmaust man schon ein Stündchen nordwestlich der Stadt eine jut

jebratene Jans mit Jurkensalat, während in der Stadt zwar jekocht, jegessen und jequalmt, sogar Jeographie getrieben wird, aber nur gebraten, gelacht und geschwatzt, die Vorsilbe je also nur unter dem Einfluß nachfolgender Gaumenlaute gesprochen wird. Noch ein Stück weiter in derselben Richtung, so beginnt schon die Verwechslung von mir und mich!

Somit haben wir als das Leipziger Deutsch im eigentlichen Sinne das Leipziger Stadtdeutsch anzusehn. Welches sind nun dessen Besonderheiten? Unser Kalender wendet sich ja zunächst an Leipziger und solche, die mit unseren Verhältnissen, auch mit der Sprache vertraut sind. Darum können wir uns ein ausführliches Eingehen darauf ersparen. Wer sich genauer darüber zu unterrichten wünscht, der sei auf Dr. Karl Albrechts Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache, Leipzig 1881, hingewiesen.

Unser Leipziger Deutsch ist ein Zweig der obersächsischen Mundart — so genannt im Gegensatz zu den niedersächsischen, d. i. plattdeutschen Mundarten —, wie sie von den Abhängen des Erzgebirges bis ungefähr drei Meilen nördlich von der Grenze des Königreichs und etwa von dessen Westgrenze bis zur sächsischen Lausitz gesprochen wird, und es hat die Mehrzahl seiner von uns jetzt zu erwähnenden Eigentümlichkeiten mit dieser gemein.

Die einst gerühmte, jetzt geschmähte Weichheit bezieht sich vor allem auf die Aussprache der sogenannten harten Buchstaben p, t, k im Anlaut und Inlaut, die sich auch der Gebildete, wenigstens bei den ersten beiden, nur schwer völlig abgewöhnt, sie werden vom echten Leipziger wie b, d, g gesprochen. Backen und packen, Bein und Pein, du und tu, leiden und leiten, gönnen und können sind aus seinem Munde nicht zu unterscheiden, Lippe wird zu Libbe, Acker und Bäcker zu Agger und Bägger. Will er aber vornehm hochdeutsch sprechen, „tann keht" er wohl gar soweit, daß er von Känsen und Keflügel redet, nebenbei aber immer noch von Gatzen und Gaffeeguchen, und gerät damit in dieselbe Unsicherheit, in die wir schon die Schreiber des ausgehenden Mittelalters verfallen sehn. Auch im Zorn, wenn's ihm einer gar zu „doll" getrieben hat, fährt er ihn wohl an: „Sie Pauer, Sie tummehriger!"

Die weichen Laute b und g werden inlautend vor Vokalen zu noch weicheren Reibelauten: Weber und Farbe werden Wewer und

Farwe, Wage und Wege werden Wäche und Wèche gesprochen, oder der B-laut verschmilzt mit der folgenden Endung zu einem m in gèm für geben, hām oder hamm für haben. Im Auslaut dagegen wird überall der harte Laut beibehalten, ja der weiche Buchstabe der Schriftsprache wird hier sogar zum harten Laut, wie er es meist auch schon in der älteren Sprache war. Auch der Leipziger, der Obersachse überhaupt, spricht hart, knapp, blank, aber auch blint, gelp, Gank, Fenk für Pfennig, wogegen sonst auslautendes g wie beim Inlaut klingt: Schläch, Siech für Schlag, Sieg. Es zeugt daher von wenig scharfer Beobachtung, wenn manche unserer Dialektschriftsteller mechanisch auch hier überall den harten Laut durch den weichen ersetzen und z. B. hard, Lichd, schlabb schreiben.

In der Aussprache der Selbstlaute teilen wir mit den meisten Mitteldeutschen und auch vielen Oberdeutschen die Neigung zum Singen, d. h. zu einem Wechsel der Stärke und Tonhöhe bei ein und demselben langen Vokale. Am stärksten tritt dies bei den einsilbigen Ausrufen hervor, man beobachte nur einmal sich selbst und andere recht genau: Jaa! Nee! Wie? So? Nu? Durch diese Neigung wird das Zeitmaß im Sprechen überhaupt verlangsamt.

Die Laute eu (äu), ö und ü kennt der Leipziger nicht, sie werden ihm zu ei, e und i. Feuer und Feier, Höhrer und hehrer klingen ihm gleich, hieben und drieben (sprich hiem un driem) reimt sich auf lieben (liem). Bisweilen, z. B. wenn er auslesehen und ergetzlich sagt, findet er sich dabei mit der älteren Sprache in Übereinstimmung.

Ein besonderes Kennzeichen unserer Mundart ist die verschiedene Wiedergabe der schriftsprachlichen Doppellaute ei und au, die, soweit sie altes Sprachgut sind, sich im Obersächsischen in ee und oo gewandelt haben, während die den früheren Lauten ī und ū entsprechenden ei und au der Schriftsprache auch von unserer Mundart beibehalten werden. Diese Erscheinung ist so recht der Prüfstein für die zahlreichen Talmisachsen, die sich in den Witzblättern tummeln, und man wird es verstehn, wenn einem alten Sachsen darüber einmal die Galle überlief und er seinem Herzen in folgenden Versen Luft machte, die statt weiterer Erklärung hier angeführt seien:[1]

---

[1] Von J. P. Zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins, 1893, Sp. 169/70, dann sehr oft nachgedruckt.

Nee, das geht mer driewer niewer,
Was mer uns jetzt bieden dut,
So ä alwernes Gelawre
Bringt mich fermlich noch in Wut.

Werd wohl eener engel'sch dichten,
Hat er nich derzu ooch's Zeig?
Awer unsre scheene Sprache,
Die, denkt jeder, gann er gleich.

Schreibt da eens: „An meene Milchfrau",[1]
Habt'r so was je geheert?!
Nee, das geht mer driewer niewer,
'S hat mich gradezu embeert!

Ihr meent, wenn 'r ee fer ei sagt
Und fer au da sagt'r oo,
Hält mer eich fer richt'ge Sachsen.
Nee, 's is lange noch nich so!

Baßt jetzt uff, was ich eich sage,
Schreibt's eich hinder eire Ohr'n,
Oder laßt mit säch'schen Verschen
Ginst'g uns liewer ungeschor'n.

Wißt'r, wer de nich von kleen uff
Unsre Sprache gennt, der errt.
Lern'n muß der un Biecher wälzen,
Bis er'sch endlich weise werd.

Nämlich, wo de alden Deitschen
Schon gesagt ham ei un au,
Da nur heeßt's jetzt hier zu Lande
ee und oo, merkt's eich genau!

Awer wo se frieher sagten
û und î, da sprechen mir
au un ei nu äben grade,
Seht'rsch, grade so wie ihr.

Wenn'r zählt, sprecht eens un zweee,
Dann gommt awer dreie dran,
Und wer „meene" sagt statt meine,
Na, der zeigt äm, was er gann!

---

1 Fliegende Blätter 1893, Nr. 2498, 1. Beiblatt.

Kleeder macht der Schneidermeester,
Reesen, doch zerreißen sprich,
Steene ham mer viel in Sachsen,
Geene „Schweene" ham mer nich!

Laufen dun mir nich, mir loofen,
Un fer auch da sag' mer ooch,
„Soofen" awer dut gee Sachse,
Und fer Bauch spricht geener „Booch".

Seefe braucht mer, Seife roocht mer,
Niemand „schnoobt" sich — mit Verloob,
Awer leicht verwechseln gannste
Lechenloob und Legenlob.

So, nu wißt'rsch! Wenn'r widder
Säch'sche Versche machen dut,
Schießt nich widder solche Becke,
'S bringt mich werklich sonst in Wut!

Sogar unsere einheimischen Dialektschriftsteller sind von Fehlern dieser Art nicht freizusprechen. Wenn der „alde Leibzger" Edwin Bormann in seinen Gedichten dem Reime zu liebe auf die Durchführung dieses Vokalwechsels verzichtet und z. B. alleine (statt alleene) auf Rheine oder Flissiggeit (statt -geet) auf bereit reimt, so ist das erträglich. Schlimmer dagegen ist es, wenn bei Bliemchen (Gustav Schumann aus Nerchau) in ungebundener Rede unmögliche Formen wie Hochzeetsreese statt Hochzeitsreese mit unterlaufen, oder wenn Georg Zimmermann aus Langenlungwitz, der überhaupt unglaubliche Bildungen als obersächsisch auftischt, in einer seiner gereimten Anekdoten den Schorschel, der gegen das Verbot der Mutter aufs Eis gegangen und eingebrochen ist, sich einer Übertretung des 6. Gebotes schuldig glauben läßt: „Du sollst nich ehnbrechen!" So spricht kein sächsischer Junge.

Zum Schluß aber über unsere Dialektdichter — Bormann nehmen wir dabei aus — und zu ihnen noch ein ernstes Wort! Mögen sie immerhin hie und da sprachliche Fehler begehn und gegen die Reinheit ihrer eigenen Mundart verstoßen oder ihre Worte in die ungeheuerlichste Schreibweise kleiden, das wollen wir ihnen hingehen lassen. Damit richten sie doch wenigstens keinen Schaden an. Wohl aber müssen wir entschieden Verwahrung einlegen gegen den Typus

des Sachsen, des Leipzigers, wie sie ihn mit Vorliebe schildern. Den treuherzigen, bescheidenen, genügsamen Sinn unserer Landsleute behaupten sie darzustellen. Was tun sie aber in Wirklichkeit? Sie zeichnen den Sachsen zumeist als einen geistig beschränkten, auch gegen den vernünftigsten Fortschritt mißtrauischen, erbärmlichen Spießbürger oder als einen traurigen Tropf ohne Rückgrat und eigene Meinung, der vor jedem Fremden in Bewunderung und Demut erstirbt und sich zu dessen gehorsamem Diener erniedrigt.

Darin liegt der gewaltige Unterschied zwischen der Mehrzahl unserer sächsischen Dialektdichter und den plattdeutschen, oberbayrischen, schweizerischen, wir können fast sagen den Dichtern aller anderen deutschen Mundarten, daß diese die Ehre ihrer Landsleute zu wahren und die Sympathien für sie zu gewinnen suchen, während jene, um unter allen Umständen die Lachmuskeln ihrer Leser zu reizen, nur gar zu oft das eigene Nest beschmutzen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. So, wie diese echten und unechten sächsischen Dichter, so wie die Witzblätter den Sachsen hinstellen, diese Jammergestalt ohne Kraft und Saft oder diese in ihre engen Gedankenkreise verrannte Einfalt, etwa wie Fritze Bliemchen, der „Rentjeh aus Dräsen, wohnhaft in Bärne", mit seinen verbohrten politischen und sonstigen Ansichten, mag er sie nun daheim am Biertisch oder auf seinen Reisen im In- oder Auslande äußern — das ist das Bild, das dem Nichtsachsen so lange von uns vorschwebt, bis ein glücklicher Zufall ihn von der besseren Wirklichkeit überzeugt.

Georg Zimmermann bemüht sich jetzt mit seinem sächsischen Volkstheater durch Vorführung besserer mundartlicher Stücke, die auch charaktervolle Vertreter unseres Volkes bringen, für dessen Eigenart Teilnahme zu wecken. Allein, wenn er in Leipzig und Dresden keinen Erfolg damit erzielte, wenn es selbst der wohlwollendsten Kritik nicht gelang, den Besuch der Aufführungen zu heben, so erntet er damit nur, was er gesät hat. Das ist ja derselbe Georg Zimmermann der in seinen eigenen, zum Teil nur alte, fade Witze aufwärmenden Reimereien dem Sachsen oft eine recht gewöhnliche Gesinnung beilegt, der ihn, namentlich dem Berliner gegenüber, mehr als vernagelt erscheinen läßt. So kommt bei ihm z. B. ein Sachse auf einer Reise nach Köln, fragt beim Anblick des Rheins: „Welch(!) Fluß soll das sein?" und als er ihm genannt wird, da will er's nicht glauben: „Der

Fluß hier, das is mer viel besser begannt, in Dräsen bei uns werd er Elwe genannt." Das ist derselbe Zimmermann, der es als sächsische Gemütlichkeit hinstellt, wenn ein Dresdener sich, obwohl er ganz bescheiden in seinem Eckchen gesessen hat, aus einer Berliner Kneipe mir nichts dir nichts auf die Straße werfen läßt, weil er ja „so wie so gleich gegangen wäre", oder als sächsische Höflichkeit, wenn ein Landsmann es ruhig duldet, daß im Eisenbahnwagen ein flegelhafter Engländer seine Füße ihm auf den Schoß legt und so über eine Stunde schläft, weil er kein Wörtchen Englisch verstehe, um den Menschen aufzuwecken. Das soll nach Zimmermann die „biedere Sachsenart sein, die durch das heimische Idiom so markant zum Ausdruck kommt", und dabei haben seine Gedichtchen, wie er selber „feststellen zu müssen" glaubt, in der Öffentlichkeit bisher nur einen Grad der Beurteilung, nämlich Anerkennung gefunden! Weg endlich mit diesem Zerrbild, dieser Fratze unseres Volkstypus aus Dichtungen und Witzblättern, dann erst kann und wird sich der wahren und ernsthaften Darstellung sächsischer Volksgestalten die Teilnahme weiterer Kreise zuwenden.

(Geschrieben im Mai 1903.)



Splitter.

Der Schwächling glaubt tatkräftig zu sein, wenn er nur recht herzlos ist.

* * *

Wie unzählig viele Menschen kündigen sich als Genies an — und sterben als Philister!

* * *

Unduldsam sein gegen das Duldbare ist beschränkt; duldsam sein gegen das Unduldbare ist erbärmlich.

Hans Reichel.



Stille Musik.

I. Introduzione.

Flüchtig, wie der Blumen Duft,
Eingehaucht in Sommerluft,
Leis' verhallend, wie der Ton,
Der im Augenblick entflohn,
Schnell verschwindend, wie der Strahl,
Der vom Himmel irrt zu Tal
Und in einem Nu verglüht:
Also flüchtig ist das Lied.

Tragt nicht um die Blumen Leid,
Wenn ein Herz sich dran erfreut;
Klagt auch nicht um Töne bang,
Wenn ein Echo wiederklang;
Zwecklos nie der Strahl verschwand,
Der ein freundlich Auge fand:
Also hat ein Lied gelebt,
Wenn ein Herz dabei gebebt.

II. Allegro.

Ich habe eine Blüte
Am Waldesrand entdeckt,
Die hat mich im Gemüte
So wundersam erschreckt.

Will sie mit ihrem Schimmer
Und Dufte mich erfreun,
So will ich dafür immer
Ein netter Käfer sein.

Hörst du, wie leis erschüttert
Mein Innres rhythmisch summt?
Das ist mein Herz; es zittert,
Es zittert und verstummt.

III. Adagio affettuoso.

Mein Herz ist wie ein Gotteshaus,
D'rin brennt ein stilles Licht,
Das strahlt mit sanftem Dämmerschein
Auf ein Madonnengesicht.

Verlassen liegen Schiff und Chor,
Nichts regt sich weit und breit;
Ein Beter liegt am Altar stumm
In Selbstvergessenheit.

Ein einziger Gedanke füllt
Sein Herz, sein ganzes Sein,
Er flüstert vor dem Gnadenbild:
„Madonna, ich bin dein!"

IV. Scherzo.

Unser Herrgott in dem Himmel
Macht doch wunderliche Sachen,
Und in seinem Weltgetümmel
Gibt es mancherlei zu lachen.

Täglich gibt er sich viel Mühe
Mit dem menschlichen Gelichter,
Fromme macht er in der Frühe,
Nachmittags die Bösewichter.

Aber seine Mußestunden
Muß er andern Dingen weihen,
Da befaßt er sich mit bunten,
Süßen, kleinen Tändeleien.

Greift alsdann zum feinsten Tone,
Nimmt zwei Äuglein und ein Mündchen
Und erschafft sich selbst zum Lohne
Manches wundernette Kindchen.

Hurtig schickt er diese bunten
Nippfigürchen auf die Erde,
Daß es auf der Welt da unten
Nicht so ernst und traurig werde.

Und die gottgesandte kleine
Schar macht aus der Welt des Schreckens
Eine Welt der Lust und eine
Welt des Lachens und des Neckens.

Fragst du mich nun, liebe Kleine,
Wer die zarten Geister seien —?
Nun, du bist ja selbst so eine
Von des Herrgotts Tändeleien.

V. Andante.

Wenn Zweie voneinandergeh'n,
Die tief sich lieben,
Dann muß sich an des Himmels Höh'n
Die Sonne trüben.

Und zündst du tausend Kerzen an,
Sie mögen funkeln,
Das arme Herz schleicht doch fortan,
Im bitt'ren Dunkeln.

Und zünde hundert Feuer an,
Wird das dich wärmen?
Des Herzens Winter kam heran,
Es muß sich härmen.

Beim Liebchen nur ist Sommerzeit,
Mit ihr gemeinsam;
So friere du und trag dein Leid,
Dieweil du einsam.

VI. Intermezzo.

Wer trägt denn stets der Sonne
So unbarmherz'gen Strahl?
Voll sanfter, dumpfer Wonne
Ist auch die Nacht einmal!

Hat je ein Mund am Süßen
Sich immerdar erfrischt?
Nur der kann Lust genießen,
Der sie mit Bitt'rem mischt.

Soll ich auch Weh erleiden
Um Glück, das tief und rein,
So will ich froh bei beiden,
Statt ohne beide sein.

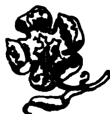
Du Tor, was klagst du bänglich?
Die höchste Wonne ist
Nur darum überschwänglich,
Weil sie vergänglich ist!

VII. Rondo. Tema con variazioni.

Willst du, Liebchen, richtig lieben,
Mußt du tausend Dinge üben:
Küssen, Seufzen, Schreiben, Schenken,
Nehmen, Geben und Gedenken,
Schmollen, Kosen, Grollen, Lachen,
Weinen, Grübeln, schlafend wachen,
Wachend schlafen (oder träumen)
Stets geschäftig, immer säumen;
Mit der Gegenwart nie fertig,
Stets des Kommenden gewärtig,
Halb nur hoffend, halb verzweifelnd,
Immer Süß auf Bitter träufelnd,
Kurz, dich sammelnd stets zerstreuen,
Und das Tör'ge stets bereuen,
Stets das Tör'ge neu beginnen:
Das heißt lieben! Das heißt minnen!

Sich in Einsamkeit verlieren,
Sehnsucht dort nach Freunden spüren,
Und die Freunde wieder fliehen,
Sich um Unbekanntes mühen,
Ewig unbefriedigt schweifen,
Nach dem Unerreichbar'n greifen
Und das Nächste blind verschmähen,
Nimmer achtend, was geschehen,
Sich in tausend Stücke teilen,
Trinkend dürsten, weilend eilen,
Nie dem Widerspruch entrinnen:
Das heißt lieben! Das heißt minnen!

Nautilus.





Das Loch in der Tischdecke.

Eine Duellgeschichte.

Von Franz Adam Beyerlein.

Am Friedhofstor verabschiedeten sich die älteren Herren mit ernsten Gesichtern. Sie bestiegen die Mietswagen und fuhren die Ebereschenallee entlang der Kreisstadt zu, deren Türme einstweilen noch den aufsteigenden Winternebel überragten. Drei von den jüngeren Herren blieben zurück.

„Was tun wir nun?" brummte der Assessor.

„In den Klub gehen, einen heißen Kaffee trinken und hernach einen Tee mit Rotspohn," erwiderte der Staatsanwalt. (Er war eben erst dazu ernannt worden.)

Der Assessor stimmte bei.

„Aber Kollege Junghans fehlt noch," bemerkte der Referendar, dessen Einverständnis selbstverständlich war. „Da kommt er," setzte er gleich darauf hinzu.

Der Erwartete kam raschen Schrittes quer durch die Gräberreihen. „Verzeihung, meine Herren," entschuldigte er sich hastig, „ich — hatte noch am Grabe zu tun."

Dann bestiegen die vier den letzten noch harrenden Wagen und fuhren die Ebereschenallee entlang. Die Kreisstadt war unterdessen ganz im Nebel versunken.

Im Klub vertrieb der heiße, starke Kaffee den Frostesschauer, der von der winterlichen Kälte und vom Anschauen des offenen Grabes noch in den Gliedern saß. Die Berliner Zeitungen waren auch mit dem Zweiuhrschnellzuge eingetroffen, — so fühlte sich der Staatsanwalt

über der „Norddeutschen", der Assessor über der „Post" und der Referendar über der „Kreuzzeitung" ganz behaglich, obwohl der letztere sich etwas bei seiner Lektüre mopste, denn er war von bürgerlicher Geburt und eines Fabrikbesitzers Sohn. Nur der Assessor Junghans starrte über das riesige Format der „Kölnischen" hinweg ins Leere.

Der Staatsanwalt bemerkte das und fragte: „Macht Ihnen die Zukunft Sorge, Kollege?"

Mit einem „Wieso?" fuhr Junghans aus seinem Sinnen auf. Dann verstand er: „Sie meinen die zwei Wochen Festung wegen Kartelltragens? Nei—ein. Sie wissen ja so gut wie ich, daß das mir absolut nichts schadet. Nein, meine Herren, ich dachte soeben darüber nach, ob sich unser Leben wirklich nach einem höheren Willen abspielt oder ob es nicht Blödsinn ist, von einer Vorsehung zu reden. Ich neige fast zu der letzteren Ansicht."

„Aber ich bitte, Kollege!" widersprach der Staatsanwalt mißbilligend.

„Sie werden vielleicht andrer Meinung sein," fuhr Junghans fort, „wenn —"

Er brach ab, trank seine Tasse aus und begann von neuem: „Ich glaube, Ihrer Zustimmung gewiß zu sein, wenn ich unsern Kollegen Böhmert, den wir heute begraben haben, als einen schätzenswerten Menschen bezeichne."

„Gewiß!" riefen die drei Zuhörer, und der Staatsanwalt setzte hinzu: „Er hat sich stets tadellos benommen," der Assessor: „Er war ein prächtiger Kamerad," und der Referendar: „Er war ein liebenswürdiger Herr."

„Und ich, meine Herren," sprach Junghans weiter, „ich war sein Freund und sage: er war ein lieber Kerl. Und wissen Sie, meine Herren, daß dieser Mensch, der gewiß von allen Seiten ebenso geschätzt wurde, wie Sie es soeben taten, — wissen Sie, daß dieser prächtige Mensch um eines Loches in einer Tischdecke willen in dem verdammten Duell vom Dienstag hat erschossen werden müssen?"

Die drei Herren machten sehr erstaunte Gesichter, und der Staatsanwalt erwiderte in etwas spöttischem Ton: „N — nun nein, lieber Kollege, doch wohl deshalb, weil er mit der Frau Hauptmann von Franckenheim, — zugegebenermaßen einer exzentrischen Dame, — in seiner Wohnung ein Rendezvous hatte."

„Das ist der objektive Tatbestand," beharrte Junghans, „wie er der oberflächlichen Prüfung sich darbietet, aber wenn man näher zusieht, wird es dabei bleiben, daß unser Kollege um des Loches in der Tischdecke willen das Leben hat lassen müssen. Natürlich mußte die Vorsehung eine Menge „Fügungen" mit dreingeben, sonst wäre es nie zu dem famosen Ende gekommen, aber als letzter Grund ist das Loch nicht hinwegzubringen, das der Gefallene so ungefähr vor acht Wochen beim Grogbereiten in seine rotplüschene Tischdecke brannte, als ich an einem Regentage zu ihm hinaufgestiegen war."

Junghans stellte mit Befriedigung eine lebhafte Spannung auf den Gesichtern der drei Zuhörer fest und fuhr fort: „Wenn Sie gestatten, meine Herren, erzähle ich Ihnen die Sache. Aber bevor ich eine — gewissermaßen historische Darstellung des Falles gebe, muß ich noch eins bemerken: Sie wissen, meine Herren, daß der verstorbene Kollege Böhmert und ich Kompennäler waren. Bisher waren wir die einzigen von unserm ehrwürdigen Kasten in diesem Neste, kurz vor dem ominösen Skandalsonntag ist aber noch'n dritter hinzugekommen. Hennig heißt er, und in Untersekunda saßen wir sogar in derselben Klasse. Na ja, hernach nahm er sich eben Zeit, aber zwei Jahre nach uns hat er denn mit Ach und Krach auch das Abiturium bestanden. Er ging dann, glaub' ich, nach Heidelberg und wurde aktiv bei irgend 'nem Korps. Und da ist er auch ganz brauchbar gewesen, aber als er zuguterletzt ans Examen dachte, da war ihm das Lernen zur physischen Unmöglichkeit geworden. Das geht ja zuweilen so. Wissen Sie, meine Herren, er hatte da 'ne komische Art zu fragen, wissen Sie, wie man einander so ungefähr in Prima zu fragen pflegte: „Du, kannst Du Deine Horazode?", so fragte er mich oft: „Du, kannst Du Pandekten? oder — Zivilprozeß?" Wenn ich dann „o ja" sagte, meinte er allemal traurig: „Ich nich", und ich tröstete ihn: „Na, es wird schon werden." Ja, aber es wurde eben nicht, und nun ist er bei der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft untergekrochen."

Während Junghans bedächtig diese Erinnerungen ausgrub, begannen sich die drei Herren allmählich zu langweilen, und der Staatsanwalt trug eine diesbezügliche Bemerkung bereits auf der Spitze seiner Zunge, aber jener kam ihm zuvor und betonte: „Doch, meine Herren, das gehört zur Sache, sogar sehr. Übrigens, Herr Staatsanwalt, müssen Sie mir zugeben, daß durch das in die Tischdecke

gebrannte Loch und den Agenten der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft bereits ein Teil des Zusammenhangs hergestellt ist. Ich werde aber nun wirklich ganz nach der Reihenfolge der Tatsachen erzählen. Also: im November — Tag ist egal — stieg ich mal so gegen sechs die zwei Treppen zu unserm Kollegen Böhmert hinauf. „Böhmert", sagte ich, „ich weiß, daß du Rum in Besitz hast, folglich mußt du einen Grog brauen, denn draußen ist es fürchterlich, es regnet und schneit durcheinander, und das ist scheußlich." Sie wissen, Kollege Böhmert war kein Spielverderber, er holt also den Rum und den Zucker ran, hernach auch die Spiritusmaschine und den Topf und stellt alles auf den Tisch. „Hast du nicht 'n Blech oder sowas zum Unterlegen?" frage ich, denn ich wußte, er war'n bißchen eigen mit seinen Möbeln, weil er die ganze Einrichtung von seinem Vater geerbt hatte, aber er meinte: „Wenn man vorsichtig ist, geht's auch ohne." „Bon", sage ich und helfe ihm. Aber so ganz vorsichtig mußten wir doch nicht gewesen sein, denn wie er nu den Spiritus anbrannte, war wohl unter dem Bassin was übergeflossen, und das brannte mit an und 'n derbes Loch in den roten Plüsch der Tischdecke. Es stank mordsmäßig, und Böhmert ärgerte sich über das Loch. Nun war es ganz natürlich, daß wir hinterher vom Versichern zu reden anfingen. Böhmert hatte nämlich nicht versichert, und da sagte ich ihm, er möchte es doch tun, denn die Versicherungsgesellschaften, die bezahlen solche kleine Schäden, wie grade die Plüschdecke mit dem Loch, sehr generös, und wir haben uns gleich hingesetzt und den Antrag bei der Aachener gestellt. Na, die Police ist dann ja wohl auch ausgestellt worden, und die Sache war glatt, nur der Mensch mußte noch kommen, den die Gesellschaften gewöhnlich schicken, damit nicht etwa von den Versicherten zu hoch eingeschätzt wird, wegen Versicherungsbetrug und so. Der kam aber einstweilen nicht.

Inzwischen war der Sylvesterball gewesen, auf dem Kollege Böhmert die Mazurka mit der Franckenheim tanzte, und von dem Augenblick an, da diese Dame bei der Mazurka Böhmert im Arm geruht hatte, entbrannte sie für große, blonde, starke Männer, nachdem sie vorher mehr für kleine, schwarze, nervöse gewesen war. Meine Herren, Sie kennen die Franckenheim ja, — Zwang tat sie sich nu mit sowas gerade nicht an, aber bei Böhmert fand sie kein Entgegenkommen. Denn erstensmal achtete er die Institution der Ehe viel zu

hoch, zweitens ging sein Geschmack mehr auf das Volle, Mollige, Weiche, Warme, und davon war die Franckenheim mit ihrem mageren, sehnigen Sportweibkörper ausgerechnet das Gegenteil, und drittens war er, — à discrétion selbstverständlich, meine Herren —, drauf und dran sich zu verloben. Sie werden bemerkt haben, daß heute Herr Apotheker Kugler ohne zwingenden Grund im Trauergefolge war. Aber bitte, à discrétion. Nicht wahr? Das Frauenzimmer aber, — pardon, Frau von Franckenheim, — wurde durch diese Zurückweisung in ihrer Verliebtheit nur noch mehr aufgestachelt, na, und am Sonntag rückte sie, mir nix, dir nix, Böhmert auf die Bude. Ohne jeglichen Anstandsvorwand. „Ich möchte mal sehen, wie Sie wohnen, Herr Assessor," hat sie gesagt. Meine Herren, Böhmert hat mir am Dienstag Morgen auf der Fahrt nach dem Rendezvousplatze erklärt, es sei zwischen der Franckenheim und ihm nichts, rein gar nichts, vorgefallen, er fügte nur hinzu, seinem Empfinden nach würde die Franckenheim eventuell nicht allzu spröde gewesen sein; ich meine, man kann ihm das glauben.

Und nun, meine Herren, bitte ich Sie, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, welche geradezu ungeheuerlichen Anstrengungen die Vorsehung machen mußte, um die Sache zum Klappen zu bringen. Also am Sonnabend vor dem Sonntag des Besuchs ist jener Hennig, der Schulkamerad und Feuerversicherungsmensch, von der Berliner Zentrale der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft hierher versetzt worden. Sein erster dienstlicher Auftrag besteht in der Prüfung der Böhmertschen Möbel auf ihren Taxwert, aber wie er ihn ausführen will, trifft er zufällig mich und kneipt sich im „Adler" mit mir fest, sodaß — ganz natürlich — der Auftrag unausgeführt bleibt. Ich sage ihm: „Na, denn gehst du eben morgen gegen Abend hin und sagst Böhmert gleich guten Tag," und er tut's auch. Die Aufwartefrau läßt ihn rein, er geht ins Zimmer, na — und da sitzen eben Böhmert und die Franckenheim. Der Kollege denkt: am besten, du stellst die Dame vor, sonst reißt Hennig — er hatte ihn nämlich gleich erkannt — am Ende 'ne Zote. Also: „Frau Hauptmann von Franckenheim — Herr Hennig". Die Zote riß Hennig nun zwar nicht, er drückte sich sogar recht rasch, aber —. Meine Herren, den Zug habe ich nämlich vorhin bei seiner Charakteristik weggelassen: Hennig konnte nie das Maul halten. Er macht nun nachher im „Adler" 'nen derben Abendschoppen,

— die Schmisse legitimierten ihn ja hinreichend, außerdem ist er wirklich von seinem Korps A. H. —, also: er ist bald mittenmang. — Erst renommiert er von Berlin, und dann schreit er los: „Aber Ihr in Eurem Neste seid ooch nich ohne. Traf soeben beim Kompennäler Böhmert 'ne Dame, Rasseweib sage ich, 'ne Frau Hauptmann sogar." Natürlich wiehert die Bande los, weil sie denken, s'ist eine von unsern Dämchen, und sie fragen: „Wie hieß sie denn?" Und Hennig wiehert auch und brüllt ins Lokal: „Von Franckenheim". Na, und Franckenheim saß am Nebentisch, und da war ja der Salat fertig."

Junghans schwieg lange Zeit still, er drehte sein Glas, in dem das Gemisch von Rotwein und Tee ganz kalt geworden war, nervös auf der Tischplatte herum, die andern drei saßen stumm da und sahen vor sich hin.

Plötzlich hob Junghans das Glas mit einem Ruck zum Munde empor und begann von neuem: „Und nun, meine Herren, gibt es eine Vorsehung?" — — —

Er erhielt keine Antwort und fuhr sarkastisch fort: „Na, das Königreich Sachsen hat ja, soviel ich weiß, den Wappenspruch providentiae memor. In diesem Sinne, meine Herren! Providentiae memor!"

Und er goß das Gemisch von Rotwein und kaltem Tee hinunter.

Der Staatsanwalt aber bemerkte mißbilligend: „Wissen Sie, verehrter Kollege, ich gebe ja gern zu, daß die Sache seltsam ist, aber deshalb liegt noch kein Grund vor, etwas positiv Heiliges zu verunglimpfen."

Der Assessor brummte: „Pech".

Und der Referendar gestattete sich ein: „In der Tat".

Junghans hatte ihre Worte kaum gehört; sein Blick war in die dunkle Zimmerecke am Kachelofen gerichtet, und er sprach halblaut und ein wenig erschauernd: „Das Schlimmste ist aber, meine Herren, daß ich an jenem Novemberabend den Spiritus eingegossen hatte und damit ganz eigentlich das Hineinbrennen des Loches in die Tischdecke veranlaßt habe. Folgerichtig trage also ich die Schuld am Tode des Kollegen Böhmert. Das ist das Schlimmste, meine Herren."

Die andern verharrten in düsterem Schweigen.

Erst nach einer langen Pause drehte sich der Referendar auf seinem Stuhl zu Junghans herum und sagte: „Aber nein, Herr Assessor. Ich glaube, Sie brauchen sich wirklich nicht in dieser Beziehung Gewissensbisse zu machen."





Das Lied vom Jörn Uhl![1]

Zur Geschichte eines Bucherfolges von 1902.

Couplet nach einer leider sehr bekannten Melodie.

Ein kluger Bücherkritikus
Kommt grübelnd einst zu diesem Schluß:
Die Lit'ratur taugt gar nichts mehr,
Es muß ein neuer Dichter her.
Dann reckt er sich im Sorgenstuhl,
Greift seufzend zu dem Buch Jörn Uhl;
Er blickt hinein ganz unverwandt,
Bis ihn der Schlummer übermannt;
Doch plötzlich ihn der Geist antreibt,
Er greift zur Feder schnell und schreibt:
Leute, hört, ich hab Jörn Uhl gelesen,
Und ich bin ja ganz entzückt gewesen;
Durch des Buches Länge der Gedanken Menge
Allerhand Respekt, ich hab ein Buch entdeckt.

So stand's zu lesen bald im „Tag",
Auch andre Blätter drucken's nach.
Manch Kritikus wird aufgeweckt,
Hat schnell Jörn Uhl noch mit entdeckt.
Und eh man sich's noch recht versah,
War schon der neue Dichter da;
Den frischen Lorbeerkranz im Haar,
So stellt ihn bald die „Woche" dar.
Nahm eine Zeitung man zur Hand
Es sicher drin zu lesen stand:
Leute, hört ich hab Jörn Uhl gelesen,
Und ich bin ja ganz entzückt gewesen.
Laute Lobgesänge tönen ihm in Menge
Allerhand Respekt, es ward ein Buch entdeckt.

[1] Zum Gesangsvortrage empfohlen.

Zunächst strömt eine Menschenflut
Ins Buchverleiheinstitut,
Doch weil dort fünfzig vornotiert,
Man selbst zum Bücherkäufer wird.
Und was Familie Müller kann,
Das schaffen sich auch Schulzens an.
Bald wie den neusten Modehut
Man den Jörn Uhl jetzt kaufen tut.
Und Stolz empfindet jedermann,
Wenn er den Nächsten fragen kann:
 Haben Sie denn schon Jörn Uhl gelesen?
 Sind Sie denn nicht ganz entzückt gewesen?
 Durch des Buches Länge, Witz und Geist die Menge,
 Und die Seitenzahl, es ist ja kolossal!

Wenn man sich trifft, da geht's gleich los:
Ist der Jörn Uhl denn nicht famos?
Und Vater, Mutter, Onkel, Tant,
Die finden Uhl jetzt ganz charmant.
Die Herrschaft liest's, die Küchenmagd.
Jörn Uhl tönt rings die wilde Jagd.
Am Teetisch, wie im Volksverein
Stimmt alles in den Ruf mit ein.
Ja neulich nachts im tiefsten Schlaf
Mich eine Geisterstimme traf:
 Haben Sie denn schon Jörn Uhl gelesen?
 Sind Sie denn nicht ganz entzückt gewesen?
 Bei der Seiten Menge kam ich ins Gedränge,
 Da kriegt ich einen Schreck und warf das Buch schnell weg!

Was weiter mit Jörn Uhl geschieht,
Das künde noch zum Schluß mein Lied.
Der Erde Völker haben jetzt,
Sich den Jörn Uhl längst übersetzt.
Der Neger drin in Afrika,
Der Yankee in Amerika.
Ja selbst der Chin-Chin-Chinamann
Die staunen den Jörn Uhl jetzt an.
Und mit „Marconi" fragt's jetzund
Wohl um den ganzen Erdenrund:
 Haben Sie denn schon Jörn Uhl gelesen?
 Alles ist hier ganz entzückt gewesen.
 Aller Völker Menge jauchzt ihm Lobgesänge
 Kurz jeder Erdenfleck ist vom Jörn Uhl ganz weg!

M. Georg.





Das Leipziger Bürgerhaus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von Dr. Albrecht Kurzwelly.

„Leipzig ruft dem Beschauer keine altertümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelstätigkeit, Wohlhabenheit, Reichtum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind.“
Goethe, Dichtung und Wahrheit.

Wer es liebt, in alten Städten nach malerischen Straßenbildern und kunstreichen Häusern zu suchen, wird nicht so leicht in unserer Stadt Halt machen: Leipzig steht nicht in dem Rufe, eine alte Stadt von malerischem Reiz und künstlerischer Bedeutung zu sein. Selbst innerhalb seiner Mauern herrscht vielfach das Vorurteil, daß seine alten Teile höherer künstlerischer Reize entbehren. Mangelhafte Übung im Sehen und Gleichgiltigkeit gegen das Naheliegende haben in gleichem Maße dazu beigetragen, dies Vorurteil großzuziehen. Wenn man sich mit Liebe und offenem Blick in die architektonische Eigenart unserer alten Stadt versenkt, kommt man bald zur Erkenntnis, daß sie besser, ja viel besser ist als ihr Ruf. Freilich, wer die schmalen, traulichen Giebelhäuser Nürnbergs oder Hildesheims mit ihren vorragenden Obergeschossen, mit ihren malerischen Holzschnitzereien und mit ihren Treppengiebeln, kurz wer Renaissancestimmung sucht, der wird von Leipzig enttäuscht sein, wiewohl es in seinem ehrwürdigen Rathaus und im Fürstenhaus in der Grimmaischen Straße zwei Bau-

werke besitzt, die den Vergleich mit den wertvollsten Bauschöpfungen der deutschen Renaissance auszuhalten vermögen. Im großen und ganzen ist die künstlerische Erscheinung unserer Altstadt auf die großzügige Formensprache des Barock gestimmt, und zwar ist es die Spätzeit des Barock, die Zeit von 1700 bis 1750 etwa, die ihr ihr charakteristisches Gepräge gegeben hat. Die alten Häuser, die den Markt und die ihn umgebenden Straßen, vor allem die Katharinen-, die Peters- und die Grimmaische Straße einrahmen, sind in der Mehrzahl Kinder jener Epoche. Durchweg mit prächtigen Fassaden ausgestattet und vielfach zu weiträumigen Kaufhöfen ausgestaltet, bieten sie gleichzeitig kunstgeschichtliches und kulturgeschichtliches Interesse. Trotzdem trifft sie nur selten ein Blick liebevoller Aufmerksamkeit und verständnisvoller Bewunderung. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Verständnis für ihre Reize zu steigern und das Gefühl zu verallgemeinern, daß sie nicht allein mehr Beachtung, sondern vor allem mehr Schonung verdienen, als ihnen meist zu teil wird.[1]

Als der junge Goethe 1765 zum ersten Male Leipzigs Boden betrat, hatte er die Empfindung, in eine moderne Stadt zu kommen, so stark traten damals schon die Häuser aus älterer Zeit hinter den Neubauten des 18. Jahrhunderts zurück, so sehr hatten diese Leipzig verjüngt. Aber Goethe erkannte in Leipzig nicht allein die neue Stadt, er fühlte auch, daß es eine in ihrer Art schöne und imposante Stadt war, die ihn aufgenommen hatte. Deutlich wurde er sich der eigenartigen malerischen Reize bewußt, die die neuen stattlichen Wohnhäuser mit ihren Höfen besaßen, und so stark war der Eindruck, den sie in ihm hinterließen, daß er nach Jahren in „Dichtung und Wahrheit" mit beinahe schwärmerischen Worten ihrer gedenkt, mit Worten, die uns veranlassen sollten, mit Stolz auf unsere alte Stadt hinzublicken.

Will man sich im Geiste mit einem Schlage in die Stimmung unserer Patrizierhäuser aus dem 18. Jahrhundert versetzen, so kann man nichts Besseres tun, als Goethes Hymnus auf ihre Reize nachzulesen. Selbst wer diese Bauten nur flüchtig kennen gelernt hat, wird sie

[1] In verdienstvoller Weise haben Gustav Wustmann und Cornelius Gurlitt in dieser Richtung vorgearbeitet. Vergl. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit (Leipzig 1885), S. 22 ff.; ferner Wustmann, Leipzig durch drei Jahrhunderte, und Gurlitt, Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, 18. Heft, Stadt Leipzig, II. Teil, S. 443 ff.

beim Lesen der Goetheschen Worte leibhaftig vor sich erstehen sehen, in all' ihrer Großräumigkeit und finsteren Würde, mit all' ihren seltsamen Ecken und malerischen Winkeln, mit ihren rußgeschwärzten, lichtarmen Höfen und der ganzen imposanten Großzügigkeit ihrer Fassaden.

Der Leipziger Privatbau des 18. Jahrhunderts hat dieselben Wurzeln wie die Barockarchitektur Dresdens. Allein die Verwandtschaft, die ihn mit den Schöpfungen eines Pöppelmann, eines Bähr verbindet, ist eine äußerliche, sie beschränkt sich auf die Art der Stuckverzierung, auf die Gesamtstimmung des Schmuckes. Einzelne Details sind denen des Zwingers sehr ähnlich, bei dem Portal des Romanusschen Hauses kann man auch von einer gewissen Verwandtschaft mit der Fassade des auf Pöppelmanns Entwürfe zurückgehenden Taschenbergpalais reden. Eine unmittelbare Abhängigkeit von Dresdener Bauten läßt sich aber nirgends nachweisen. Namentlich Leipzigs Wohnhäuser aus den ersten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts offenbaren, in der Anlage sowohl wie in der Fassadenbildung, ein erfreuliches Streben nach Selbständigkeit. Ja man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß das Leipziger Barock eine eigene Note besitzt.

Der heiteren Zierfreude, dem auf das Glänzende und Festliche abzielenden Formenreichtum der Frühzeit der Entwicklung folgt in den dreißiger und vierziger Jahren in Leipzig wie in Dresden eine der holländischen nahe verwandte nüchterne Formenauffassung, ein beinahe ängstliches Streben, das Würdevolle im Einfachen, im Unaufdringlichen zu suchen, Maß zu halten im Zierat, mit wenigen Mitteln große Wirkungen zu erzielen. In Dresden dringt diese Stilwandlung, gefördert hauptsächlich durch Johann Christoph Knöffel († 1752 als Landbaumeister), um einige Jahre früher durch als bei uns.

Die Grundrißbildung mußte sich in Leipzig mit Naturnotwendigkeit durchaus eigenartig entwickeln; galt es doch hier ganz besondere Raumbedürfnisse zu befriedigen. Das Wohnhaus sollte zugleich Kaufhaus sein, und es hatte ebensosehr den Bedürfnissen des heimischen Handels wie denen der Meßbesucher zu dienen. Vielfach lag die besondere Aufgabe vor, vornehme repräsentative Wohnungen für die besten Familien der Stadt mit Geschäftslokalitäten und Niederlagen unter einem Dach zu vereinigen, in der Weise, daß das eine das andere nicht störte und die ganze Anlage nach außen einen glänzenden Eindruck machte. Es verdient alle Anerkennung, mit welchem Geschick die

Architekten diesen ganz verschiedenartigen Bedürfnissen in der Raumdisposition Rechnung getragen haben. Für die Gestaltung des Hofes boten die älteren Häuser mit ihren stattlichen Verkaufsgewölben und Niederlagen gute Vorbilder. In verschiedenen Fällen hat man die Vorderhäuser auf alte Erdgeschoßgewölbe aus dem 15. und 16. Jahrhundert gesetzt.

Der Hof entwickelt sich meist gangartig schmal, seltener als platzartiges Rechteck oder unregelmäßig. Nach alter lokaler Sitte wird er vielfach von einer Straße zur anderen durchgeführt. Den Durchgangshof kann man als ein Wahrzeichen Leipzigs ansehen. Selten hat er eine so reiche Ausbildung erfahren, wie hier; sind doch fast alle von Nord nach Süd führenden Straßen unserer inneren Stadt mehrfach durch Durchgangshöfe mit einander verbunden. Die meisten sind Schöpfungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. So verschieden sie in der Form sein mögen, so stimmen sie doch alle darin überein, daß die sie umgebenden Gebäude in den Erdgeschossen mit Verkaufs- und Niederlagsgewölben ausgestattet sind. In den Frontgebäuden gruppieren sich die Verkaufsläden meist zu beiden Seiten eines stattlichen hallenartigen Torwegs, der den Lastwagen bequeme Einfahrt gestattet. Die Treppenanlagen sind in allen vornehmeren Häusern dem gesteigerten Verkehr entsprechend hoch und breit, vielfach von Stein und dann in der Regel in mehreren Absätzen rechtwinklig gebrochen. Spiralig verlaufende Treppen sind z. T. Reste aus älterer Zeit. Eine der schönsten steinernen Treppenanlagen hat das Romanussche Haus aufzuweisen. Die Durchgangshöfe enthalten zwei und mehr Treppenaufgänge, so Hohmanns Hof, Kochs Hof u. a.

In der Einteilung der Obergeschosse läßt sich allenthalben das Walten eines verständigen Raumgestalters erkennen. Die nach der Straße gelegenen Wohnungen zeigen in den besseren Häusern durchweg dasselbe Schema (Abb. 1). Von der Treppe aus betritt man zunächst einen halb vorsaal-, halb zimmerartigen Empfangsraum, der im Vordergebäude gelegen, sich in drei und mehr Fenstern nach dem Hof wendet. Er mag bei besonderen Gelegenheiten auch als Speisezimmer wie überhaupt für Festzwecke verwendet worden sein. Die eigentlichen Wohnräume liegen hinter ihm nach der Straße heraus, zu dreien oder fünfen angeordnet. Das Mittelzimmer zeichnet häufig eine besonders reiche Stuckdecke aus. An die seitlich gelegenen Zimmer schließen sich nach hinten regelmäßig

Alkoven an, den Vorsaal beiderseits einfassend. In den meist flachen Hofflügeln reihen sich die Wirtschaftsräume und die Dienstbotengelasse auf, zuweilen an einem schmalen Gang oder gar an einer Holzgalerie gelegen. Den Zugang vermittelt der Vorsaal. In den großangelegten Höfen waren in den Hofgebäuden von vornherein kleinere bürgerliche Wohnungen vorgesehen. Den geschilderten Typus der Herrschaftswohnung trifft man beispielsweise in Hohmanns Hof, in Aeckerleins Hof und Kochs Hof und im ehemals Heydenreichischen Hause Petersstraße 21. Bei Durchgangshäusern ist dies Wohnungsschema naturgemäß in beiden Frontgebäuden eingehalten, so in Aeckerleins Hof.

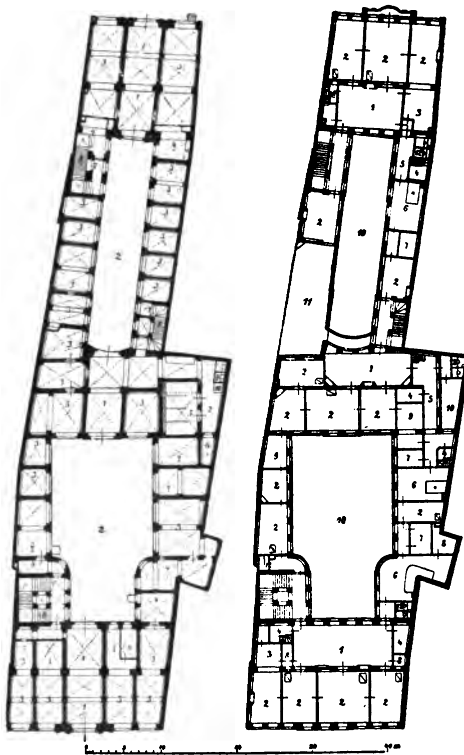


Abb. 1. Kochs Hof, Erdgeschoß und erstes Obergeschoß.

Bei der ungleichmäßigen Umgrenzung der Grundstücke war es immer nicht möglich, den Höfen eine ganz regelmäßige Form zu geben, ebensowenig, bei Doppelhöfen dieselbe Achse einzuhalten (s. Abb. 1).

Dieselbe Gesetzmäßigkeit und Vernünftigkeit des Gestaltens, die in der Grundrißbildung zu Tage tritt, fällt gleich beim ersten Blick in der künstlerischen Ausstattung dieser Bauten ins Auge. Von Anfang an macht sich in der Gliederung und Ausschmückung der Fassaden ein gewisses Maßhalten geltend, namentlich aber eine kluge Berechnuug in der Verteilung des Zierats. Das Maß- und Sinnvolle der Verzierung gibt den Fassaden in erster Linie Eigenart und Charakter, hierin kommen sie sich alle nahe, so verschieden sie im einzelnen sein

mögen. Beinahe hat man, wenn man einige dieser stolzen und doch nicht überreichen Fassaden überblickt, die Empfindung, als hätte der kühl abwägende kaufmännische Sinn des Bauherrn die Phantasie des Architekten beeinflußt.

Es ist begreiflich, daß diese stattlichen, teilweise geradezu glänzenden Fassaden zur Zeit ihrer Entstehung und noch lange nachher erhebliches Aufsehen erregten, umsomehr, als die älteren Nachbarfassaden meist ziemlich schmucklos waren. Die gleichzeitigen Chroniken nehmen von jedem wichtigeren Neubau Notiz, von der Erbauung der prächtigen Häuser des Bankier Hohmann, des Dr. Polycarp Gottlieb Schacher und des Weinschenken Johann Schellhafer an der Katharinenstraße (heute Nr. 16, 12 und 14) berichten sie mit besonderem Nachdruck. Noch mehr Aufhebens machen die Schilderungen Leipzigs aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den neu erstandenen Privathäusern.[1] Beinahe klingt es wie Übertreibung, wenn Jcanders Beschreibung von Leipzig von 1725 versichert, es sei in Leipzig keine Straße zu finden, „allwo nicht sechs, acht und zehn Häuser anzutreffen, welche bei Passagiers wegen ihrer Struktur eine Verwunderung causieren", und behauptet, es kämen „viele(!) italiänische, französische und andre Baumeister" nach Leipzig, „um nach solchen Kunstgebäuden sich umzusehen und deren Risse sich bekannt zu machen". Völlig glaubwürdig klingt dagegen, was Anton Weiz 1728 im „Verbesserten Leipzig" von dem Luxus der damaligen Neubauten sagt. Er rühmt ihre herrlich ausmöblierten Zimmer und meint, daß die meisten „capable" seien, „Fürsten und große Herren nach Standesgebühr zu accomodiren". Kühn, aber treffend faßt der dänische Justizrat Willebrand um die Mitte des 18. Jahrhunderts in seinen Reisebriefen den Eindruck des damaligen Leipzigs zusammen in dem Satz „Wenn ich mich des Modewortes bedienen darf, so ist Leipzig ganz Palast."

Der Hauptreiz der hier in Betracht kommenden Fassaden beruht wie gesagt in der geschickten Verteilung eines maßvollen Zierats, der sich in einem scharfen rhythmischen Wechsel zwischen glatten und belebten Flächen ausspricht. Hand in Hand geht hiermit eine meist ungewöhnlich großzügige Gliederung der Wandflächen in vor- und rückspringende Teile. Vielfach sehen wir den Schmuck, der ausschließlich

[1] Die nachfolgenden Zitate sind Wustmanns Buch „Aus Leipzigs Vergangenheit" entnommen. S. daselbst S. 29 und 30.

in Stuckverzierung besteht, auf die Mittelachse, auf das Portal, auf den darüber emporsteigenden Erker und den die Mitte des Daches betonenden schmalen Ziergiebel beschränkt. Das Portal zeigt bisweilen einen Reichtum der plastischen Ausstattung, der an den Zwinger und die reichsten Dresdner Fassadenhäuser gemahnt, so am Romanusschen Haus, an den Hohmannschen Häusern, an Kochs Hof und Jöchers Haus (Markt 2) und auch an dem Heidenreichschen Haus Petersstraße 21. Hier werden allenthalben die Torwege von Pfeilerbündeln, die teilweise in barocker Manier übereck gestellt sind, flankiert und oben von einem kräftig ausladenden, meist geschweiften Gesims überragt. Auf dem Gesims ruht ein steinerner Balkon, bisweilen sitzt auch der Erker unmittelbar darauf, und dann sind beiderseits allegorische Sitzstatuen angebracht. Die Balkone schmücken prunkvolle Vasen und reichbewegte Götterstatuen. Unter dem Gesims sitzt öfters ein prächtiger Kopf als Konsole, so an Aeckerleins Haus am Markt. Leider wird das hier angebrachte, mächtige Kronoshaupt durch ein Firmenschild fast völlig den Blicken entzogen. Die teilweise noch gut erhaltenen, eichenen Torflügel ziert hübsche Schnitzerei in Rokoko- oder Louis XVI-Formen. Eine besondere Zier aller dieser Portale bilden ihre schmiedeeisernen Oberlichte. Der Kenner bewundert an ihnen ebensosehr den Reichtum der Zeichnung und die Mannigfaltigkeit der Motive wie die vollendet schöne technische Ausführung. Leider werden sie vielfach in der ärgsten Weise vernachlässigt, ein gutes Teil ist auch bereits in Museen und Privatsammlungen überführt worden.

Der Erker reicht meist bis ins dritte Obergeschoß, seine Ecken zieren Pilaster (vorwiegend korinthischer Ordnung), seine Brüstungen beleben Stuckfüllungen, die Laubwerk und Putten aufweisen. Seine Seiten sind gern barock ausgeschweift, bisweilen wird er von einem Balkon gekrönt.

In der Gliederung und Auflösung der Flächen, in den Einzelheiten des Schmucks, in der Einrahmung und Bekrönung der Fenster und in der Verzierung der Fensterbrüstungen offenbart sich ein schier unerschöpflicher Reichtum der Phantasie. Die Wandgliederung läßt Halbsäulen und Pilaster, die Trennungsglieder, die an den vornehmen Dresdner Fassaden dieser Zeit, z. B. an den Palästen eines Bähr, eine so große Rolle spielen, fast ganz vermissen. Durch mehrere Geschosse hindurchgehende Pilaster in der Art Palladios kommen nur

an der Brühlfront des Romanusschen Hauses vor. Im übrigen beschränkt sich die Flächengliederung durchweg auf den harmonischen Wechsel von Vor- und Rücklagen. Meist springt der Mitteltrakt der Fassade als Risalit[1] vor, seltener sind die äußeren Fensterachsen zu Vorlagen ausgebildet. An der Fassade von Hohmanns Haus an der Katharinenstraße (Nr. 16) findet sich der wirkungsvolle Wechsel von drei Vor- und zwei Rücklagen. Stark vorspringende Risalite sind vermieden, um den allenthalben angestrebten Eindruck vornehmer Gemessenheit nicht zu stören.

In der Gruppierung und Einrahmung der Fenster, in der Art und Weise, wie einzelne durch besonders reichen Schmuck ausgezeichnet sind, die anderen bescheiden zurücktreten, um jene zur Geltung kommen zu lassen, zeigt sich ein Feingefühl für rhythmische Verteilung der Effekte, für Konzentrierung der Ziermotive, wie es heutzutage im Wohnhausbau nur selten zu beobachten ist. Bei schmalen Fassaden mit ein oder zwei Fensterachsen zu beiden Seiten eines Mittelerkers sind die Fenster ganz schmucklos oder nur mit unaufdringlichen Umrahmungen ohne Überdachung eingefaßt, damit der Erker zu voller Wirkung kommen kann. Auf diese Weise wirken selbst bescheidene Fronten auf das feinfühlige Auge großzügig und vornehm. Bei breiteren Fassaden mit je drei und fünf Achsen zu beiden Seiten des Mittelrisalits oder Mittelerkers sind stets die beiderseitigen Mittelfenster besonders reich verziert und zu Hauptachsen ausgebildet. In vorbildlicher Weise zeigt dies wirkungsvolle Prinzip die Front von Kochs Hof nach der Reichsstraße. Nur zwei Fassaden lassen einen schroffen Wechsel in der Ausstattung der Fenster vermissen, die Marktfront von Aeckerleins Hof und noch mehr Hohmanns Hof an der Petersstraße, immerhin ist auch hier eine gewisse Abstufung der Effekte angestrebt. Das Prinzip, einzelne Fensterachsen durch besonders reichen Schmuck hervorzuheben, ist teilweise auch in der Hofarchitektur durchgeführt, besonders reich in Kochs und in Aeckerleins Hof.

Der schon gerühmte Reichtum der Erfindung kommt, was die Einzelheiten der Stuckverzierung anlangt, in erster Linie in der Bildung der Fensterbekrönungen zum Ausdruck. Bogenförmige wechseln mit Spitzgiebeln, gesimsartige mit baldachinförmigen, geschweifte mit mehr-

[1] Risalit = vorspringender Mauerteil.

fach geknickten. Die mannigfaltigsten Stuckfüllungen verbinden sie mit den Fensterrahmen, aus barockem Laubwerk, Fruchtschnüren, Cartuschen, Muscheln, Köpfen, Masken u. a. gebildet. Die Brüstung zeigt selten reicheren Schmuck, den mannigfaltigsten wohl an der Fassade von Hohmanns Hof in der Petersstraße, deren üppiger Schmuck die Illusion einer vorübergehenden Festdekoration weckt.

Die monumentale Wirkung der Fassaden wird wesentlich gesteigert durch die mächtig hohen Dächer mit ihren vielgestaltigen Mansarden. Nicht selten öffnet sich das Dach in drei und mehr Mansardenreihen, und dann zeigt jede Reihe eine besondere Art der Umrahmung. Die für das späte Barock so charakteristischen Rundfenster sind eine häufige Erscheinung.

Was die Ausstattung der Zimmer anlangt, so sei nur bemerkt, daß in reicheren wie bescheideneren Häusern elegante Kamine und prächtige Stuckdecken die Räume schmückten. Noch ist ein gut Teil der alten Stuckdecken erhalten, aber gerade in den letzten Jahren ist manches schöne Beispiel verschwunden. Es wäre wünschenswert, daß wenigstens die besten der noch vorhandenen gut abgebildet werden, ehe sie vollends in Verfall geraten.

In den vierziger Jahren werden die Straßenfronten wie die Hoffassaden nüchterner, kälter, einfacher. Selbst Mauerflächen von großen Dimensionen, namentlich die Flügel der Fassaden, vor allem aber die Hofwände, werden lediglich durch schmucklose Blendrahmen um die Fenster, durch rechteckige Putzspiegel in der Art von Holzvertäfelung und durch schlanke Putzlisenen belebt, die die Fenster von einander trennen und gleichzeitig pilasterähnlich die Geschosse mit einander verbinden. Dieselbe Wirkung erreichen hohe Blendrahmen, die ganze Fensterachsen zusammenhalten und in denen die Fensteröffnungen vertieft sitzen.

Die Baubewegung, deren Wesen ich im obigen zu schildern versucht habe, geht in ihren Anfängen auf den Ausgang des 17. Jahrhunderts zurück. Eine ihrer frühsten Schöpfungen und gleichzeitig ihre glänzendste und bedeutendste ist das Romanussche Haus (Ecke Katharinenstraße und Brühl) (Abb. 2). Es wurde 1701 bis 1704 für den Bürgermeister Franz Conrad Romanus erbaut. Der prunksüchtige Mann sollte sich seines Besitzes nicht lange erfreuen: bekanntlich wurde er bereits im Januar 1705 Unterschlagungen und politischer Umtriebe halber verhaftet, um nie wieder zur Freiheit zurückzukehren. Das

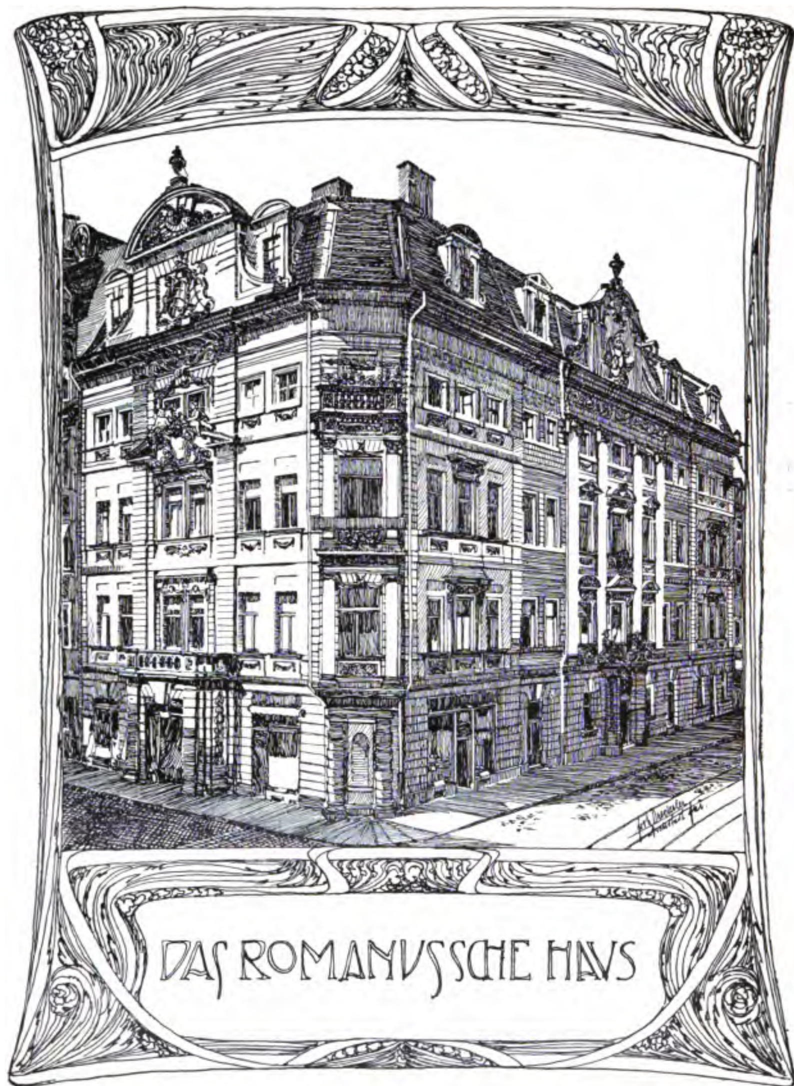


Abb. 2. Für den Leipziger Kalender gezeichnet von Architekt Fritz Drechsler.

majestätische Haus, das er sich in kühner Überhebung gebaut, steht seiner gesamten Anlage nach abseits von allen Privathäusern, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Leipzig entstanden sind. Es hat den reinen Charakter des herrschaftlichen Palais, des Einfamilienhauses. Sein Grundriß, sein ganzes Innere sind darauf zugeschnitten. Die Hauptgeschosse sollten Wohn- und Repräsentationszwecken dienen, das niedrigere dritte Obergeschoß war für Wirtschaftszwecke und für die Dienerschaft berechnet. Die Repräsentationsräume entfalten sich in langer Flucht an der imposanten Brühlfront, deren Mittelrisalit durch mächtige jonische Pilaster und einen schmuckreichen Ziergiebel ausgezeichnet ist. Im übrigen ist ihr Zierat einfach. Der Kenner wird vielleicht der Schmalfront nach der Katharinenstraße den Vorzug geben. Sie übertrifft die Langfront noch an Straffheit des Aufbaues und der Gliederung, insofern der Blendgiebel, in dem ihr Aufbau kulminiert, mehr Effekt macht, als der gleichgroße der Langseite. Der plastische Schmuck konzentriert sich an den Giebeln, an dem an der Ecke angebrachten Erker, an einem gebrochenen Blendgiebel in Dreiviertelshöhe der Schmalfassade und an den beiden Portalen. Das jetzt verbaute Tor in der Mitte der Brühlfassade krönen die lebensgroßen Sitzstatuen der Minerva und Fama. Im inneren ist das stattliche Treppenhaus mit seinem Büstenschmuck, eine prächtige barocke Stuckdecke und ein Zimmer mit vornehmer Stuckverzierung aus der Empirezeit bemerkenswert.

Kein Zweifel, daß Leipzig in diesem Palast eines seiner schönsten Bauwerke besitzt, an dem kein Leipziger achtlos vorüber gehen sollte. Unwillkürlich fragt man bei einem solchen Werk nach dem Schöpfer, und unwillkürlich sucht man in ihm eine bekannte Größe. In diesem Falle mit Unrecht! Johann Georg (bez. Gregor) Fuchs, der Erbauer des Hauses, ist von der Kunstforschung, von Wustmanns Veröffentlichungen abgesehen, bisher wenig beachtet worden. 1650 in Ortrand geboren, wurde er erst 1700 als Ratsmaurermeister nach Leipzig berufen, wo er am 15. August 1715 als solcher und als Obermeister der Maurerinnung starb.

Gleichzeitig mit dem Romanusschen Haus entstand zwischen Universitätsstraße und Neumarkt die Feuerkugel mit ihrem umfangreichen Durchgangshof. Sie wurde bereits 1695 begonnen und erst 1711 vollendet. Ihre Fassade nach dem Neumarkt ist nicht mehr im ursprünglichen

Zustand erhalten. Die Fassade nach der Universitätsstraße ist einfach, aber kräftig und ebenmäßig in der Gliederung. Der vorspringende Mittelbau ist als Giebel über das Dach hinausgeführt und mit einem zweigeschossigen Erker geziert. Das breite, rundbogige Portal zeigt ein gerades Gesims über gequaderten Pilastern. Die Hofwände sind schmucklos.

Nicht immer sind die alten Fassaden mit ihrem ursprünglichen Schmuck erhalten. Dies dürfte bei dem **Königshaus** am Markt der Fall sein, das sich 1705 der Kaufherr Andreas Dietrich Apel vermutlich von David Schatz errichten ließ, unter Benutzung eines älteren Baues. Seine Fassade zeigt jetzt als einzigen Schmuck einen hübschen dreigeschossigen Erker mit Pilasterverzierung. Die alten Stichabbildungen des Hauses zeigen reiches Ornament an den Mittelfenstern der Flügelgewände, eine prächtige mit Vasen besetzte Dachgalerie und porträtartige Büsten in Rundnischen über dem Erkerbalkon. Von alledem ist heute nichts mehr zu sehen.

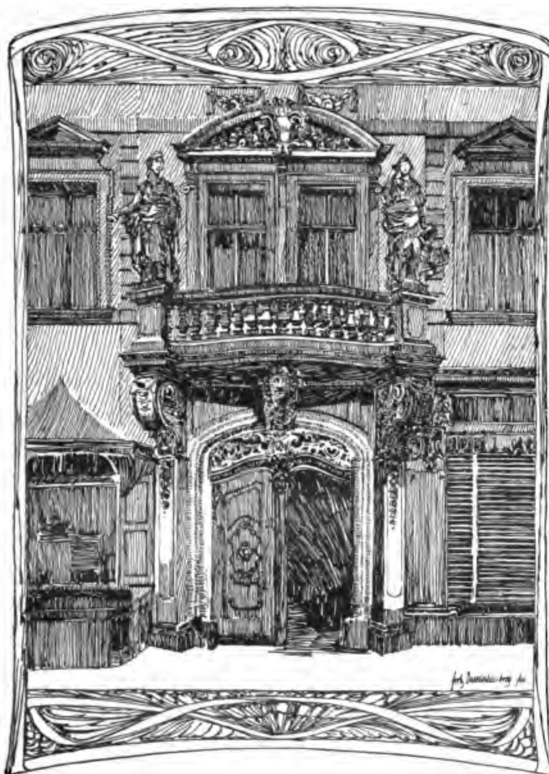


Abb. 3. Für den Leipziger Kalender gezeichnet von Architekt Fritz Drechsler.

1707 folgte auf das Apelsche Haus der Neubau des neben Kochs Hof belegenen **Jöcherschen Hauses** am Markt. Bei aller Einfachheit ihrer Fensterbildung ist seine Fassade eine der würdevollsten, die Leipzig im 18. Jahrhundert erhalten hat, dank der Strenge und Großzügigkeit ihres Aufbaues, der in einem attikaähnlichen Dach-

aufsatz gipfelt. Der Schmuck ist in der Hauptsache auf das Portal (Abb. 3) beschränkt, das als eines der elegantesten Portale Alt-Leipzigs gelten darf, schon im Hinblick auf seinen charaktervollen Statuenschmuck und den geschweiften Balkon, der es überragt.

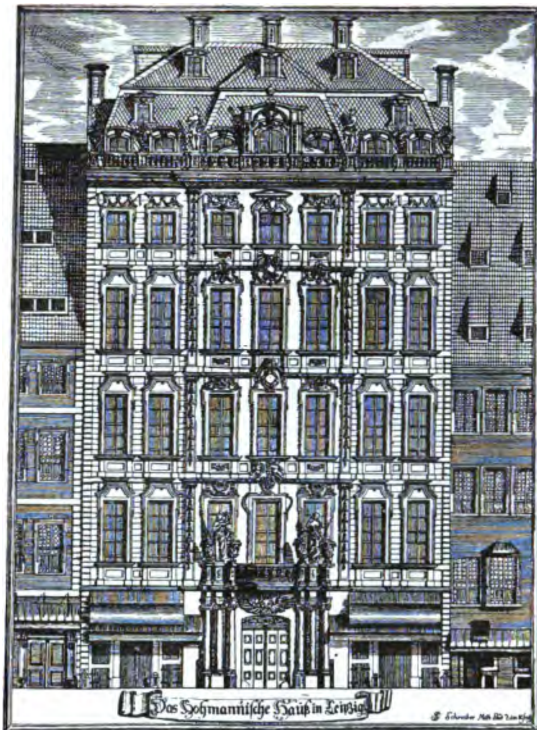


Abb. 4.

Die nächsten Jahre bis 1717 brachten eine überaus rege Bautätigkeit. Seit 1709 wuchs dem Rathaus gegenüber, zwischen der Westseite des Markts und der Klostergasse jenes glänzende Durchgangshaus in die Höhe, das von jeher als eines der hervorragendsten barocken Bauwerke Leipzigs gepriesen worden ist: *Aeckerleins Hof* (Abb. 4). Mit diesem Bau tritt uns die frühste jener großzügigen Bauschöpfungen entgegen, die Leipzig dem Bankier Peter Hohmann verdankt. Die Ausführung des Baues zog sich bis 1714 hin. Nach Wustmann ist der Erbauer der Architekt des Romanusschen Hauses, Johann Georg Fuchs. Wie schon bemerkt, ist an der Hauptfassade des Baues der Schmuck gleichmäßiger über die Flächen verteilt als sonst. Auch in anderer Beziehung nimmt diese Fassade eine besondere Stellung ein. Sie hat zwar ein ungemein reiches Portal, aber keinen Erker, dafür ein kräftiges Mittelrisalit, das von zierlichen jonischen Pilastern flankiert wird, die sich durch alle Geschosse in derselben Größe wiederholen. Das Portal zeigt an Stelle der üblichen Pilaster übereckgestellte Säulenbündel, einen originell

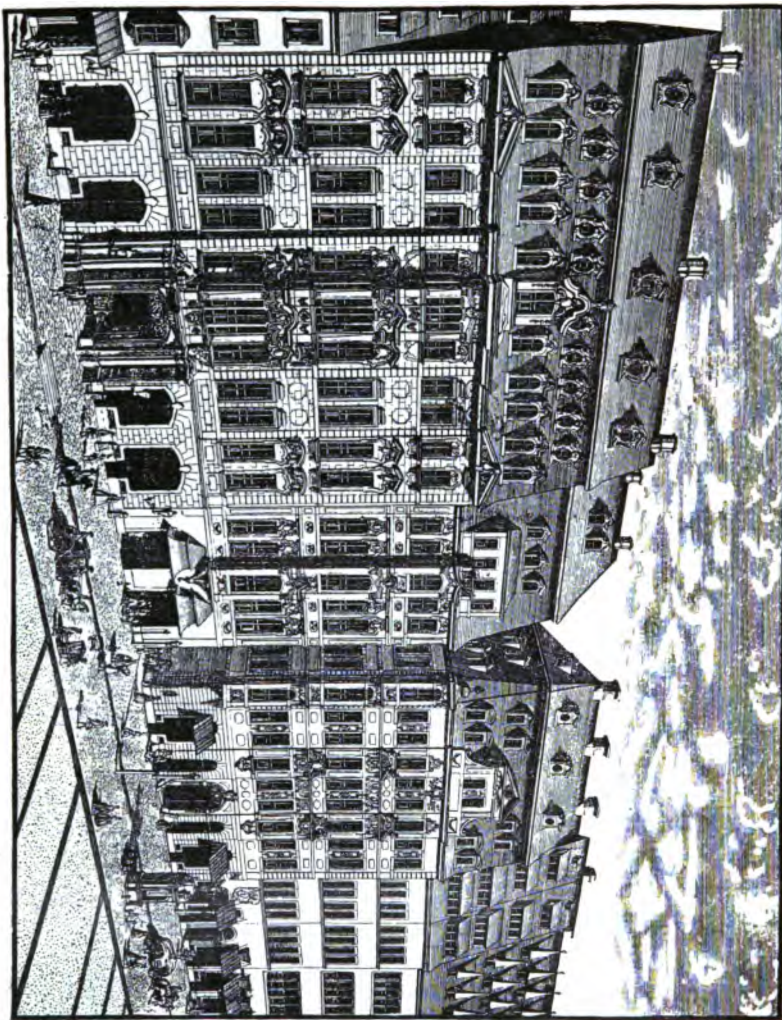


Abb. 5.

geschweiften Balkon, mit Statuen und Vasen besetzt, und darunter den schon erwähnten Kronoskopf. Die Front nach der Klostergasse ist einfacher, aber doch vornehm. Die Hofwände sind durch Putzlisenen und durch Stuckverzierung an einzelnen Fensterachsen belebt. Der Hof ist zu ebener Erde an beiden Seiten von Kaufgewölben umgeben, die

Wohnungen zeigen das oben gekennzeichnete Schema der Raumeinteilung in besonders klarer Ausbildung.

Gleich nach Vollendung dieses Baues ließ Hohmann ein zweites umfangreiches Wohn- und Geschäftshaus an der Ostseite der Katharinenstraße (Nr. 16) errichten, nach Wustmann ebenfalls von Fuchs. Die Ausführung des Baues zog sich bis 1717 hin. Seine stattliche Fassade ist zweifellos nach der des Romanusschen Hauses die impo-



Abb. 6.

santeste Barockfassade, die Leipzig besitzt, dabei eine der umfangreichsten: sie weist neben dem Mittelerker noch zehn Achsen auf. Der Wechsel von ruhigen und bewegten Flächen ist hier besonders wirkungsvoll. Die Fenster sind paarweise gruppiert. Außer dem Mitteltrakt sind auch die Enden der Fassade zu Risaliten ausgebildet. Die Fensterpaare der Rücklagen sind ganz ohne Schmuck, die der Seitenrisalite etwas maßvoller dekoriert als die der Mittelvorlage. Die Stuckaturen zeichnen sich durch besonderen Reiz und durch besondere Mannigfaltigkeit der Motive aus, ebenso die Umrahmungen der Mansardenfenster, die in drei Reihen übereinander angeordnet sind. Über dem üppig verzierten Erker sitzt ein baldachinartiger kleiner Ziergiebel, die Seitenrisalite bekrönen kleine Dreiecksgiebel. Das Portal wirkt bei allem Reichtum des Zierats ruhig und ernst. Übereck gestellte Pilaster tragen ein gerades Gesims, auf dem der Erker direkt aufsitzt, von den liegenden Gestalten des Merkur und der Minerva eingerahmt.

Gleichzeitig mit dem Hohmannschen Haus entstanden unmittelbar neben ihm an den Ecken des Böttchergäßchens zwei kaum weniger prächtige Neubauten. Das eine, das Eckhaus Nr. 12 (jetzt Europäische Börsenhalle) ließ sich 1717 Dr. Polycarp Gottlieb Schacher bauen, das andere 1718 der Weinschenk Johann Schellhafer, der es 1720 gegen das jetzige Hotel de Saxe in der Klostergasse vertauschte, das ebenfalls um 1717 entstanden war. Die Stuckaturen der beiden Eckhäuser sind denen des Hohmannschen Hauses nahe verwandt. Die Fassaden dieser drei Häuser bilden heute noch den glänzendsten Schmuck der Katharinenstraße. Gleich nach ihrer Vollendung hat sie der Leipziger Stecher Johann Georg Schreiber alle drei zusammen auf einem großen Blatt in Querformat dargestellt (s. Abb. 5).

Das noch heute nach ihm benannte schmuckreiche Durchgangshaus an der Petersstraße (Abb. 6) ließ Peter Hohmann erst 1728 auf 1729 errichten, sein Architekt war diesmal der Maurermeister Georg Werner. Über die üppige Dekoration der Fassade wurde bereits das Nötige gesagt, ebenso über die Einteilung der Wohnungen und die unregelmäßige Bildung des vorderen Hofes, der übrigens eines feineren Schmucks entbehrt. Der Vorläufer von Hohmanns Hof, Bräunigkes Hof, zeigte an Stelle des heutigen Mittelgebäudes seit 1696 ein stattliches Ballhaus mit einfacher, aber imposanter Pilasterfassade im Geschmacke Palladios.

Das letzte Glied in der Reihe der hervorragenden Bauten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bildet Kochs Hof zwischen Markt und Reichsstraße. Er wurde 1735 bis 1739 von Maurermeister Georg Werner errichtet, vielleicht nach Entwürfen von Johann Gottfried Schmiedlein, der 1742 Obervoigt des städtischen Bauwesens wurde. Schmiedlein ist nämlich auf den unmittelbar nach der Vollendung des Baues entstandenen Stichabbildungen von Sysang als der Dessinateur bezeichnet. Der Grundriß von Kochs Hof (Abb. 1) ist eine Planschöpfung ersten Ranges. Wie der ganz unregelmäßig gestaltete Grund und Boden ausgenutzt ist, und wie trotz seiner Unregelmäßigkeit ein in sich geschlossener, wahrhaft harmonischer Gebäudekomplex geschaffen ist, das zeugt von seltenem Talent.

Kochs Hof ist dem Leipziger dem Namen nach vielleicht bekannter als irgend ein anderes unserer alten Durchgangshäuser. Aber wie wenige kennen ihn wirklich! Wie viele gehen täglich durch seine beiden Höfe, ohne das Schöne auch nur zu ahnen, dem hier eine zielbewußte Bauphantasie Gestalt gegeben hat. Wie wenige mögen den eigentümlich reizvollen Kontrast wahrnehmen, den der Feinfühlige empfindet, wenn er aus dem schmalen, langgestreckten vorderen Hof nach dem Markt durch den



Abb. 7.



Abb. 8.

dunklen Torweg des Mittelgebäudes plötzlich in die Helligkeit des breit angelegten hinteren Hofes hinaustritt und die malerische allmählige Verengung desselben nach der Reichsstraße zu vor sich sieht. Und wie selten mag die vornehme Bildung der Hoffassaden den Blick der Vorübergehenden auf sich ziehen, wie selten mögen die eleganten thronhimmelartigen Baldachine über den Fenstern der Rückfronten und die in regelmäßigen Abständen angebrachten hübschen Stuckverzierungen an den Seitengebäuden einen aufmerksamen Betrachter finden. Wie wenige mögen die originelle Schwingung der schmalen Vorderfront des Mittelgebäudes und die reizvolle Wirkung ihres Balkons empfinden, oder im hinteren Hof die angenehme Wirkung der abgerundeten Ecken.

Von den Straßenfassaden des Baues (Abb. 7) sagte ich schon, daß sie sich durch einen besonders präzisen Wechsel von Ruhe und Bewegung auszeichnen. An beiden Fassaden fehlt der Erker. Seine Stelle nehmen extragroße Fenster mit hochgeschwungenen Giebeln ein. Die Marktfassade wird über dem Mittelfenster des zweiten Obergeschosses durch eine hübsche Merkurbüste belebt. Ihr Portal ist verhältnismäßig einfach. Die dieses flankierenden Pilasterpaare lehnen sich ausnahmsweise flach an die Wand an und werden von vier mächtigen, geschmackvoll verzierten

Konsolen bekrönt, die einen interessant geschwungenen Balkon tragen, der leider seines Statuenschmucks verlustig gegangen ist.

Bescheidenere Häuser in der Art der bisher besprochenen sind u. a. das Fregesche Haus an der westlichen Seite der Katharinenstraße (Nr. 11) mit einer geschmackvollen Erkerfassade, ferner das Hawskysche Haus am Neumarkt mit seiner stattlichen, zehn Achsen langen Front seiner gut durchgebildeten Pomonastatue und seinem hübschen Vasenschmuck, und der ehrwürdige Kaffeebaum in der Klostergasse, dessen schlichte Fassade weiter keinen Schmuck enthält als das feingegliederte Portal mit seinem barock geschweiften Giebel und dem darauf ruhenden lebensgroßen Türken. Endlich verdienen noch Erwähnung die üppige von Pöppelmanns Geist durchdrungene Fassade Neumarkt 12 und die des ehemals Heidenreichschen Hauses Petersstraße 21.

Den nüchternen Stil der vierziger Jahre in der Art des Dresdners Knöffel vertritt in besonders glänzender Weise das „Kloster" benannte stattliche Haus Klostergasse 5 (Abb. 8), das am 7. September 1754 unter Dach kam. An diesem palastartigen Bau sind die Hauptfront wie die Rückfront nach der Promenade und auch die Wände des zierlichen Hofes in gleicher Weise im Geiste Knöffels mit Lisenen und Putzspiegeln belebt. Der quergelegte Hof mit seinen weich abgerundeten Ecken wirkt trotz seiner Schmucklosigkeit ungemein vornehm. Die Front zeigt an den Mittelfenstern geschmackvollen Stuck in Rokokoformen, in der nämlichen Art wie die prächtigen Fassaden von Katharinenstraße 27 und 29. Das früheste Beispiel von Stuckverzierungen in Rokokoformen dürfte die elegante Fassade des Hauses Markt 5 (an der Nordseite des Marktes) bieten. Es wurde 1748 für den Kaufmann Schmidt erbaut. Seine Fassade ist leicht kenntlich an der graziösen Rokokomuschel, die freistehend ihren Giebel bekrönt.

Nach der Mitte des Jahrhunderts verliert die barocke Tradition ihre Lebenskraft. Einzelne Privathäuser werden auch in den sechziger und siebziger Jahren noch in barockem Geiste gebaut, so der jetzt verschwundene „Silberne Bär", 1765 für Breitkopf erbaut, und das stattliche Haus Johannisgasse 6 mit seinen beiden kraftvollen Giebeln. Im allgemeinen gelangt immer mehr die klassizistische Richtung zum Durchbruch, die in Leipzig in der Privatarchitektur ihren bedeutendsten Ausdruck fand in Löhrs Haus (jetzt Hotel Fürstenhof), das leider durch seinen Umbau alle seine ursprünglichen Reize eingebüßt hat.





Abschied vom Hotel oder das Trinkgeld kommt![1]

(Frei nach Liliencrons „Die Musik kommt“.)

Klingling, bumbum und tschingdada,
Der große Augenblick ist da.
Der Trinkgeldklub vom „Weißen Schwan“,
Tritt jetzt zur Polonaise an.
Voran der Kofferträger!
Der Mann hält seine Pranke auf,
Ich leg ihm scheu ein Trinkgeld drauf.
Zwar klein erscheint das Geldstück bloß
Das macht, die Pfote ist zu groß.
Und dann der Herre Hausknecht.
Der Hausknecht naht mit stolzem Sinn,
Weist die gewichsten Stiefeln hin.
Gering dünkt ihm mein Obolus,
Fort eilt er, ohne Dank und Gruß.
Und dann die Herren Kellner!
Zwei Kellner elegant zu schaun
Beschützen mich als wie ein Zaun.
Ich gebe rasch mein Trinkgeld ab,
Sonst folgen sie mir bis ans Grab.
Und dann der alte Portier!
Der Portier geht auf Schritt und Tritt
Dienstfertig mir zur Seite mit,
Er stapft und trappt und flirt und schwirrt,
Bis in der Hand ihm's Trinkgeld klirrt;
Und dann die kleinen Mädchen!
Die Zimmermädchen Kopf an Kopf
Mit Schrubber, Eimer, Flasch und Topf,
Sie strecken rote Hände aus:
Hier kommst du ungerupft nicht raus.
Vorbei die Trinkgeldklique!
Schon eil ich fort im schnellen Lauf,
Da hält mich noch ein Kerlchen auf,
Und schaut mich an so trinkgeldfroh:
Bitt schön, ich bin der Piccolo!
Nun rasch um die Ecke —
tschin bum!

M. Georg.



[1] Zum Gesangsvortrage empfohlen!



Kinder.

Von Helene Voigt-Diederichs.

Ruth ist weich und zärtlich den ganzen Tag. Sie weiß, nachmittags soll sie mit der Mutter zu Peterle fahren.

Peterle ist ein kleiner Junge und hat viele Kegel, die doll poltern, wenn man sie umschmeißt. Außerdem wohnt er weit draußen in Plagwitz, und man muß so herrlich lange fahren, bevor man dort ist.

Ruth bringt die Zeit damit hin, eine Glasperlenkette für ihren zweijährigen Freund aufzuziehen und verhandelt zwischendurch mit Puppe Katerlies, ob sie einen Strumpf für Peterle lassen will.

Aber zu Ruths innerlicher Erleichterung will Katerlies nicht.

Mausestill sitzt das kleine, runde Mädchen neben der Mutter in der Elektrischen. Mit plumpen Fausthandschuhen hält sie den Fahrschein und baumelt erwartungsfroh mit den Beinen, die gerade halb bis zum Boden reichen. Bei jedem ausgerufenen Straßennamen flüstert sie aufgeregt: „Nun aussteigen?" und sechsfach erstrahlt ihr Gesichtchen, als sie endlich, endlich recht geraten.

Tante Peter kommt an die Tür. Ruth soll ein Küßchen geben, aber sie legt die verkehrte Hand auf den Mund. Sie will auch nicht das Mäntelchen ausziehen, bevor sie Peterle gesehen hat.

„Ist Peterle denn nicht da — ist er nicht da?" fragt sie enttäuscht mit suchenden Augen.

Da klemmt sich ein runder Rotlockenkopf zwischen die Türspalte, erklärt energisch: „Bin nich da," und verschwindet wieder.

Ruth läuft ihm nach, stellt sich drinnen im Zimmer zu ihm ans Kindertischchen, patscht ihn und schmeichelt: „Netter, kleiner Peter."

Sogar ein Küßchen will sie schenken, das Peterle aber nicht haben will. Er brennt darauf, den Rüssel an seinem hölzernen Elefanten zu zeigen.

Ruth kennt keinen Elefanten. „Ist das ein Häschen aus der Grube?" erkundigt sie sich mit absichtlicher Geringschätzigkeit.

Peterles Gesicht färbt sich.

„Ein Efant," sagt er mühsam und stampft mit dem Fuße.

„Ein Häschen?" beharrt Ruth.

Peterle sieht mit Schützermiene auf seinen Elefanten nieder und heftet dann seine hellen, zornigen Augen auf die Feindin, wobei der weiche und leidenschaftliche Zug zwischen Wangen und Nase scharf hervortritt und die Fäuste sich ballen.

„Ru—uth!" droht er heiser.

„Doch ein Häschen," lächelt Ruth und zieht sich mit frechem Siegergesicht zur Mutter zurück.

Peterle bleibt bei seinen Spielsachen. Leise, unverständlich spricht und knurrt er drauf los und rührt mit aufgeregten Händen in der Arche Noah umher.

Ruth sitzt am Eßtisch, hat Milch im bunten Becher und freut sich dem Stollen entgegen, den Tante Peter noch von Weihnachten her im Kasten hat.

Aber nach dem ersten Anbeißen legt sie den Kuchen mit erschrockenem Gesicht zurück.

„Smeckt slecht — bin satt davon," und da sieht sie an ihrem Handgelenk die Perlenkette, krabbelt vom Stuhle und hängt sie Peterle an den Daumen.

Auch fällt ihr ein, daß für Peterle ein Paar geringelter Wollhandschuhe da ist. Sie zerrt sie aus ihrem Muff, legt sie auf seinen Tisch und beugt sich zu dem Jungen nieder, der klein und zart ist neben ihrer rotwangigen Fülle.

„Gute Ruth!" — „gutes Peterle"! — zwei innige glatte Gesichtlein berühren sich und es wird ein nasses Küßchen ausgetauscht.

Die Handschuhe sind schnell abgetan für Peterle. Aber die Perlenkette, die ist fein — fein, wird strahlend gegen die Lampe gehalten und dann dem Elefanten um den Hals geschnürt.

„Doch ein Häschen?" rührt Ruth waghalsig an die Vergangenheit.

Diesmal fährt Peterle auf sie zu und zaust sie tüchtig an den halblangen Locken.

Schreiend hält Ruth still, aber als er sie losgelassen, gibt sie das Eingeheimste mit Zinsen zurück.

„Aber doch ein Häschen," wimmert sie mit Tränen und beschwörendem Kopfnicken der dazwischentretenden Mutter ins Ohr.

Ruthtante zieht die Kinder zu sich an den Tisch heran.

Jedes bekommt ein Körbchen. In der Ofenecke wohnt der Kaufmann und nun muß herbeigeschafft werden.

Pflaumen, Milch, Bier, Butter — immer toben die beiden zusammen fort, grapsen in die dunkle Ecke und bringen, was bestellt ist.

Mehl, Äpfel, Blumenkohl, Zucker, Schuhbänder — Schuhbänder will keiner und erst als Zitronen gewünscht werden, wird die Stimmung wieder lebendig.

Zitronen sind köstlich gelb, duften und werden beim Kuchenbacken gebraucht . . .

Aber das Unheil will, daß beide dieselbe Zitrone gewollt haben. Es gibt eine eilige Prügelei in der Ofenecke, unterdrückten Zorn auf der einen und reichliche Tränen auf der andern Seite.

„Ruth soll ade ade gehn," schlägt Peterle vor.

„Möchte so sehr nach Hause," drängt auch Ruth ihrerseits und erst das vorgeführte Bilderbuch begräbt das Kriegsbeil.

Man sitzt zu zweien auf Ruthtantens Schoß, blättert gemeinschaftlich, verträgt sich und sucht in Kleidern und Landschaft rot, grün und blau.

Darin ist Peterle als Malerssohn der Ruth über. Er kennt lila und grau, Ruth wird aufgeregt, sieht seinen Vorteil und weiß sich nicht anders zu helfen:

„Aber doch ein Häschen!"

Der schöne Frieden ist hin. Die erschöpften Mütter setzen den Abschiedswünschen der Kinder nichts mehr entgegen.

Aber an die Elektrische will Tante Peter den Besuch noch bringen. Peterle darf auch mitgehen, wenn er mag, und diese Aussicht überwältigt ihn so, daß er von seinen Kastanien für Ruth herbeibringt und ihr den Muff so vollstopft, daß sie an der andern Seite wieder herausrollen.

Nun soll er die neuen Handschuhe anziehen. Aber verächtlich weist er auf die bestechend tiefen Taschen seines dunklen Jungenmäntelchens.

„Dumme Handschuh!"

„Aber Peterle," beschwichtigt die Mutter. „Schöne Handschuh von der guten Ruth!"

„Dumme Handschuh," beharrt Peterle und setzt seinen Willen durch.

Es ist dunkel auf der Straße. Peterle und Ruth haben sich an den Händen gefaßt, trippeln vorweg und suchen Laternen und Hunde.

„Wand ist grau," sagt Peterle.

„Briefkästlein blau," weiß Ruth.

„Mein Papa is in Berlin defahrn."

„Mein Bäbbili is 'in Desäft."

Friedlicher Meinungsaustausch ohne Meinungsverschiedenheiten, gute Ruth und netter kleiner Peter.

Und dann kommt die Elektrische angerattert.

„Elisabethallee!"

Ruth hat sich erschrocken und erklärt daraufhin, daß sie noch immer kein Küßchen für Tante Peter hat. Aber dann will sie noch einmal nachsehen, findet ein „letztes, mächtiges," gibt es und wird in den Wagen gehoben.

Später im Bettchen heißt es: „Lieber Gott schütze mich Amen — Mutti, es war doch ein Häschen? und ich möchte so schrecklich gern morgen wieder zu Peterle."

Und Peterle, das Peterle hat seinen Elefanten mit unter die Decke genommen. Das Perlenkettchen hängt am Bettpfosten. Er füttert das Tier mit den zuckrigen Resten eines Tannenbaumsternes und murmelt:

„Duter Efant — Ruth is dumm, Efant ist doch ein Efant."



Modelliert von Fr. W. Kunze.



Leipziger Schauspielfragen.

Von Dr. G. Morgenstern.

Wer die Leistungen eines Theaterjahrs überblickt, wird in der Regel die Erfahrung machen, daß von der bunten Fülle des Gebotnen, die vielleicht zunächst imponiert, schließlich nur sehr weniges sich als bedeutsam herausstellt. Das ist eine Folge des modernen Theaterbetriebs, hat seinen Grund darin, daß das moderne Theater zugleich Kunstinstitut und Vergnügungsetablissement ist, und daß infolgedessen übermäßig vieles auf den Spielplan kommt, was nur zu rasch vergehender Tageswirkung geschaffen wurde.

Es ist nur recht und billig, dies am Anfang einer Betrachtung über das vergangne Theaterjahr hervorzuheben. Gewiß stellt sich das, was im Theaterjahr 1902/1903 in Leipzig auf dem Gebiete des Schauspiels geleistet worden ist, als verhältnismäßig geringfügig heraus, gewiß kann mit Fug und Recht von einer Leipziger Schauspielmisere gesprochen werden — bei allem Klagen aber über Leipziger Schauspielmißstände sollte doch nie vergessen werden, daß ein gut Teil der Mißstände nichts spezifisch Leipzigerisches ist. Versuchen wir das zunächst einigermaßen klarzulegen, um zu einer gerechten Beurteilung der Leipziger Schauspielverhältnisse zu gelangen.

Alle Kritik der Leistungen eines Theaterjahres hat mit einer Spielplankritik zu beginnen, denn sie wird sofort über das künstlerische Streben der Theaterleitungen aufklären.

Da ist denn zunächst als charakteristisch für das Stadttheater wie für das Schauspielhaus das Streben zu bezeichnen, den Spielplan möglichst bunt zu gestalten; Werke der deutschen und ausländischen klassischen Literatur finden wir auf beiden Spielplänen, ebenso Werke

der deutschen und ausländischen modernen Literatur, und dazu gesellen sich hier wie da Werke der Amüsierdramatik.

Daß reine Amüsierstücke, die schließlich keinen anderen Genuß gewähren können als Varietevorstellungen, nicht zu umgehen seien, das gehört zu den Dogmen, an die unsre modernen Theaterdirektoren blindlings glauben, und besonders wird die Notwendigkeit, Amüsierstücke zu geben, mit dem Hinweis auf die Konkurrenz des Varietes begründet. Um diesen Hinweis ist es zwar eine eigene Sache, und namentlich in Leipzig, wo viel damit operiert worden ist; denn wir haben es ja hier erlebt, daß ein neugegründetes Variete trotz des behaupteten unerschöpflichen Varietebedürfnisses einen schweren Stand hatte — wenn man ihn aber auch gelten läßt, so fragt sich doch, ob für die Theaterleiter das Kokettieren mit dem Varietegeschmack von Vorteil gewesen ist. Man verdankt dieser Nachgiebigkeit allerdings Kassenerfolge. Im letzten Jahre hatten natürlich wieder reine Amüsierstücke die höchsten Aufführungsziffern: Im bunten Rock 18, Kaltwasser 21, Der blinde Passagier 21, Das Theaterdorf 7. Aber welchen Mitteln sind diese Erfolge zu danken! Da hat Kaltwasser einen Varieteerfolg, weil ein bekannter Schauspieler einen bekannten Dirigenten kopiert wie nur ein Varietekomiker, da zieht Miß Hobbs wegen eines Yachtinterieurs, im Schauspielhaus lockt Stobitzers Schwank Seeluft wegen einer neuen Schiffsdekoration, die bejubelt wird, sobald sie die Zuschauer das erstemal sehn, im Alten Theater aber übt Der blinde Passagier eine besondere Anziehungskraft aus, weil da gar die Illusion eines schwankenden und fahrenden Schiffes hervorgerufen wird. Ich denke, es ist von vornherein klar, daß ein Publikum mit solchen Mitteln ins Theater locken zugleich heißt: den Geschmack des Theaterpublikums verderben, es geradezu für das Variete erziehen.

Was wir da sagen, ist nichts Neues. Vor etwa fünfzig Jahren hat schon Friedrich Hebbel geschrieben: „Man braucht die Kirche nur in einen Ballsaal zu verwandeln, so will jedermann auch auf der Kanzel statt des Predigers den Spielmann sehen, und man braucht nur fünfzigmal die Grille zu geben, um sicher zu sein, daß der Prinz von Homburg nicht gefällt, wenn man ihn folgen läßt." Das Wort gilt heute noch viel mehr als zu Hebbels Zeit. Je mehr unsre Bühnen dem stumpfsinnigen Amüsierbedürfnis entgegenkommen, um so mehr verliert auch das Theaterpublikum den Geschmack für künstlerische Kost.

Im vergangenen Jahre hat sich das im Stadttheater nicht nur bei Klassikeraufführungen gezeigt, die eine besondere Stellung im Repertoire einnehmen, sondern auch bei allen Neuaufführungen halbwegs ernstzunehmender Stücke, und zwar in geradezu erschreckender Weise. Ibsens Hedda Gabler bringt es trotz außergewöhnlich guter Darstellung auf ganze drei Aufführungen, der arme Heinrich auf sieben, davon drei zu halben Preisen, Anzengrubers Kreuzelschreiber trotz gleichfalls besonders gelungener Aufführung auf sechs, des in Mode gekommenen Björnson neuestes Stück auf zwei, Schlaikjers in Dresden mehr als zwanzigmal gegebene Komödie Pastors Rieke auf drei, des als ein neuer Anzengruber kräftig angepriesenen Schönherr Sonnwendtag auf zwei, auf ebenso viele Wilbrandts Meister von Palmyra, und es ist schon sehr viel, wenn Maeterlincks Monna Vanna, die in Berlin über 100 Aufführungen erlebt hat, es hier dank dem pikanten Beigeschmack auf zehn Aufführungen bringt. Das sind erschreckend niedrige Zahlen für eine Großstadt mit geistig regsamer Bevölkerung, deren Theaterinteresse früher hervorgehoben zu werden pflegte. Und wie es im Stadttheater steht, so auch im Schauspielhaus; auch da hat von ernsten Stücken nur das Nachtasyl einen starken, anhaltenden Erfolg, Hartlebens, Schnitzlers, Halbes Stücke verschwinden bald vom Spielplan, dafür können Stücke wie Das große Licht und Der wilde Reutlingen das Repertoire beherrschen. Nehmen wir weiter hinzu: im Schauspielhaus bringen Gastspiele des sächsischen Volkstheaters, im Centraltheater Gastspiele des Berliner kleinen Theaters die interessantesten Aufführungen der ganzen Saison, sie fallen freilich in ungünstige Zeit, aber sie sind so schwach besucht, daß man es eine Schande für Leipzig nennen kann, und das umsomehr, als das Centraltheater sich sofort bis auf den letzten Platz füllt, sobald die Berliner Künstler Serenissimus zu Gaste laden. Man sieht deutlich, wie unser Publikum für das Variete erzogen worden ist.

Gewiß ist es anderwärts ähnlich wie in Leipzig, überall nehmen ja, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die reinen Amüsierstücke auf den Theaterspielplänen einen breiten Raum ein und üben ihre geschmackverderbende Wirkung aus. Was soll man auch z. B. dazu sagen, daß ein Hoftheater, wie das Stuttgarter, das auf dem Gebiete des Schauspiels neben dem Dresdner das Beste leistet, in seinem letzten Bericht als Novitäten die Logenbrüder und den Schlafwagenkontrolleur auf-

führt! Indessen, so gewiß es ist, daß das Überwuchern der Amüsierdramatik in Leipziger Theatern kein spezifisch Leipziger Mißstand ist, sondern ein Mißstand, der mit dem ganzen modernen Theaterbetrieb zusammenhängt, ebenso gewiß ist es auch, daß noch andere Umstände hinzukommen mußten, um in Leipzig die auffallende Indolenz und Interesselosigkeit des Publikums gegenüber ernsten Kunstleistungen zu erzeugen.

Von den Versammlungen, die ich in den letzten Jahren besucht habe, ist mir eine lebhaft in der Erinnerung, weil eine besonders starke Stimmung sie beherrschte, trotzdem die Reden, die gehalten wurden, kaum von Bedeutung waren. In einem Saale des Krystallpalastes wurde über die Mißstände am Leipziger Stadttheater verhandelt. Ein Herr, der wohl keine intime Kenntnis weder des Theaterwesens überhaupt noch des Leipziger Theaterwesens hatte, hielt das einleitende Referat. Er reproduzierte in der Hauptsache den Inhalt einer in den letzten Tagen erschienenen Kampfbroschüre. In der Diskussion wurden Meinungen laut, die sich nur schwer vereinigen ließen. Nur ein Redner kritisierte bestimmte Mißstände mit selbständigem Urteil. Trotzdem gab es ein Gemeinsames, alle Reden gipfelten in einem Angriff gegen das Regime Staegemann, und im Ziel des Angriffs waren alle einig.

Die Versammlung war in hohem Grade bezeichnend für die Leipziger Theaterverhältnisse. Sie spiegelte die Kampfstimmung genau wieder, in die ein großer Teil des Theaterpublikums der Stadttheaterdirektion gegenüber gekommen war, eine Kampfstimmung, die stark und kräftig war und doch zugleich nicht allenthalben sicher fundamentiert. Die Kampfstimmung glimmt auch noch heute weiter — und in derselben Art — und stellt eine Macht dar, die auf manche Ereignisse des vergangenen Jahres bestimmend eingewirkt hat.

Der Kampf des Jahres 1899, der jene Protestversammlung zeitigte, hat bekanntlich den Haupterfolg gehabt, daß dem Pächter des Stadttheaters das Schauspielmonopol entrissen wurde, daß im vorigen Jahre der städtischen Bühne in der Sophienstraße eine lang ersehnte Konkurrenz erwachsen konnte.

Warum wurde diese Konkurrenz seit mehreren Jahren von vielen herbeigesehnt?

Der Hauptgrund war der, daß das Stadttheater nach und nach ganz die Fühlung mit dem literarischen Leben der Nation verloren zu

haben schien. Seit der Mitte der achtziger Jahre hatten wir, was man eine Literaturrevolution nannte. Die Bewegung, anfangs viel verlacht, wuchs sich groß, seit 1889 eroberte sie die Bühnen. Leichthin waren die neuen Männer und die neuen Taten nicht mehr abzutun. Die ehedem verspottete und leidenschaftlich angeklagte moderne Literatur, die deutsche wie die ausländische, wurde auf deutschen Bühnen eine Macht und hatte eine moderne Schauspielkunst im Gefolge.

Da versagte nun die Direktion des Stadttheaters, die sich kaum einen Schwank entgehen ließ, der auswärts Erfolg gehabt hatte. Der Direktor des Stadttheaters hat im Jahre 1899 selber zugestanden, daß er der modernen Bewegung anfangs mißtrauisch gegenübergestanden habe wie andere Theaterdirektoren auch. Und die Folge war, daß, wer in Leipzig halbwegs urteilsfähig war, nun aufs klarste erkennen mußte: im Laufe der Jahre war das Leipziger Stadttheater auf das Niveau einer Provinzbühne hinabgesunken, von der nicht nur keine neuen Anregungen ausgingen, sondern deren Direktion auch nicht einmal die in anderen Kunstzentren aufflammenden Zeichen der Zeit beachtete und zu würdigen wußte. Wir mögen über die Direktion Stägemann denken, was wir wollen, an dem einen ist nicht zu rütteln und zu deuteln: in einer für die Entwicklung der modernen deutschen Literatur und der modernen deutschen Schauspielkunst bedeutsamen Zeit hat die Direktion des Leipziger Stadttheaters vollkommen versagt, sie hat damals nicht nur gar nicht versucht, eine wenn auch nur bescheidene Führerrolle zu übernehmen, sie hat auch durch die Macht, die sie besaß, das Vordringen der modernen Kunst in Leipzig nach Kräften gehemmt.

Wir wissen, welche Folgen dieses Verhalten des alleinherrschenden Stadttheaters hatte. Es kam die Zeit der Gastspiele sogenannter moderner Theater und die Zeit der Literarischen Gesellschaft. Die Kenntnis der Hauptwerke der modernen dramatischen Literatur vermittelten den Leipzigern zum Teil sehr minderwertige Truppen in größtenteils sehr wenig geeigneten Lokalen. Damals war es, wo, was das Schauspiel anlangt, in den weitesten Kreisen eine Mißstimmung gegen das Stadttheater heranwuchs, die bis auf den heutigen Tag nicht wieder zu beseitigen gewesen ist.

Merkwürdig aber war, daß im Jahre 1899, als die Vorwürfe gegen das Stadttheater endlich mit größter Energie und in der wirkungs-

vollsten Weise erhoben wurden, die Anklagen wegen Nichtbeachtung der modernen Literatur bis zu einem gewißen Grade schon nicht mehr stimmten. Denn tatsächlich hatte die Direktion nun endlich angefangen, aus den Erfolgen der gastierenden Truppen zu lernen. Und in den folgenden Jahren ist auf dieser Bahn weitergegangen worden. Insbesondere wird seit der Gründung des Leipziger Schauspielhauses von der Stadttheaterdirektion eifrig nach modernen Novitäten ausgeschaut; jetzt sind wir soweit, daß zwischen den beiden konkurrierenden Bühnen ein Novitätenwettstreit entstanden ist, der gewiß sein Gutes hat, aber auch zur Verwirrung der Schauspielverhältnisse beiträgt. Warum hält sich nun aber die Mißstimmung wegen Nichtbeachtung moderner Literatur bis auf den heutigen Tag? Die Hauptgründe sind, daß frühere Versäumnis nachwirkt und daß abermals die eigne Initiative fehlt. Was an Hauptmann, Halbe, Hartleben und anderen in früheren Jahren gesündigt worden ist, das hat man nicht systematisch nachzuholen unternommen. Halbes Jugend, Hartlebens Komödien sind nach wie vor ignoriert worden, da sie nicht mehr „aktuelles" Interesse hatten. Hier hat nun wenigstens das Leipziger Schauspielhaus nachgeholt, was das Stadttheater versäumt, leider mit sehr geringem Erfolge. Mit Ibsen steht es ähnlich. Wir haben ausgerechnet Hedda Gabler auf dem Repertoire, und die wohl hauptsächlich deswegen, weil in ihr Anna Nolewska eine Hauptrolle gefunden hat. Aber von Ibsens Bedeutung haben die Besucher des Stadttheaters weder je einen Begriff bekommen, noch erhalten sie ihn jetzt. Auch hier tritt nun das Schauspielhaus ergänzend ein. Es ist im vergangenen Spieljahr nicht in der Lage gewesen, aus eigner Kraft ein Ibsensches Stück herauszubringen; aber Gastspielen der Sorma, der Frau Dr. Zehme, des früheren Dresdner Hofschauspielers Paul verdanken wir doch Aufführungen von Nora, Wenn wir Toten erwachen und Wildente — sehr verschiedenwertige Aufführungen leider — und im neuen Spieljahr hat das Schauspielhaus bereits Nora aus eigner Kraft herausgebracht, leider freilich auch in ungenügender Aufführung.

Die Folgen alter Versäumnis und des Nichtnachholens sind traurig: wir haben bis auf den heutigen Tag im Stadttheater noch kein großes Publikum für ernste moderne Literatur. Wir sehen das ja deutlich an der geringen Aufführungsziffer der Novitäten. Aber diese niedrigen Ziffern beweisen gar nichts gegen das moderne Reper-

toire. Sie beweisen nur, daß die Theaterleitung nicht ein Publikum für moderne Literatur herangebildet, erzogen hat, und beweisen die dringende Notwendigkeit, das nachzuholen. Das geschieht aber nicht auf die Weise, daß gierig nach Novitäten ausgeschaut wird, sondern so, daß mit selbständigem Urteil Bedeutendes — Altes, Neues und Neuestes — ausgewählt und in von modernem Geist beseelten Aufführungen herausgebracht wird.

Vor vier Jahren erklärte der Theaterdirektor, es sei schwer, moderne Stücke für Erstaufführungen in Leipzig zu gewinnen. Daran ist viel Richtiges. Selbstverständlich sieht ein moderner Dramatiker oder sein Vertreter in erster Linie darauf, daß sein Stück in einem Berliner Theater aufgeführt wird; denn ein Berliner Erfolg ist ein deutscher Erfolg, eine Berliner Aufführung bedeutet mehr oder weniger eingehende Besprechungen in allen großen deutschen Blättern, und eine Berliner Aufführung eines modernen Stückes bedeutet, soweit die Bühnen in Betracht kommen, die sich speziell mit moderner Literatur befassen, in der Regel eine ausgezeichnete Aufführung mit ausgezeichneten Kräften. Daß aber auch „Provinz"bühnen erfolgreich mit Berlin konkurrieren können, das hat in letzter Zeit das Dresdner Hoftheater bewiesen, und diese Bühne beweist speziell für Leipzig noch mehr. Auch dort zunächst jahraus jahrein Versäumnis über Versäumnis und ein Publikum, das lau ist und nicht vorwärts drängt. Dann aber setzt systematische Arbeit ein; man pflegt moderne Literatur in verständiger Auswahl, hält sich frei von blöder Novitätenjagd, hat den Ehrgeiz eigner Initiative — und jetzt steht die Dresdner Hofbühne unter den Theatern in erster Reihe, von denen neue Anregungen ausgehen. Das ist der Segen systematischer ernster Arbeit, die ein künstlerischer Wille dirigiert. In Leipzig dagegen — da steht es noch heute wie vor vier Jahren, wo ein deutscher Dramatiker erklärt haben soll, er werde sich schön hüten, seine Stücke zu Erstaufführungen nach Leipzig zu geben, wo er des Publikums nicht sicher sei und sich nicht darauf verlassen könne, daß sein Stück in musterhafter Aufführung herauskomme.

Klagen darüber, daß in Leipzig Novitäten nicht rasch herausgebracht wurden, das kann man jetzt, wie gesagt, nicht mehr. Wir bekommen alles schnell vorgesetzt, was in Berlin, Wien, München und Dresden mit Erfolg aufgeführt worden ist. Das ist gewiß schon

etwas und ein Fortschritt gegen früher. Das aber, was wir in erster Linie brauchen, ist es nicht. Wir brauchen nicht ein wahlloses Aufführen von allem Möglichen, sondern von künstlerischem Ernst diktiertes Auswählen des Bedeutenden unter den Novitäten, ein Ausschauen nach neuen Talenten und systematisches Zurückgreifen auf ältere Stücke, die für Leipzig so gut wie Novitäten sind. Und dieses systematische, von künstlerischem Geist beseelte Arbeiten brauchen wir umsomehr, als zurzeit die moderne deutsche dramatische Produktion stagniert und des bedeutungsvollen Neuen keine Überfülle ist.

Man sehe sich doch an, was das Stadttheater und das Schauspielhaus an bedeutsamen modernen Novitäten jüngster Zeit im letzten Jahre gebracht hat. Im Stadttheater sind da hervorzuheben Hauptmanns Armer Heinrich und in gemessenem Abstand Schönherrs Sonnwendtag, Schlaikjers Pastors Rieke und etwa noch Wildenbruchs König Laurin, ferner Maeterlincks Monna Vanna und Björnsons wenig genießbares Auf Storhove, im Schauspielhaus stehen gar Schnitzlers Lebendige Stunden einsam da, und ihnen gesellt sich Gorkis Nachtasyl, von den Uraufführungen des Schauspielhauses, die sämtlich der aufgewandten Mühe nicht wert waren und vom literarischen Geschmack des Dramaturgen schlimmes Zeugnis ablegen, ganz zu geschweigen. Das ist ein betrübendes Ergebnis, und der Wunsch, daß man sich im Stadttheater und Schauspielhaus mehr um Hauptwerke der modernen Literatur bemüht haben möchte, drängt sich mit Macht auf. Der alte nicht oft genug und nicht laut genug vorzutragende Wunsch: weniger wahlloses Experimentieren mit Novitäten und mehr auf eigenem, gesundem Urteil fußendes echt künstlerisches Arbeiten — er gilt für Stadttheater und Schauspielhaus in gleichem Maße.

Wir haben am Eingang unsrer Betrachtung vom Schaden der Amüsierdramatik gesprochen, und hervorgehoben, daß sie das ganze moderne Theaterleben schädigt. Wir haben ausgeführt, daß sie das Interesse an dramatischer Literatur schwächt, wir haben aber auch gesagt, daß der Einfluß der Amüsierdramatik die erschreckende Interesselosigkeit des Leipziger Publikums nicht allein hervorgerufen haben kann. Hier haben wir nun weitre Gründe gefunden: einmal, was das Stadttheater betrifft, alte Sünden und ihnen entsprechend eine Verstimmung des Publikums, die, obgleich zum Teil nicht sicher fundamentiert, doch schwer zu überwinden ist, dazu aber ungenügende Pflege der modernen

Literatur, insofern diese Pflege hüben wie drüben nicht von künstlerischem Geist reguliert wird, der das Bedeutsame heraushebt und zur Geltung bringt. Das moderne Repertoire der beiden Leipziger Bühnen bildet kein genügend schweres Gegengewicht gegen die Amüsierdramatik — das ist einer der Grundfehler beider Spielpläne.

War denn nun aber die Pflege des klassischen Dramas so, daß sie hätte imponieren können?

Auch die klassische Literatur haben beide Bühnen gepflegt, wie es scheint, beide mit mäßigem Erfolg; über das Schauspielhaus bin ich hier nicht genügend orientiert, um sicher urteilen zu können.

Im Schauspielhaus sind namentlich klassische Stücke gegeben worden, in denen Herr Direktor Hartmann Hauptrollen spielen konnte. Das war insofern von Vorteil, als Herr Hartmann ein außerordentlich beliebter Schauspieler ist, dem das Publikum des Schauspielhauses gern zujubelt. Auf der andern Seite aber machten die Klassikeraufführungen des Schauspielhauses, soweit ich sie gesehn habe, einen sehr zwiespältigen Eindruck. Während Herr Hartmann sich im traditionellen Stil der Fünfjamben-Schauspieler wohl fühlte, standen neben ihm Schauspieler, die entweder sich nur schwer in den Stil des klassischen Dramas fanden, oder, namentlich die Damen, nur bescheidenen Ansprüchen genügen konnten. Ob sich das im neuen Spieljahr ändern kann, läßt sich noch nicht übersehen; im verflossnen schien es, als brächte die Berücksichtigung der klassischen Literatur mehr eine Überbürdung des Personals mit sich als künstlerischen Gewinn.

In diesem Zusammenhang mag auf eines hingewiesen werden, was die Gesamtleitung des Leipziger Schauspielhauses angeht. Als für Freigabe des Carolatheaters gekämpft wurde, geschah das, um dem Stadttheater hauptsächlich eine Konkurrenz auf dem Gebiete der modernen Literatur zu schaffen. Wir erhofften von dem neuen Unternehmen namentlich ein gutes modernes Repertoire und von echt modernem Geiste erfüllte Vorstellungen. Diese Hoffnungen sind nicht ganz in Erfüllung gegangen. Nun muß zwar zugestanden werden, daß jetzt besondre Schwierigkeiten vorliegen. Die moderne dramatische Literatur befindet sich zurzeit in einer Periode der Stagnation, andrerseits trachtet die Direktion des Stadttheaters, jede moderne Novität zu erwerben. Das alles aber zugegeben, scheint es doch, als habe die Direktion des Schauspielhauses das Hauptziel etwas mehr aus den Augen

verloren, als gut und nötig war. Anstatt mit vollem Nachdruck die vorhandnen Kräfte namentlich in einer Richtung auszunutzen, hat man sie zu sehr zersplittert, offenbar um dem Stadttheater eine möglichst vielseitige Konkurrenz zu machen. Daher der übermäßig bunte Eindruck des Spielplans, daher die verhältnismäßig große Zahl von Aufführungen, die zu früh, noch unfertig, dem Urteil des Publikums preisgegeben wurden. In Zukunft wird man sicher nicht umhin können, sich zu spezialisieren; dann wird sich vielleicht auch endlich das erreichen lassen, was wir in Leipzig dringend brauchen: moderne Musteraufführungen moderner Stücke, von der Einheitlichkeit etwa, die uns vor Jahren das Gastspiel des Berliner Deutschen Theaters, in diesem Jahre das des Berliner Kleinen Theaters gezeigt haben. Diese beiden Theater haben bekanntlich auch ihre großen Erfolge nur dem zu verdanken, daß ihre Leitung bewußt einseitig war.

Auch von modernem Geist erfüllte Aufführungen klassischer Werke könnten wir brauchen; danach geht eine starke Sehnsucht in Leipzig und anderwärts, und diese Sehnsucht hat eine eminente Berechtigung.

Anders waren die Mittel der deutschen Bühne zur Zeit, da Lessing, Goethe und Schiller dichteten, anders dementsprechend auch die Anforderungen an die Darsteller als heute, anders namentlich jetzt nach dem Auftreten der Meininger und der Hochflut des Naturalismus. Zur Zeit unsrer Klassiker fiel es noch niemand ein, an das Bühnenbild solche Ansprüche zu stellen wie heute. Niemand erhob solche Anforderungen an Echtheit der Kostüme, wie sie heute allgemein erhoben werden. Wie es um die Beleuchtung der Szene stand, davon können wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen, wo die Beleuchtungstechnik gewaltige Fortschritte gemacht hat. Nun stellen wir aber auch andre Ansprüche an die Darsteller. Sie sollen mit den neuen Bühnenbildern harmonieren; sie sollen ähnliche Illusionen erwecken wie diese; das Schlagwort „Menschen, Individuen darstellen" illustriert die ganze Sachlage. Wenn früher Iphigenie gegeben wurde, genügte der traditionelle griechische Tempel, heute zeigt das Bühnenbild des Dresdner Hoftheaters einen Tempel der Diana, der den Zuschauer sofort daran erinnert, daß das Stück in grauer Urzeit spielt — da genügt auch eine Iphigenie nicht mehr, die in abgemessener Ruhe deklamiert und sich in schönen Posen gefällt.

Noch ist hier alles im Fluß; noch kennen wir keine modernen Mustervorstellungen klassischer Stücke; aber das Verlangen nach einer modernem Empfinden adäquaten Darstellung, stilvoll und losgelöst von erstarrter Tradition, bricht bei Schauspielern ebenso machtvoll durch wie beim Publikum. Wenn vor einigen Monaten ein Schauspieler von ernstestem Streben aus dem Verband des Berliner Deutschen Theaters plötzlich ausschied, der Heimstätte naturalistischen Spiels, gab er als einen Hauptgrund die Sehnsucht an, im Stildrama Beschäftigung zu finden. Gerade bei den besten modernen Schauspielern, die die Schule des Naturalismus durchgemacht haben, kann man auf das Verlangen stoßen, nun im klassischen Drama Neues zu schaffen, dem Bilde entsprechend, das wir heute vom Wirken unsrer Klassiker haben, mit den seelischen Erregungen harmonierend, die ihre Werke heute in uns auslösen. Und ähnlich ist es beim feiner organisierten Publikum. Auch dies sehnt sich danach, aus der Darstellung klassischer Gestalten modernes Erleben herauszufühlen.

Im Leipziger Stadttheater haben wir in den letzten Jahren wenig von diesem Bedürfnis der Zeit verspürt. Im Oberregisseur Adler war es sicher lebendig, aber seine Macht über das Ensemble war offenkundig nicht groß. Bei Herrn Taeger zeigten sich wohl Ansätze, aber die schöpferische Kraft erlahmte in ihm bald. Mit dem neuen Ensemble steht es nicht um vieles besser. Es weist allerdings eine Kraft auf, die dem Neulande zustrebt. Sie steht aber schon mit ihrem ausgesprochen slavischen Typus einsam im Ensemble, noch einsamer durch die teilweise faszinierende Kraft selbständigen Erfassens einer Gestalt und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie die Tradition bricht. Wie Fräulein Rolewska die Maria Stuart, die Johanna d'Arc und die Iphigenie in ihrem Sinne spielt, das ist ein Ereignis im Leipziger Theaterleben der letzten Jahre, das zeugt mehr von modernem Geist als sämtliche Stadttheateraufführungen moderner Stücke zusammen genommen. Aus diesen Leistungen klingt der Ton eigenpersönlichen Erlebens in stärkster Fülle. Wie aber steht es sonst? Mir scheint, da hat unser neues Ensemble gegen früher zwar nur wenig eingebüßt, aber auch nicht viel gewonnen. Nennen wir Herrn Huth, den mehr feinen als starken Episodenspieler, den allzeit zuverlässigen und fleißigen, und nennen wir dann Herrn Hahn, den vielgeschmähten, der in einem Augenblick das Höchste erreicht, um es im nächsten zu vernichten, der an eine Rolle frisch

und unbefangen herantreten kann wie keiner sonst im Ensemble, dafür aber seine Mittel nicht zu beherrschen weiß, nennen wir endlich das vor kurzem gewonnene Frl. Wüst, ein frisches und reiches Talent, dem alles ganz selbstverständlich eigenartig gerät — dann aber eine brave Kraft um die andre, ohne stark ausgeprägte Physiognomie, von einer großen Rolle und schauspielerischer Tradition zuweilen getragen, kaum eine Gestalt aber zu neuer Bedeutung emporhebend. Mit diesem Ensemble kommen gewiß ganz annehmbare Vorstellungen zustande, zumal der neue Oberregisseur viel Tatkraft entwickelt, aber ebenso gewiß nur selten eine Klassikervorstellung, die besondre Reize hat.

Nun mache man sich die Situation für das klassische Repertoire klar. Jeder meint die klassische Literatur zu kennen. Er hat die Stücke ja als Schüler gelesen, wohl auch gesehn. Da verlangt der Durchschnittsbürger etwas Besonderes, wenn er eine Klassikeraufführug besuchen soll; ist das nicht angekündigt, dann schickt er höchstens seine Kinder, der allgemeinen Bildung wegen. Anders steht es mit denen, die ihre Klassiker liebgewonnen haben. Sie haben alle eine Entwicklung durchgemacht: zunächst haben sie als Schüler die Klassiker so verstanden, wie sie eben Schüler verstehen, dann sind sie als reife Menschen zu Goethe und Schiller zurückgekehrt, und siehe da, nun erschienen sie ihnen in ganz anderm Lichte, neuer, frischer, größer. Laßt nun die in eine der üblichen Klassikervorstellungen hineingeraten, die sie vielleicht aus tiefem Bedürfnis aufgesucht haben. Da sitzen sie und sehn auf der Bühne so ziemlich alles viel blasser, als sie es in ihrer Phantasie geschaut haben. Sie sehn einen Faust mit dem Wissensdrang eines pedantischen Oberlehrers, einen Tasso, aus dem aber auch gar nichts von den Leiden eines Dichters klingt, sie sehn, wenn sie es unglücklich treffen, eine Jungfrau von Orleans, die im oberflächlich Deklamatorischen schwelgt wie ein braves Pensionsmädel. Es mag alles ganz brav und gut gemeint sein — wie soll das aber einen reifen Mann oder eine reife Frau reizen?

Gewiß ist es töricht, allzuviel Wesens davon zu machen, daß im letzten Spieljahr Alt-Heidelberg 36 Aufführungen erlebte, Wilhelm Tell aber nur 4 (von 5 Schülervorstellungen abgesehen), Wallensteins Lager, Piccolomini, Wallensteins Tod je 3 (die Arbeitervorstellungen nicht gerechnet). Modische Stücke haben eben zwei, drei Jahre ihre großen Erfolge, um dann zu verschwinden. Aber etwas besser könnte es doch

wohl um das klassische Repertoire stehn, wenn die Aufführungen über den bequemen Durchschnitt mehr hervorragten. Zudem zeigt sich auch hier eine gewisse Plan- und Ziellosigkeit im Neueinstudieren und vor allem auch oft halbe Arbeit. Eine Bühne, die sich mit einem neuen Ensemble ein neues Repertoire schaffen muß, macht ein literarhistorisches Experiment mit Shakespeares für die moderne Bühne nicht zu rettendem Maß für Maß: Resultat 2 Aufführungen. Sie bürdet dem Ensemble Aufführungen von Epigonenstücken auf, nach denen das Publikum kein Verlangen trägt, wie Mazeppa (1 Aufführung), Spion von Rheinsberg (3), Klytämnestra (1, wie es heißt, die am schlechtesten besuchte Vorstellung des Jahres). Sie arbeitet zunächst zielbewußt darauf hin, Schillers sämtliche Dramen für die Bühne zu gewinnen: Maria Stuart und Jungfrau von Orleans werden in Aufführungen herausgebracht, die durch Anna Nolewskas Darstellung der Hauptrollen ein besondres Interesse hervorrufen, auch die Aufführung des Wallenstein hält sich auf anständiger Höhe, trotzdem ein Darsteller fehlt, der den genialen Feldherrn der Würde einer großen Bühne entsprechend gestalten könnte — dann aber zu Beginn der neuen Saison plötzlich und rasch hintereinander ein ganzer Schillerzyklus mit zahlreichen und peinlichen Spuren der Überhastung, so daß nur zu wünschen ist, daß die neueinstudierten Räuber, Fiesko, Don Carlos und Braut von Messina bald abermals neu einstudiert werden möchten. Wir bekommen neueinstudiert Faust zu sehn; die Aufführung hat durch einige Neubesetzungen gewonnen, aber die alte, Jahr für Jahr verwünschte Devrientsche Bearbeitung wird beibehalten, und der jetzige Oberregisseur emanzipiert sich noch weniger von ihr als sein Vorgänger. Wir sehen Julius Cäsar in neuer Ausstattung, aber plötzlich erblicken wir eine Straße des alten Roms, die einer modernen venezianischen verzweifelt ähnlich sieht, und unter den römischen Kriegern sind Amazonen, die entweder langweilig dastehen oder kokett ihre Lanzen schwingen wie Operettensoldaten. In der, übrigens guten, Vorstellung von Kabale und Liebe kann es passieren, daß im dritten Akt Luise den berühmten Gang zum Fenster antritt und dieses durch eine Kommode verbarrikadiert findet. Daß oft halbe Arbeit geleistet worden ist, wird man wohl nach diesen Beispielen nicht bestreiten wollen.

Bei alledem ist aber hervorzuheben, daß die Klassikeraufführungen gegen früher gewonnen haben. Man merkt jetzt ein energischeres

Walten der Regie und trotz allem, von einigen schlimmen Rückfällen abgesehen, gleichmäßigeres und sorgfältigeres Arbeiten im ganzen. Wenn sich Folgen von Überbürdung zeigen, so wird die Frage aufgeworfen werden müssen, ob nicht eine Vermehrung des Personals anzustreben ist. Zur Zeit des Schillerzyklus hatte Herr Hahn folgende Rollen neu zu spielen: Karl Moor, Bourgognino, Ferdinand, Don Carlos, Don Cesar, und Demetrius, dazu kamen Mortimer, Max Piccolomini Lionel und Melchthal, eine Hauptrolle in einer modernen Novität und mehrere alte Rollen im Alltagsrepertoire. Daß bei solcher Arbeitsleistung nicht alles ersten Ranges und ausgereift sein kann, ist klar.

Dringender nötig noch als eine Vermehrung ist aber eine teilweise Erneuerung des Personals. Die Aufführungen des Tasso, des Faust, des armen Heinrich, der Braut von Messina und des Demetrius reden da eine deutliche Sprache, insofern in allen diesen Stücken hochwichtige Rollen nicht dem Range einer großen Bühne entsprechend besetzt werden konnten. Beim Zusammenstellen des neuen Personals hat man sich oft genug mit bravem Durchschnitt begnügt, wo höhere Ansprüche zu stellen gewesen wären. Die Folge dieses Verfahrens ist, daß wir bei tüchtigem Arbeiten zu viel „brave", zu wenig gute Aufführungen erhalten, die das Publikum stark anregen. Klar ist, daß hier nicht sofort Abhilfe geschaffen werden kann, sondern nur allmählich; um so dringender muß aber die Forderung erhoben werden, daß bei Neuengagements hohe Ansprüche gestellt werden möchten. Welcher Segen es für ein Theater ist, wenn das Ensemble eigenartige Individualitäten aufweist, die selbstverständlich eigenartig schaffen, das hat man ja im Schauspielhaus gesehen, für das vom ersten Tage an die Leistungen des Herrn Mehnert und Frl. Siegerts ein besondres Interesse erweckten, das über manches hinwegsehn ließ; das sieht man im Stadttheater an dem stetig zunehmenden Interesse für Frl. Nolewska und Frl. Wüst. Mehr starke schauspielerische Individualitäten, das muß für das Stadttheater eine Hauptlosung sein. Solange aber das früher Versehene nicht gut gemacht ist, wird man darauf zu halten haben, durch geschickt gewählte Gastspiele Abwechslung zu schaffen und anzuregen, vielleicht auch durch Ensemblegastspiele. Es ist das gewiß ein gefährliches Mittel; so wie die Dinge liegen, wird es aber nicht zu umgehen sein. Man mag daran festhalten, Gäste in der Hauptsache nur zu holen, um von bestimmten Werken großzügige Aufführungen zu

ermöglichen, die zurzeit über die Kraft des Ensembles gehen: dann werden die Schattenseiten der Gastspiele nicht besonders hervortreten.

Eines aber brauchen wir noch besonders. Wohin man jetzt hört, vernimmt man in Theaterkreisen Klagen über Interesselosigkeit des Publikums, und man ist immer nur zu geneigt, die Flinte ins Korn zu werfen. Ziehen Klassikervorstellungen nicht, gleich ist ein Vorwurf gegen das Publikum bei der Hand, ziehen moderne Stücke nicht, gleich wird dasselbe Lied angestimmt. Möchte man anstatt dessen in maßgebenden Kreisen sich überlegen, wie die Jahre her in Leipzig gearbeitet worden ist, ob auch immer das Nötige getan wurde, um das Publikum festzuhalten und zu gewinnen, ob man sich die rechte Mühe gegeben hat, das Publikum zu erziehen — und es muß erzogen werden und ist zu erziehen — und dann gehe man planmäßig an schlichtes, gründliches Arbeiten und werde nicht gleich nervös und verzweifelt, wenn wir nicht sofort bei der ersten Anstrengung aus der Leipziger Schauspielmisère herauskommen. Es hat auch Jahre gedauert, bis wir hinein kamen.



Splitter.

Nicht heftig, sondern kräftig!

* * *

Erinnerung ist die Gegenwart der Vergangenheit. Hoffnung ist die Gegenwart der Zukunft.

* * *

Unser Glück gleicht dem Gras. Beide fangen erst zu duften an, wenn sie gemäht sind.

* * *

Der Leithammel ist auch Hammel.

Hans Reichel.





Gotisch.

Wie eine bleiche Kerze am Altare
Zu ihres Heilands wunden Marmorfüßen,
Verzehr' ich mich in heiliger Glut für dich.

Schmal sehnt die schlanke Flamme sich nach oben;
Kein Flackern stört den Frieden deiner Züge, —
Und selig fühlt sie ihre Kraft vergehn.

Ein Engelsköpfchen von Rosetti neigt
Sich durch den Weihrauch, der wie Wolken zieht. —
Schmal sehnt die schlanke Flamme sich nach oben.

Noch einmal wachs' ich auf zu deinem Blick,
Bis ich verlösch' in meiner heiligen Glut,
Wie eine bleiche Kerze am Altare.

Else Weigel.

Das Leid.

Wenn die Nacht sich tief und tiefer senkt,
Und das Herz ganz still und einsam ist,
Kommen Dinge, die man sonst nicht denkt,
Über denen man den Tag vergißt.

Tiefsten Sehnens Traurigkeiten sind's,
Unter denen leis die Seele weint,
Und der müde Hauch des Abendwinds
Sich mit ihren Seufzern seltsam eint.

Und doch ist uns dieses Leid vertraut,
Ist mit einem höchsten Glücke eins —
Urerinnerungen werden laut:
Wir sind in der Heimat unseres Seins.

Friedrich Selle.

Das Leipziger Kunstgewerbe-Museum.[1]

Von Direktor Dr. Rich. Graul.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit in Deutschland mit der Gründung kunstgewerblicher Museen nach dem Beispiele des österreichischen Museums für Kunst und Industrie und des South Kensington Museums in London begonnen worden ist. Getragen von der retrospektiven Geschmacksrichtung, der erst im letzten Jahrzehnt eine Wandlung zu größerer künstlerischer Selbständigkeit gefolgt ist, suchten die deutschen kunstgewerblichen Museen zunächst „unserer Väter Werke", Kulturdenkmäler unserer künstlerischen Vergangenheit zu sammeln, die geeignet schienen, den Bedürfnissen unserer Handwerker und unserer Industrie als Vorbilder zu dienen. Erst als allenthalben sich die Zeichen neuartiger Kunstbestrebungen meldeten und Richtungen hervortraten, die sich in einen Gegensatz zu der Rückgriffskunst der 70er und 80er Jahre gestellt haben, sind auch die Aufgaben der Kunstgewerbe-Museen neue geworden. Und diese Wandlung hat sich nicht ohne Kampf vollzogen.



Aus dem Haarlemer Rokokozimmer mit Bildern von Gerritz Zegelaar.
Für den Leipziger-Kalender gezeichnet von Maler Franz Bender.

Zunächst wurden die Kunstgewerbe-Museen durch die Macht der lebendigen Bewegungen um sie her, die nach Neuem, vielfach

[1] In den Abbildungen, die diesen Zeilen beigegeben sind, haben wir einige bemerkenswerte alte Stücke aus dem Besitz des Museums wieder-

nach einem vollständigen Bruch mit den alten Traditionen verlangten, genötigt, in den Kampf um die Moderne einzutreten und eine bestimmte Stellung zu den neuen Verhältnissen zu nehmen. Diese Forderung trat um so gebieterischer auf, wo die Museen im Mittelpunkte industriellen Lebens, an Sammelstätten internationalen Handels stehen. Die Politik mancher Anstalten war abwartend, indem sie sich darauf beschränkten, den Hort alter Kunst, den sie mit großem Aufwand dem internationalen Bewerb der Sammler abgerungen hatten, zu hüten und zum Nutzen der Wissenschaft zu pflegen. Andere wieder glaubten sich an die Spitze der Bewegung stellen zu sollen, indem sie die Vorführung der neuesten Erscheinungen auf dem kunstgewerblichen Markte, der interessanten Erzeugnisse aus der Fremde zur Hauptsache ihrer Tätigkeit machten.

Allein die Wahrnehmungen weniger Jahre haben genügt darzutun, daß die rechte erziehliche Einwirkung auf den Geschmack des Publikums in allen seinen Kreisen und eine wirklich fruchtbringende Anregung des Gewerbes und der Industrie nur dann erreicht werden kann, wenn die Ausbildung ästhetisch wertvoller und wissenschaftlich unanfechtbarer Sammlung Hand in Hand geht mit einer Pflege der modernen Kunst, die den Nachdruck legt auf diese praktisch und künstlerisch hohe Qualität der Erzeugnisse. Sammeln und Erhalten, was der Erhaltung wert ist, lokale Traditionen in den Werken gewerblicher Kunst zum Bewußtsein bringen und den Zusammenhang aufweisen, den diese Gebilde

---

gegeben. Das altertümlichste Stück ist die silberne Schützenkette mit zehn emaillierten Wappenschildern verschiedener Städte „Der Städte Kleinod" genannt, das der Vorort Leipzig von 1461 bis 1513 als Bundeszeichen bewahrte. In den Wappen sind vertreten die Städte Meißen, Rochlitz, Leipzig, Geithain, Crimmitschau, Freiberg, Borna, Leisnig und zweimal Grimma. Aber dies Kleinod ist nicht nur schützengeschichtlich merkwürdig, es ist bei aller naiven Einfachheit seiner spätgotischen Form auch stilistisch lehrreich.

Der in Silber getriebene Wandkalender, den wir abbilden, ist eine tüchtige barocke Arbeit, die auf Bestellung des Leipziger Stadtrats Sam. Friedr. Rappold in Augsburg angefertigt und 1698 dem Collegium gestiftet wurde. Das Meisterzeichen HPS befindet sich auf der virtuos getriebenen Platte. Die Monatsdarstellungen, in Aquarell, auf Pergament rühren von einem geschickten Künstler her. Neuerdings sind mehrfach grobe Nachahmungen, schlechte Fälschungen, nach diesem Kalendarium in den Handel gebracht worden.



Der Städte Kleinod 1461 bis 1513, aus dem Leipziger Ratsschatze, im Kunstgewerbe-Museum zu Leipzig.

mit der Kultur und der führenden großen Kunst besitzen, das aber bleiben nützliche Aufgaben, auch wenn die moderne Richtung sich von aller Tradition abkehren will und mit Recht alle sklavische Kopie verwirft.

Das alles sind Fragen, die nicht nur die kleine Gemeinde der Altertumsfreunde, der Kunst- und Kulturhistoriker interessieren, es sind Fragen, die jederzeit den Gebildeten beschäftigen müssen, und die für die Entwicklung eines gesunden und selbständigen Geschmackes, eines verständigen Urteils in künstlerischen Dingen von der größten Wichtigkeit sind. Allerdings ist es unerläßlich bei der Auswahl der Sammlungsgegenstände auf ihre Qualität den Nachdruck zu legen, und lieber weniger gute und immer bessere als vielerlei billige Altsachen zu sammeln. Keine Kosten sollten gescheut werden, wenn es sich darum handelt für ein öffentliches Institut Kunstwerke zu erwerben, die durch ihre Vollendung in Form und Farbe, durch die Kunstfertigkeit der auf sie verwandten Arbeit und durch den schöpferischen Geist, der in ihnen lebendig ist, hervorragen.

Wir brauchen in den provinzialen Museen keine Raritäten, nicht technologische Kuriositäten oder lange Serien von ausschließlich fachwissenschaftlicher Bedeutung — denn diese Museen wollen das Publikum nicht zum Handwerker und auch nicht zum Spezialisten erziehen. Wo wir größere Gruppen guter gewerblicher Kunst nicht mehr vereinen können, da tun um so mehr einzelne ganz hervorragende Arbeiten not, Werke, deren technische, stilistische oder künstlerische Vortrefflichkeit unantastbar bleibt, und die wie eine Stimmgabel des guten Geschmackes wirken sollen. Denn was unsere größeren Museen sollen und leisten können, ist, das Publikum aller Schichten unsers Volkes aufmerksam zu machen auf den ästhetischen Wert kunstgewerblicher Dinge. Unser Volk soll besser sehen lernen, feiner unterscheiden und vergleichen lernen. Es ist also eine Erziehung des Auges, des Geschmacks, die wir als höchste Aufgabe eines modernen Kunstgewerbe-Museums mit modernem und altem Inhalt erstreben.

Zur Weckung und Steigerung der ästhetischen Empfänglichkeit ist allerdings die Art und Weise, wie die Kunstgegenstände dem Publikum vorgeführt werden und in welcher Weise sie erläutert werden, nicht gleichgültig. Nicht massenhafte Ansammlung, sondern wirkungsvolle Hervorhebung, stimmungsvolle Umgebung, das sind unerläßliche Be-



Kalendarium mit Monatsdarstellungen auf Pergament, in Silber getrieben. Augsburger Arbeit, 1698 von dem Stadtrat J. F. Rappold gestiftet. Im Kunstgewerbe-Museum zu Leipzig.

dingungen, wenn unsere Museen den wahren belebenden Wert ihrer Schätze offenbaren sollen.

Das sind einige Gesichtspunkte, nach denen sich das Leipziger Kunstgewerbe-Museum bemüht, für die ästhetische Erziehung des Volkes zu wirken. In einigen seiner Räume, in dem haarlemer Rokokozimmer, in der Abteilung, die die Werke der deutschen Renaissance mit dem Rats-

schatz enthält, ist versucht worden, eine einheitliche Raumstimmung festzuhalten. Die weitere Entwicklung unseres Instituts wird sich in dieser Richtung bewegen müssen, die am erfolgreichsten mit der Ausstellung von Werken alten Kunstgewerbes aus sächsisch-thüringischem Privatbesitz 1897 beschritten worden ist. Dieselben Grundsätze sollen befolgt werden bei der Ausstellung von Werken moderner Kunst. Aber fürs erste reichen weder die Bestände des Museums an geeigneten alten und modernen Arbeiten noch die derzeitigen Räumlichkeiten aus, um die Ausstellungen so eindrucksvoll zu gestalten, wie wir es im Interesse der Kunst wünschen. Die vergleichenden Fachausstellungen, die unser Museum seit zwei Jahren veranstaltet hat — die keramische Ausstellung und die textile, dann die höchst lehrreiche Vorführung der Pflanze in ihrer dekorativen Verwertung, die weit über Leipzig hinaus gewirkt hat, gerade diese wechselnden Unternehmungen, haben die fortschrittlichen Tendenzen des Leipziger Kunstgewerbe-Museums deutlich hervortreten lassen.

Der alte Wunsch freilich, auch unmittelbar in die Praxis einzugreifen, wie es vor mehreren Jahren mit einer Gründung künstlerischer Meisterwerkstätten beabsichtigt war, hat unter dem Druck der ungünstigen Verhältnisse der letzten zwei Jahre einstweilen noch keine Erfüllung gefunden. Einen Beweis aber dafür, wie gern das Museum eine Initiative nach der Seite der kunstgewerblichen Praxis ergreift und einen engen Zusammenhang mit unseren leistungsfähigsten Gewerben sucht, wird die Beteiligung Leipzigs auf der Weltausstellung in St. Louis liefern. Seit Monaten sind unsere Künstler und Industriellen an der Arbeit, in dem Leipziger Musikzimmer für St. Louis ein Werk zu schaffen, das die Leistungsfähigkeit unserer Vaterstadt auf künstlerischem und gewerblichem Gebiete offenbaren soll.

Kunst.

In der Kunst ist das Beste gut genug. **Goethe.**

* * *

Der Künstler muß goldene Äpfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. **Goethe.**

* * *

Alle Kunstgattungen sind gut, mit Ausnahme der langweiligen Kunstgattung. **Voltaire.**



Herr Engemann un Schiller.

Von Edwin Bormann.

S war an ä scheenen Middewochsnachmiddage in Friehjahre Sibzenhundertunneinenneinz'g.

„Ä," dacht' ich, „was gann das schlechde Lewen helfen — willst deine Spazirhelzer ooch ämal ä bischen an de frische Luft fiehren." Bärschde m'r also d'n Hut ab, nehme d'n Stock aus d'r Ecke, steige meine vier Trebben nunder, gehe quer iwwer'n Dhomasser Gärchhof weg, gehe de Klostergasse langk, de Fleeschergasse langk, un nach ä Baar Minuden bin ich in Rosendhale.

Na, ich mochde nu so ä dreihundert Schridde uf'n breeden Gohliser Damme jegang sin, da seh' ich in eeniger Entfernungk eenen uf mich losgomm: änne langke schlanke Gestalt, de Haare bis iwwer'n Rockkragen, un mit'n Ärmen da fuchdelt' er egal in d'r Luft rum.

„Hm," denk' ich, „den Gunden sollste doch genn."

Jetzt is er uf zehn Schridde rahnjegomm. — Uf eemal da bleibt er wie ahngeworzelt stehen, reißt de Dogen weit uf un schreit:

„Mensch, sin Sie nich Herr Engemann?"

„Ja," sag' ich, „un Sie," sag' ich (denn pletzlich da gam m'rsch wie änne Erleichdungk), „Sie sin Schiller!"

„Das is mei Name," spricht er; „awwer" — un dad'rmit läßt er seine Stimme zu ä gans leisen Gefliſter sinken — „um Himmels Willen nich so laut! Ich bin Se nämlich blos uf d'r Dorchreese; un wie das so gommt, da haww' ich von frieher her noch ä Baar kleene Bären in Gohlis ahngebunden . . . Na, un wenn Miller aus d'r

Owerschenke wißde, daß ich alleweile hier in Rosendhale spaziren gänge ..." „Ich v'rstehe, ich v'rstehe —" sagt' ich.

„Nee," fiel er m'r ooch schon widder in's Wort, „wie ich mich freie, Sie, Herr Engemann, d'n beriehmden V'rferd'ger d'r beriehmden Stiefelhelzer, d'n v'rdienden Ufwärder an d'r Dhomasschule, endlich ämal berseenlich genn ze lern!"

„O," sag' ich, „'s V'rgniegen is gans uf meiner Seide. Sin Se iwwerzeigt, daß ich de Freide, Ihre werdhe Beganntschaft ze machen, stets zu eenen d'r scheensten Gedderfunken meines Lewens zeehlen wer'e." Da stutzt' er. — Awwer schon war er mit seinen elastischen Geiste zu ä andern Dhema iwwerjegang:

„Wärklich recht hibsches Wedder heide. Der Mai läßt sich gut ahn, Herr Engemann."

„Ja," sag' ich, „diesen Mai hammer mehr oder weniger scheene alle Jahre widder; awwer ach!" — un hier fiehlt' ich, wie meine Stimme in's Ziddern gerieth — „des Lewens Mai, der blieht blos eemal un dann nich widder!" Da stutzt' er zun zweeden Male.

„Herr Engemann," sagt' er, „nehm Se m'rsch nich iewel, awwer Sie sin je ein — ein — na, wie soll ich mich gleich ausdricken? Sie stecken je dorch un dorch voller Boesie! Das hamm Se m'r wie aus d'r Seele rausgesprochen."

„Ja, Schiller," sag' ich un richte mich zwee Zoll heeher uf, „einigermaßen bin ooch ich in Arkadjen geboren."

„Ja, ja," sagt er, „das merk' ich. Un da Sie so gut in Arkadjen Bescheid wissen, so is Ihnen v'rmuthlich ooch jenes Gefiehl nich gans fremde gebliewen, welches de Menschen mit 'n Namen Liewe bezeichnen."

„O," fall' ich 'n in's Wort, „daß sie doch ewiglich grienen un bliehen bliewe, die holde Zeit d'r scheenen Liewe! 'S Oge sieht gewissermaßen in off'nen Himmel nein; denn wo das Strenge mit'n Zarden, wo Starkes sich un Mildes baarden, bekommt m'r stets än hellen Klangk! Wer awwer sich fier immer bindet, sollde niemals v'rseimen, sich vorher ze iewerzeigen, ob sich 's Herz zum Herzen findet Denn: de Rei' is korz, d'r Wahn is langk!"

„Engemann! Mensch!" brillt pletzlich Schiller un backt mich kramfhaft bei'n Arme, „soll Ich oder wollen Sie de Glocke schreiwen?"

„Schiller," sprech' ich gelassen, „was wollen Se damit sagen?"

„Ä, ich hatte da," meent' er, „so ä Plänichen zu ä Gedichde. 'S sollde nächstes Jahr in Musen-Almenache erschein — un jetzt nehm Sie m'r de besten Gedanken d'rzu vor'n Munde weg . . . Herr Engemann, da gommt m'r änne Idee —: Sie ziehn mit nach Weimar, un m'r arweiden zesamm!"

„Nee," sag' ich, „Schiller, dadraus wärd ee f'r allemal nischt. Leibzig bleibt Leibzig! Un wenn ooch villeicht de Dhomasschule nach mir ä andern Ufwärder finden wärde, da mecht' ich doch wissen: wo soll de Welt noch ä Baar elegande Stiefelhelzer herkriegen, wenn Engemann geene mehr fawriziren wollde? Haww' ich Recht oder haww' ich nich Recht, Schiller?"

„Hm," macht er, „dad'rgegen läßt sich freilich nischt sagen."

„Außerdem, erloowen Se ämal, daß ich Ihre eegnen Worde gebrauche," sag' ich, „außerdem gann ich dorchaus mich nich entschließen, Färschdendiener ze sin," sag' ich.

„Ach," spricht Schiller, un seine Oogen leichden, „Sie scheinen meinen Wallensteen bereits aus'n Fundamende ze genn?"

„Ihren Dong Garlos!" werf' ich mit ä Blicke des leisen Vorworfs d'rzwischen.

„Richdig, richdig — Dong Garlos! Was will ich denn? Awwer Se därfen m'r das wärklich nich so iewel nehm, Herr Engemann! Sehn Se, wenn eener wie ich schonste so ä ganzes halwes Dutzend solche Dinger geschriewen hat, da . . . Awwer was ich eegentlich sagen wollde: Herr Engemann, Sie zirnen daß ich so viel mit'n Weimer'schen Hofe v'rgehre? Denn das meenden Se doch wohl vorhins mit 'n Worde Färschdendiener?"

„Nee, Schiller, mißverstehen Se mich nich. Was sich f'r'n Ufwärder an d'r Dhomasschule nich schickt, das geziemt sich doch f'r ä Mann wie Ihnen. Soll doch," so fahr' ich mit erhowener Stimme fort, „soll doch d'r Dichter mit'n Großherzoge gehen, sie logiren beede uf d'r Menschheet Heehen!"

Da reißt mei Schiller 'n Rock uf un holt mit ziddernden Händen ä Nodizbiechelchen aus d'r Seidendasche.

„Wollen Se m'r nich berseenlich nach Weimer folgen, so sollen mich doch Ihre Gedanken begleiden. Se sin m'r wohl nich beese, Herr Engemann, wenn ich m'r diese Worde ä bischen ufschreiwe? In V'rtrauen gesagt, arweide ich jetzt nämlich gerade an ä neien dramat'schen

Dheaderstücke „De Jungkfrau von Orlejangs"; und sehn Se, wie's eenen nu manichmal geht: gleich in d'r zweeden Zene bleiw' ich stecken un gann un gann nich weider. Ihre Worde, v'rehrdester Herr Engemann, hamm m'r ä neien — wie soll ich sagen? — ä neien Imbuls jegewen. Wenn Se m'r gestadden, dieselwen an d'r betreffenden Stelle einzefiegen, so is meine Jungkfrau schon so gut wie ze Ende gedichdet."

„Schreiwen Se's ruhig hin," sag' ich; „meine Lorwern wachsen uf ä andern Gebiede."

„Herr Engemann," spricht Schiller geriehrt un greift mit seinen beeden Händen nach meinen, Se hamm mich da aus änner großen V'rlegenheet gerissen. Wie gesagt: in Sie steckt ä ganser Dichter. Wenn Se nur wollden, Sie Schwereneedher! Wenn Se nur wollden!" —

Pletzlich awwer reißt er de Uhr aus d'r Weste.

„Sabberment!" ruft er, „'s je schone de heechste Zeit! In zwans'g Minuden feehrt de Gelwe Gutsche ab. Lewen Se m'r scheene wohl, dheierschder Herr Engemann! Was wärd sich meine Scharlodde freien, wenn se heert . . . Awwer das missen Se m'r erloowen, Herr Engemann, daß ich nächstens ämal an Sie schreiwe!"

„Schreiwen Se soviel wie Se wollen," sag' ich, „un wenn ich bidden därf, emfehlen Se mich Ihrer Frau Gemahlin gans gehorschamst."

„Nee," fängkt Schiller widder ahn, „d'r Abschied geht m'r doch näher als ich dachde!" Lassen Se sich umarm, Herr Engemann!" Und dabei wischt' er sich änne Thräne mit'n Rockärmel aus'n Dogen.

„Fassungk!" sag' ich, „Fassungk, Schiller! D'r Schmerz is korz, doch ewig währt de Freide!" . . . un damit riß ich mich gewaltsam aus seinen Armen un gingk ruhig meiner Wege.

Awwer nach zwans'g Schridden gonnt' ich's nich mehr iwwersch Herze bring — ich gukde mich noch ämal um. Richdig, hatt' er widder sei Biechelchen bei'n Wickel un nodirde sich was! Dann saust' er mit eiligen Schritten d'n Ranstädder Dhore zu.

* * *

Na, d'r Sommer gam ran, d'r Herbst v'rstrich, 's Jahr war um, un ich sahk un heerde nischt von mein Schiller. Endlich in Friejahre achzenhundert denk' ich, de willst'n doch ämal ä freindschaftlichen

Ribbenstoß gewen, mache mich also drahn un deichsele ä Baar Stiefelhelzer zesamm, wie se de Welt vorher un nachher nich gesehen hat; massiv von Machoni un mit ächt vergold'den Handhawen! Dann setz' ich mich ännes scheenen Awends hin un schreiwe ä Gedicht von mindestens zehn Seiden Länge „Gharakderistische Seelenunderschiede des Mannes un d'r Frau," backe alles sorgfält'g zesamm, adressire's an Herrn Hofrath Friederich Schiller in Weimer un gewe's 'n andern Morgen uf de Bost.

'S v'rging acht Dage, 's v'rging värzen Dage — geene Antwort. Endlich nach ä Wochener sechsen gommt ä Brief. Ich reiße 's Siegel uf; awwer was stand da? Weider nischt als:

„Dheierschder Herr Engemann!

I*

In Eile un Dankbargeet Ihr

Friederich Schiller."

Galt nu de Eens mit'n Sternichen d'n Stiefelhelzern oder 'n Gedichde? Oder galt se allen beeden? Wer gonnde das wissen. — Ich muß gestehen, ich fand dieses Benehm doch ä bischen gomisch.

— — — — —

Na, ich hadde die Geschichde schone beinahe gans un gar v'rgessen, da geh' ich ännes scheenen Morgens frieh dorch's Dhomasgäßchen. Wie ich awwer an de Ecke von d'r Klostergasse gomme — herre! was steht da mit großen fedden Buchstawen? —: Heide Donnerschdag d'n sibzehnden Sepdember achzenhundertuneens de Jungkfrau von Orlejangs änne romant'sche Trageedie von Friederich Schiller.

Wer nadierlich Awends um halb Sechse schon in Dheader saß, das war mei Herr Engemann.

Na, de Sache war nu wunderscheen, un's Allerscheenste: Schiller selwer war ahnwesend!

Hoch Schiller! gingks in eener Dour, un mit jeden Akde worde d'r Deeps ärger. — Gaum awwer daß d'r Vorhangk zun letzden Male gefallen war, da stärzt' ich ooch schoone nunder. Awwer mei Erstaunen! Wie ich in's Freie trede, steht alles gerabbelde voll Menschen bis nunder an's Ranstädder Dhor, un de Studenden mit Fackeln un in vollen Wichs machen Spalier. Un gaum daß 'ch noch Zeit hawwe, mich newen so ä Fackelmenschen ufzeflansen, da kommt

ooch schon mei Schiller de Freitrebbe runder mit entbleeßden Haupde, d'n Hut in d'r rechden Hand, an linken Arme ä großen mächt'gen Lorwerkrans mit änner großen mächt'gen weiß un grienen Schleefe.

„Hoch Friederich Schiller!" „Schiller hooooch!"

Schiller v'rneigt sich nach rechts un links un schreidet ruhig weider.

„Ja, Engemann," denk' ich, „dich hat er längkst v'rgessen."

Da — pletzlich treffen sich unsre Blicke. Herre awwer! Schiller — mich sehen un uf mich losstärzen, das is eens.

„Engemann!" ruft er, un weider bringkt er f'r'n Dogenblick gar nischt raus. Dann springkt er uf 'n Scharschirden von Cheruskern los, der drei Schridde von m'r steht! „Sie erloowen m'r wohl uf ä Momang?", reißt 'n 's Rabier aus'n Händen un — eens, zwee, drei hat er sein Lorwerkrans in zwee gleiche Sticken geschnidden, midden dorch de Schleefe dorch, un iewerreicht m'r sprachlos vor Riehrungk die eene Hälfde.

„Schiller," sag' ich, „nee, das gann ich doch wärklich nich ahnnehm. Se berauwen sich da zu sehre! Ä Baar Blättchen hädden's ooch gedhan."

„Engemann," spricht Schiller, „sin Se gans stille. Se wissen, 's is nich alleene f'r de Jungkfrau — 's is ooch von wegen d'r Glocke! Un aproboh, das Gedicht, was Se m'r vorigdes Jahr v'rehrden, das wer'n Se mit eenigen kleenen Abänderung under 'n Didel „Wärde d'r Frauen" in d'r neien Uflage meiner Gedichde finden."

— — — — —

Da hammse nu den sogenannden zwee Dichderfärschden ä Denkmal vorsch Weimersche Dheader gesetzt. — Hm, denk ich manchmal, wenn's Anno 1799 nach Schillern sein Gobbe jegang weere, so stinden alleweile nich Schiller un Geedhe uf'n Bostamende, sondern Schiller un — Herr Engemann.

Ja, wenn ich dazemal nur gewollt hädde!

Diese kleine drollige Erzählung unseres verehrten Landsmannes ist dem Buche: „Herr Engemann" entnommen. Wir greifen dieses Geschichtchen heraus, gewissermaßen als Literaturprobe zu dem Aufsatze des Herrn Professor Dr. Pöschel. Jedenfalls hat Bormann mit seinem „Engemann" eine humoristische Figur geschaffen, die ihre Lacherfolge nicht durch das so beliebte sächsische „Sichselberlächerlichmachen" erzielt.





Das musikalische Leipzig im Spieljahre 1902/03.

Von Carl Ripke.

Längst schon hat — wenn man zunächst nur unser deutsches Vaterland ins Auge faßt — das Musikleben gerade der in Bezug auf Kunstpflege in vorderster Reihe stehenden Großstädte ganz oder doch wenigstens größtenteils die Eigennote eingebüßt. Höchstens da, wo die Menge des alljährlichen Musikverbrauches noch nicht derart angeschwollen ist, daß ihre Bewältigung die Kraft des Einzelnen weit übersteigt, wo die wichtigsten Fäden des gesamten Kunstgetriebes noch in einer starken Hand zusammenlaufen, da kann es dem führenden Künstler, wenn er selbst ein Charakterkopf ist, wohl gelingen, dem örtlichen Musikwesen einen eigenen Charakter aufzuprägen. Je reicher aber in einer Stadt das Musikgetriebe sich entwickelt, je vielgestaltiger es sich betätigt, desto mehr nimmt es in der Gesamtheit seiner Erscheinungen jene Durchschnittsphysiognomie an, die wir ohne örtliche Nebenbedeutung eben schlechthin als Großstadt-Musikleben bezeichnen. Die freie Konkurrenz gleich oder ähnlich organisierter Unternehmungen, Korporationen oder Kunstinstitute sorgt fast stets rechtzeitig dafür, daß dem einseitigen Emporwuchern besonderer Richtungen von anderer Seite wirksam das Gegengewicht gehalten und das Ganze wieder auf die typische Mittelstandslinie gebracht wird; die großen Konzertagenturen mit ihren überaus feinverzweigten Verbindungen und ihrem Heer stets unterwegs befindlicher Solisten, die Reiseorchester, die vom Wandertrieb erfaßten großen Chorvereine und nicht zuletzt — als jüngste Erscheinung am Konzerthimmel — die reiselustigen Großherren vom Taktstock, die gastierenden Pultvirtuosen tun vollends das Ihrige, den Kräfteaustausch von Stadt zu Stadt zu erweitern und den lokalen künstlerischen Besitzstand zu verallgemeinern. Das Musikleben in Leipzig gleicht im Grunde dem in Berlin, Hamburg etc. auf ein Haar; nur quantitative, nicht aber die innere Wesenheit des Kunstgetriebes berührende Unterschiede lassen sich herausfinden. Wer die Saisonberichte unserer Musikzeitungen verfolgt, wird unschwer deren große Familienähnlichkeit erkennen: Ueberall nahezu dieselben Programme mit

denselben im Tageskurse hoch stehenden Novitäten und derselben kleinen Auswahl besonderer Lieblinge aus dem Besitzstande unserer klassischen Musikliteratur, fast überall dieselbe Vernachlässigung gewisser noch lange nicht „überlebter" relativ jüngerer und der vorbeethovenschen Meister, überall neben den das stabile Element repräsentierenden großen Orchesterkonzerten mit den ihnen angegliederten oder selbständig danebenhergehenden Kammermusikzyklen und den regelmäßigen Aufführungen der großen Chorvereine, dieselbe Ueberproduktion auf dem Gebiete der variablen Solistenkonzerte mit den uniformen Vortragsordnungen ihrer Lieder- und Klavierabende, und zuletzt, wenn auch nicht „zu guter Letzt", fast überall derselbe Mangel einer wirklich planvollen, das Ziel einer systematischen künstlerischen Erziehung des Publikums fest ins Auge fassenden, nicht von egoistischen Sonderzwecken geleiteten gegenseitigen Aufteilung des Arbeitspensums unter den gleichen Zielen zustrebenden Kunstinstituten einer und derselben Stadt. Was helfen uns alle „Beethoven-Zyklen", „Brahms"-, „Lißt"-, „Wagner"- oder „Wolf-Abende" oder wie sonst alle die beliebten, schließlich doch eben ziemlich offenkundig mit dem äußeren Erfolge rechnenden „besonderen" Veranstaltungen noch heißen mögen, wenn daneben weite Gebiete der musikalischen Komposition unserer oder vergangener Zeit im Konzert gar nicht oder ungenügend Berücksichtigung finden. Wie soll der Laie oder Dilettant, der nicht aus eigener Kraft sein Kunstverständnis und kunstgeschichtliches Wissen vervollständigen kann, ein wirklich tieferes Verständnis für die mit Vorliebe im Konzert kultivierten Einzelerscheinungen gewinnen, wenn man ihm nicht auch die verbindenden Zwischenglieder ab und zu vorführt und den Blick für die kunsthistorischen Bedingungen schärft, unter denen die einzelnen Meister das wurden, als was der Kundige sie verehrt: Marksteine einer mit innerer Notwendigkeit kontinuierlich sich vollziehenden Kunstentwickelung. Man kann solchen Betrachtungen nicht nachgehen, ohne es immer von neuem zu bedauern, daß es z. B. seinerzeit nicht gelingen wollte, die von Prof. Dr. Hermann Kretzschmar in Leipzig ins Leben gerufenen „Akademischen Orchesterkonzerte" mit ihrem eminent erziehlichen Wert dauernd am Leben zu erhalten. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich einer praktischen Durchführung der oben erwähnten Aufteilung des Arbeitspensums gleichstrebender Konzertinstitute erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, denn man wird es beispielsweise hier bei uns in Leipzig weder Herrn Kapellmeister Winderstein noch dem Unternehmer der „Neuen Abonnements-Konzerte", Herrn Eulenburg, direkt verargen können, wenn sie ihre, in der Hauptsache mit ganz anderen Kreisen des Publikums rechnenden Symphoniekonzert-Zyklen nicht als bloße Ergänzungen der altehrwürdigen „Gewandhauskonzerte" betrachtet wissen wollen, sondern ihren Unternehmungen geziemende Selbständigkeit und — des klingenden Erfolges halber — auch durch Einfügung der gang- und dankbarsten Repertoirestücke in ihre Programme genügende Anziehungskraft zu sichern suchen. Dennoch kann man an der Ansicht festhalten, daß

es nichts Unmögliches erstreben, wohl aber sich und zumal auch dem Publikum einen bedeutsamen Vorteil sichern hieße, wenn die Leiter der vorgenannten drei Konzertzyklen vor Beginn der Saison eine Verständigung sowohl über ihre projektierten Novitäten-Aufführungen wie über die sonstigen Grundzüge ihrer Programme anzubahnen versuchten. Es müßte sich, sollte man meinen, bei allerseits gutem Willen doch wohl wenigstens erreichen lassen, daß jeder der verschiedenen Zyklen ein in sich abgerundetes Ganzes darstellt, und daß sowohl überflüssige Parallelaktionen (wiederholte Aufführung der gleichen Werke in den verschiedenen Zyklen mit ihrem Anlasse zu oft unliebsamen Vergleichen), als auch klaffende Lücken in der gleichmäßigen Berücksichtigung aller Zeiten und Richtungen vermieden würden.

Doch, da bin ich ja recht weit abgekommen von meiner eigentlichen Aufgabe! Nicht wie man es anderswo treibt oder wie es hier etwa sein sollte und sein könnte, sondern wie es hier war, d. h. was uns das letztverflossene Konzert- und Theaterjahr im Besonderen bescherte, soll im nachstehenden mit einigen Strichen skizziert werden. Ich erhoffe des freundlichen Lesers Zustimmung, wenn ich dabei nicht mit langen und langweiligen Namenreihen und umständlichen statistischen Nachweisen operiere, sondern mich lediglich auf die Hervorhebung der wichtigsten Vorkommnisse beschränke.

Die Gewandhaus-Abonnementskonzerte, die vornehmsten unserer Konzertinstitutionen, bilden seit jeher gewissermaßen das Rückgrat, den festen Kern unseres winterlichen Konzertwesens. Sowohl vermöge der Menge der in den 22 Konzerten dem Publikum vermittelten Musik, wie durch die durchschnittliche Qualität der dargebotenen Leistungen behaupten die Gewandhauskonzerte, besonders seit sie unter der Aera Nikisch wieder einen neuen glanzreichen Aufschwung genommen haben, den unbestritten ersten Platz im hiesigen Musikleben. Das Hauptinteresse in diesen Konzerten nehmen mit Recht die rein orchestralen Darbietungen in Anspruch. Wo Nikisch und das ihm verständnisinnig folgende altbewährte Gewandhausorchester allein, d. h. ohne Heranziehung fremder Faktoren, mit einander musizieren, darf man sich fast stets im voraus wahrhaft genußreicher Darbietungen versehen, falls die gestellten Aufgaben der Individualität des genialen Dirigenten nicht allzufern liegen. Ueber Nikischs Dirigierkunst ist schon so viel geschrieben worden, daß sich im engen Rahmen vorliegenden Rückblicks schwer etwas wesentlich Neues sagen läßt. Zweierlei wird man sich jedoch stets vergegenwärtigen müssen, wenn man Nickischs Verhältnis zu seinen Programmen und seine Interpretationsweise richtig beurteilen will: er ist ein ausgesprochen moderner Dirigent mit stark subjektiv angehauchter Auffassungsweise. Daß er als feinfühliger Tonpoet und Stimmungsmaler, als genialer Kolorist unter den zeitgenössischen Dirigenten kaum seinesgleichen hat und dank seiner fast unbegrenzten künstlerischen Herrschaft über das Orchester das letztere jederzeit zur vollen

Verwirklichung seiner Intentionen zu befähigen weiß, ist allgemein bekannt. Nikisch ist als Dirigent bei aller Vielseitigkeit doch keine jener Proteusnaturen, die sich heterogensten Aufgaben völlig anzupassen wissen; der sogenannte „objektive" Stil der älteren Meister liegt ihm fern; wo er aber die Brücke zwischen seiner Individualität und der Weise des Tondichters zu schlagen vermag, wo sich ihm nur der kleinste Anknüpfungspunkt darbietet, da lebt er sich mit seltenem Spürsinn in die verborgensten Absichten des Komponisten ein und weiß sie dem Hörer klar und schön zugleich zu vermitteln. Hiermit ist dann auch die Erklärung dafür gefunden, daß und warum in den Gewandhauskonzerten die Meister der vorklassischen Periode, die Händel und Bach, nur sporadisch und dann oft in nicht ganz einwandfreier, überzeugender Auslegung erscheinen, und daß selbst die Klassiker Haydn und Mozart zumeist nur als höflich begrüßte Passanten, nicht als besonders liebevoll gehegte Stammgäste figurieren. (Von Seb. Bach wurde in letzter Saison das dritte Brandenburgische Konzert für Streichinstrumente, von dessen Sohn Philipp Emanuel die Ddur-Symphonie, von Händel die Ddur-Ouverture gespielt, Haydn und Mozart waren durch je eine Symphonie, der letztere außerdem noch durch das hübsche, wenn auch nicht bedeutende Notturno für vier Orchester vertreten, das noch reizvoller gewirkt haben würde, wenn die vier Instrumentalistengruppen räumlich besser getrennt hätten aufgestellt werden können.) Von Beethoven waren die dritte, fünfte und siebente Symphonie, auf deren Auslegung sich Nikisch besonders gut versteht, aus dem vorjährigen Programm wieder herübergenommen; zu ihnen gesellten sich noch die zweite, sechste und die stiftungsgemäß allwinterlich wiederkehrende neunte Symphonie. In letzterer erfuhren besonders die beiden ersten Sätze eine schöne und erschöpfende Ausdeutung, während der dritte Satz eine noch weltfernere, weihevollere Auffassung vertragen hätte. Im Chorfinale hielt sich der durch den „Lehrergesangverein" verstärkte Chor sehr tapfer, während das Soloquartett (Frl. Alten, Frau Craemer-Schleger und die HH. Pinks und van Eweyk) nur mittelwertiges bot. Der „Neunten" gingen in dem ausschließlich Beethoven gewidmeten Schlußkonzert noch die „Egmont"-Ouverture sowie Derwischchor, Türkischer Marsch und Marsch und Chor aus den „Ruinen von Athen" voraus. Von Gluck gelangte die Ouverture zu „Alceste" zur Vorführung; der schon etwas abblassende Cherubini war durch seine flotte „Anakreon"-Ouverture vertreten. Schubert kam mit seiner großen Cdur-Symphonie — einem altbewährten Paradestück des Gewandhausorchesters — und der Ouverture und der überaus fein gespielten Ballettmusik aus „Rosamunde" zu Wort. Schumann war mit drei Symphonien (Nr. 2, 3 und 4) und der „Manfred"-Ouverture im Spielplan vertreten, von denen die köstliche Cdur-Symphonie und die ergreifende Ouverture den nachhaltigsten Eindruck hinterließen. Die auch im Vorjahr gespielte düster-schaurige Ouverture zu „Richard III." von R. Volkmann, ein Bravourstück Nikischscher Interpretationskunst, blieb

gleichwohl diesmal etwas an Wirkung gegen früher zurück. Weber war mit der an dieser Stelle selten gehörten Ouverture zu „Preziosa" und der zu „Oberon" berücksichtigt. Von Mendelssohn kam die sonnige Adur-Symphonie und die „Melusinen"-Ouverture zu Gehör. Dem früheren Gewandhausdirigenten Reinecke erwies man eine Aufmerksamkeit mit einer Wiederholung seiner gut gearbeiteten, dankbaren „Friedensfeier"-Fest-ouverture. Von Berlioz, der im Spielplan der Gewandhauskonzerte ziemlich sparsam vertreten ist, hörten wir im letzten Winter die „Symphonie fantastique" in überaus fesselnder Ausführung. Der Symphoniker Liszt, bezüglich dessen das Gewandhaus noch immer schwere unverjährte Unterlassungssünden zu sühnen hat, kam gar nur mit seiner symphonischen Dichtung „Prometheus" zu Worte, die als Einleitung zu den im 20. Konzert vorgeführten Chören zu Herders „Entfesseltem Prometheus" von Liszt gespielt wurde. Man hätte diesem noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten Meister recht wohl einen Teil der Zeit und Mühe zuwenden können, die man fast in Ueberschuß allwinterlich hier auf die Pflege der Brahmsschen Musik verwendet. Wurden doch auch im letzten Winter wiederum alle vier Symphonien neben einer größeren Reihe von Gesangwerken von Brahms angeführt. Mit Recht mehren sich die Stimmen, welche — unbeschadet aller Hochschätzung des Brahmsschen Kunstschaffens — eine Einschränkung des im Gewandhaus betriebenen Brahmskultus zu Gunsten ausgiebigerer Berücksichtigung anderer auffallend vernachlässigter Tondichter verlangen. Ueber die Ausführung der Brahmsschen Symphonien, denen Nikisch bei tief eindringendem Verständnis eine ganz besondere Liebe und Sorgfalt widmet, ist nur im Sinne uneingeschränkten Lobes zu sprechen. Wagner figurierte im letztwinterlichen Spielplan mit den Vorspielen zu „Lohengrin" und „Den Meistersingern", der in befremdlich breitem, fast die melodischen Konturen verwischendem Tempo gebotenen Trauermusik auf Siegfrieds Tod aus der „Götterdämmerung" (gelegentlich der Trauerfeier für König Albert im ersten Konzert) und dem wundervoll klangschön und poesievoll vorgeführten „Siegfried-Idyll". Tschaikowskys tief ergreifende Symphonie pathétique, ein Lieblingswerk Nikischs, in dessen kongenialer Ausdeutung ihn nicht leicht ein anderer Dirigent überbietet, fehlte auch im letztwinterlichen Programm nicht. Der geistvolle Russe war außerdem noch mit seiner Orchestersuite in Dmoll, aus der bereits im Vorwinter zwei Sätze gespielt worden waren, vertreten. Besonders dankenswert war eine Wiederholung der im Gewandhaus schon gehörten, in ihrer herben Stilgröße trotz mancher befremdlichen Züge dauernd fesselnden Symphonia tragica des noch zu wenig erkannten Dresdener Meisters Felix Draeseke. Etwas umfänglicher, wenn auch schließlich nicht eigentlich ergebnisreicher als im Vorjahre war das Novitätenprogramm diesmal ausgefallen: Die bedeutendste der vorgeführten Neuheiten war unstreitig des vielumstrittenen Anton Bruckner dritte Symphonie in Dmoll, die in ihrem hochstrebenden Gedankenfluge und ihrem gewaltigen Ringen mehr als einen

Berührungspunkt mit Beethovens in der gleichen Tonart stehender „Neunter" aufweist. Schwächer wirkte, weil weniger bedeutend in der Konzeption, Weingartners 2. Symphonie (Esdur), an der gleichwohl die geistvoll-kunstreiche Arbeit wohl gewürdigt wurde. Der Führer der Modernen, Richard Strauß, erschien mit einer Jugendarbeit, einer klanglich reizvollen, melodisch eingänglichen Serenade für Blasinstrumente und der in den sinnlich glühendsten Farben gehaltenen, außer dem Zusammenhange mit dem Ganzen aber doch nicht restlos verständlichen (instrumentalen) Liebesszene aus dem Singgedicht (Musikdrama) „Feuersnot", das seinem Schöpfer um der textlichen Tendenz willen schon manchen und wohl nicht ganz ungerechtfertigten Angriff eingetragen hat. Geringeres Interesse erweckten Dvořáks geräuschvolle und doch eigentlich humorarme Ouverture „Carneval", Humperdincks nur einen matten Aufguß seiner „Hänsel und Gretel"-Musik bedeutende, in der Orchestertechnik aber famos gemachten Tonbilder aus „Dornröschen", ein zu sehr der plastischen Thematik entbehrendes „Tragisches Tongedicht" von Walther Lampe und zwei virtuos instrumentierte, inhaltlich aber ziemlich belanglose Sätze aus einer Dmoll-Symphonie von Sigismund Stojowski. Gegenüber den Orchesterdarbietungen treten im Gewandhaus die Choraufführungen auffallend zurück. Der Mangel eines wirklich fest organisierten Chorwesens (den Grundstock bildet eigentlich nur ein Frauenchor; die Männerstimmen stellte in der Hauptsache früher zumeist der „Pauliner"-Chor, im letzten Winter der „Lehrergesangverein") macht sich dabei empfindlich bemerkbar und erschwert dem Dirigenten sicher nicht wenig ein wirkliches Vorwärtskommen, wenn ihm andererseits auch die musikalische Vorbildung und Intelligenz der Chormitglieder wieder zu statten kommen. Die umfänglichste und anspruchsvollste Aufgabe war dem Chore im vergangenen Winter mit Beethovens Missa solemnis gestellt, die jedoch in ihrer Totalwirkung bei weitem nicht an die Ausführungen desselben Werkes durch den „Riedel-Verein" hinanreichte. Indes trifft den Chor, der sich im großen und ganzen brav hielt, nicht allein die Schuld hieran; Auffassungseigentümlichkeiten des Dirigenten und nicht zuletzt auch die Oertlichkeit der Aufführung sprechen dabei mit. Die schmucklose Kirche, nicht der prunkvolle Konzertsaal, ist der Platz, an dem die Missa in rechter Weihe erfaßt wird. Brahms herber „Gesang der Parzen", drei Frauenchöre mit zwei Hörnern und Harfe von demselben Meister, die schon genannten Chöre aus dem Beethovenschen Festspiel und die ebenfalls bereits erwähnten „Prometheus"-Chöre von Liszt, — das war alles, was als Arbeitspensum des Gewandhauschores im letzten Winter zu registrieren war, — gewiß nicht viel für einen Zyklus von 22 Konzerten! Eine erwünschte Hilfstruppe hat der Hauschor in der jugendlichen Sängerschar der Thomasschule, die sich am 5. und 10. Konzert mit geistlichen und weltlichen Chören und Liedern von Donati, Eccard, v. Laufenberg-Riedel, Loewe, Mendelssohn und Schreck beteiligte und unter Führung ihres bestbewährten Lehrmeisters, des

Kantors G. Schreck, durch ihre tadellos ausgefeilten Vorträge bewies, daß in der ehrwürdigen Thomana die Gesangspflege noch immer eine mustergültige Heimstätte hat.

Das — wenn man so sagen darf — dekorative Element der Konzerte, das Solistentum, war durch ein stattliches Aufgebot von Künstlern repräsentiert, unter denen uns gar mancher Name erster Rangordnung begegnete. Unter den Pianisten figurierte d'Albert als unbestrittener Primarius mit einer köstlichen Darbietung von Schumanns Amoll-Konzert und der Schubert-Lisztschen „Wanderer"-Phantasie. Auch als Komponist kam er mehrfach zur Geltung, so mit einer Konzertszene („Seejungfräulein") und Liedern, die seine Gattin sang, und mit dem in Leipzig schon wiederholt, im Gewandhaus aber zum erstenmal gehörten famosen Cdur-Violoncell-konzert, dessen Ausführung der Berliner Cellist Hekking übernommen hatte. Weiter waren Edouard Risler (Konzerte von Mozart [Cmoll] und Liszt [Adur]) und Wassilij Sapellnikoff (Bmoll-Konzert von Tschaikowsky) mit Auszeichnung zu nennen. Weniger interessierten die Damen Haasters-Zinkeisen und Hedwig Meyer. Das Violinspiel vertraten der inzwischen aus dem Orchesterverbande ausgeschiedene Konzertmeister Felix Berber (Amoll-Konzert von S. Bach), der Budapester Jenö Hubay (mit einem zu salonmäßig angelegten eigenen Konzert [Nr. 2, Edur]) und die Meistergeiger Jacques Thibaud und Eugène Ysaye (jener mit Lalos Fdur-Konzert und der Havanaise von Saint-Saint, dieser mit dem Edur-Konzert von Bach und ein paar kleineren Stücken). Als Violoncellisten erschienen der schon genannte Hekking, und der heimische Meister Prof. Julius Klengel mit seiner talentreichen und schon künstlerisch reifen Schülerin Guilhermina Suggia aus Oporto (letztere u. a. mit dem Volkmannschen Konzert). Die Königin der Instrumente, die Orgel, brachte der wohlbewährte Gewandhaus-organist Prof. Homeyer mit einer Guilmantschen Phantasie selbständig zur Geltung. Unter den zahlreich in Aktion getretenen Gesangssolistinnen erregten Olive Fremstad, Emmy Destinn und Marcella Pregi neben der schon erwähnten Hermine d'Albert-Fink das meiste Interesse; schwächer waren die Leistungen von Alice Schenker und Minnie Nast. Charlotte Huhn schadete sich dadurch, daß sie, die Altistin, nach den Ehren einer Sopranistin geizte. Das männliche Geschlecht repräsentierten nur zwei selbständig auftretende Sänger: der hier stets gefeierte Dr. Felix Kraus und Theodor Bertram, von dessen Beruf zum Konzertsänger ich mich auch diesmal nicht überzeugen konnte, so Fesselndes der Künstler auch auf der Bühne bietet. Die Damen Grumbacher-de Jong, Therese Behr und die Herren Ludwig Heß und van Eweyk aus Berlin boten vereint die „Liebeslieder"-Walzer und die „Zigeunerlieder" von Brahms (beide im weiten Raume des neuen Gewandhaussaales etwas deplaciert). In der „Missa solemnis" und der „Neunten" waren schließlich noch als Vertreter der Soloquartette zu nennen die Damen Seyff-Katzmayr, Adrienne Kraus-Osborne, Bella Alten und Marie Craemer Schleger nebst den Herren Jaques Urlus, Dr. F. Kraus, Emil Pinks und

van Eweyk. Auf die Aufzählung einiger kleinerer Größen (im „Entfesselten Prometheus" beschäftigt) meine ich verzichten zu können; dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß Prof. Nikisch im Laufe der Saison als Klavierbegleiter der Solisten bei deren kleineren Vorträgen schlechthin Mustergültiges leistete.

In den den Gewandhaus-Abonnementkonzerten angegliederten sechs Kammermusik-Konzerten vermittelten die Herren Konzertmeister Berber, E. Heyde (Violine), Alex. Sebald (Viola) und Prof. Jul. Klengel (Violoncell), zu denen sich je nach Anlaß noch die Herren Ferd. Schäfer (Viola) und Robert-Hansen (Violoncell), sowie die Pianisten d'Albert, Carl Friedberg und Frl. Anna Schytte gesellten, ihrem Hörerkreise in feingeschliffener, geistbelebter Weise Streichquartette von Beethoven (op. 18 Nr. 3 und 4, op. 59 Nr. 2 und op. 130), Cherubini (Esdur), Haydn (Gmoll), Mozart (Cdur). Nováček (op. 10, neu), Schubert (Amoll), und Schumann (Adur), ein nicht uninteressantes neues Streichsextett von Dvořák (op. 48), Streichquintette von Brahms (op. 111) und Schubert (op. 163), mit Klavier das Schumannsche Quintett, das Cmoll-Quartett von Brahms und das Amoll-Trio von Tschaikowsky, die selten gehörte Klavier-Viola-Sonate op. 49 von Rubinstein und die Fdur-Klavier-Violoncellsonate op. 99 von Brahms, — in der Hauptsache also ein auf Bekanntes, Anerkanntes sich stützendes Programm mit behutsamer Beimischung einiger Novitäten und Raritäten, mit denen ein besonderes Risiko kaum verbunden war. In einer eingeschobenen Extrakammermusik spielten Raoul Pugno und Eugène Ysaye in kongenialer Weise drei Klavierviolinsonaten (op. 30 Nr. 1 und 2 und die Kreutzer-Sonate) von Beethoven, damit den Hörern reinste Genüsse bereitend.

Seit dem vor ein paar Jahren bedauerlicherweise erfolgten Eingehen des „Liszt-Vereins", der in seinen besten Zeiten außer der schon durch seinen Namen begründeten Liszt-Propaganda auch durch seine sonsthin klar ausgeprägte fortschrittliche Tendenz vielfach anregend und fördernd auf das hiesige Musikleben einwirkte, konnten die aus materiellen oder sonstigen Gründen am Besuch der Gewandhauskonzerte gehinderten Kreise nur noch in der von Kapellmeister Winderstein (artistische) und Konzertunternehmer Eulenburg (geschäftliche Leitung) gemeinsam veranstalteten Serie von größeren Abonnementskonzerten in der Alberthalle ihr Verlangen nach guter symphonischer Musik in streng konzertmäßiger Darbietung befriedigen. Interne Differenzen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, führten zu einer Trennung der beiden Unternehmer, deren jeder nun in letzter Saison für sich mit einem besondern Zyklus von Konzerten hervortrat, deren Summe (21) jener der Gewandhauskonzerte schließlich nahezu gleichkam. Die „Philharmonischen Konzerte", die Kapellmeister Winderstein mit seiner eigenen Kapelle fortsetzte, wurden nach dem schönen, aber akustisch anfangs etwas spröden großen Saale im neuen Centraltheater verlegt, während die von auswärtigen Kapellen unter wechselnder Leitung

von Gastdirigenten bestrittenen Eulenburgschen „Neuen Orchester-Abonnementskonzerte" die Alberthalle behaupteten. Beide Zyklen hatten sich eines ansehnlichen Besuches zu erfreuen. In der Verschiedenartigkeit ihrer prinzipiellen Anlage und Verschiedenheit der hüben und drüben verfügbaren Hilfsmittel ist es begründet, daß die elf Windersteinkonzerte sich langsam, aber stetig und ohne besonders ausgeprägte Höhenpunkte in aufsteigender Linie hinsichtlich der Qualität ihrer Darbietungen bewegten, während der Verlauf der Eulenburgschen Konzerte mehr einer unregelmäßigen Wellenlinie mit wechselndem Höhen- und Tiefstand glich. Der von Saison zu Saison teilweisem Wechsel unterworfene Bestand des Winderstein-Orchesters bringt es mit sich, daß es in der Regel erst einiger Zeit bedarf, ehe die verschiedenen Elemente sich gegenseitig eingewöhnt haben, so daß durchschnittlich die ersten Konzerte technisch schwächer als die späteren auszufallen pflegen. Als Dirigent ist Kapellmeister Winderstein mehr erfahrener Praktiker und Routinier als genialisch veranlagte Natur. Neuere Werke, in denen das tonmalerische Element mehr in den Vordergrund tritt, liegen ihm besser als solche, in denen der Komponist sich in psychologische Probleme vertieft. Sein großer Fleiß aber ist unter allen Umständen anerkennenswert. Je eins der zehn Abonnementskonzerte (das fünfte und sechste) war ausschließlich Beethoven resp. Brahms gewidmet.

Der Beethoven-Abend brachte die Ddur-Symphonie und die „Prometheus"-Ouverture in lobenswerter Ausführung und den intelligenten, vornehmen Pariser Pianisten Harold Bauer mit dem Esdur-Konzert, den Cmoll-Variationen und dem Roudeau op. 129. Der Brahms-Abend wurde mit der zu langatmigen Ddur-Orchester-Serenade eingeleitet, erreichte mit dem von Prof. Willy Rehberg geist- und temperamentvoll, nur etwas spröde im Anschlag gespielten hochpathetischen Dmoll-Konzert seinen Höhepunkt und bot außerdem noch zwei der Rhapsodien für Klavier und Lieder (Frl. G. Fritzsch). Beethoven kam im Laufe der Saison noch mit den Symphonien Nr. 5 und 8 und dem von Prof. Halir stiledel und stimmungsvoll gespielten Violinkonzert zur Geltung; während Brahms noch mit seinem von den HH. Konzertmeister Pick-Steiner und Willeke (Mitglieder des Orchesters) recht brav gespielten Doppelkonzert Berücksichtigung fand. Weiter waren zu verzeichnen: Liszts „Festklänge", Bruckners (Wagner gewidmete) Dmoll-Symphonie, R. Strauß' „Till Eulenspiegel", die solid gearbeitete Cmoll-Symphonie von Klughardt, Berlioz' „Symphonie fantastique", eine interessant fakturierte Manuskript-Symphonie in Hmoll von Mayerhoff, zwei Symphonien von Haydn, die kleine Nachtmusik für Streichorchester von Mozart, Svendsens flotter „Carneval in Paris", Wagners „Tannhäuser"-Ouverture, Tschaikowskys Capriccio Italien, Saint-Saëns' „Rouet d'Omphale", als Novität eine etwas matte Gmoll-Streichorchester-Serenade von Reinecke und das Concerto grosso in Ddur für Streichorchester von Händel. Eine der frischzügigsten Leistungen der Windersteiner war unstreitig die Ausführung des Straußschen Orchester-

rondos. In der Berliozschen Symphonie gerieten besonders die am stärksten auf äußerliche Effekte zugeschnittenen letzten Sätze am besten. Glücklich war der Konzertleiter in der Wahl der Solisten: außer den schon genannten waren noch zu erwähnen: die stets siegreiche Lula Mysz-Gmeiner (Gesänge von Liszt), Charlotte Huhn, Ejnar Forchhammer, Karl Scheidemantel, das interessante Ehepaar Dulong (Solo- und Duettgesänge), der temperamentvolle Lambrino (Esdur-Konzert von Liszt, Dmoll-Burleske von R. Strauß), H. Marteau (mit einem beachtenswerten neuen Konzert von Dubois), F. Lamond (Bmoll-Konzert von Tschaikowsky) und der von seinem früheren hiesigen Wirken noch im besten Ansehen stehende Violoncellist Wille (mit d'Alberts Cdur-Konzert). Ein im Februar eingelegtes Extrakonzert brachte Berlioz' „Carneval romain", Schuberts Hmoll-Symphonie, die Dmoll-Streichorchester-Serenade von Volkmann und als Solistin Mary Münchhoff mit fein ciselierten Koloraturgesängen.

Von den zehn der Eulenburgischen „Neuen Orchester-Abonnenents-konzerte", in denen nur fremde Kapellen in Aktion traten, waren fünf der von Kapellmeister Max Pohle zu recht ansehnlicher Leistungsfähigkeit herangeschulten Chemnitzer Stadtkapelle unter der abwechselnden Leitung der HH. Hofkapellmeister Felix Weingartner, Direktor Bernh. Stavenhagen, Max Pohle und Kapellmeister Hans Sitt übertragen; vier Konzerte bestritt die Meininger Hofkapelle mit Generalmusikdirektor (nunmehrigem städt. Kapellmeister und Konservatoriumsdirektor in Köln) Fritz Steinbach an der Spitze, und eins war dem jungen Berliner Tonkünstlerorchester zugefallen, mit dem R. Strauß im letzten Winter weite Reisen unternahm, um für moderne Kunst Propaganda zu machen. Das Programm der Berliner war denn auch ein exklusiv modernes: Liszt („Preludes"), R. Strauß (Symphonie „Italien"), Wagner (Vorspiele zu „Den Meistersingern" und „Tristan und Isolde") und Bruneau (Entr'act aus „Messidor") bestritten die Kosten. Leider bereiteten uns die Gäste eine arge Enttäuschung, das numerisch ziemlich starke Orchester entbehrt des Feinschliffs im Vortrag und auch des Dirigenten Wagner-Interpretation reizte wiederholt energisch zum Widerspruch; die Straußische Symphonie ermüdet, trotz vieler Schönheiten, durch ihre Breite; die Bruneausche Novität erwies sich als nicht bedeutend. In summa war dieses Konzert der Berliner den schwächsten der ganzen Serie beizuzählen. Ganz anders wirkten da die 4 Konzerte der Meininger, deren Darbietungen teilweise zu dem Besten zählten, was wir hier in letzter



Saison überhaupt zu hören bekamen. Max Steinbach als Dirigent auch manchmal nicht ganz frei von doktrinären Anwandlungen sein, immer bleibt er doch der geist- und temparamentvolle, vornehme Künstler, der auf äußerliche Effektmittel und persönliche Mätzchen verzichtet und in der Realisierung seiner Intentionen von dem mustergültig disziplinierten, in fast allen ersten Stimmen mit wirklichen Virtuosen und echten Künstlern besetzten Orchester aufs beste unterstützt wird. Der Spielplan der Meininger umfaßte die Symphonien in Fdur und Cmoll und die tragische Ouverture von Brahms, Strauß' farbenglühende Dichtung „Don Juan", die „Eroica" von Beethoven, die Cdur-Symphonie von Schubert, die „Oberon"-Ouverture, anregend gemachte Variationen von Elgar, eine Serenade von Georg Schumann, Teile aus einer Bläser-Serenade von Dvořák, kleinere Stücke von Mendelssohn, Schubert und Mozart und das 5. Brandenburgische Konzert von Bach, zu dem die Kapelle selbst die Solisten stellte. Die 5 der Chemnitzer Kapelle zugefallenen Konzerte brachten unter Weingartners faszinierender Leitung Liszts „Hungaria" und „Festklänge" nebst Beethovens Adur-Symphonie, unter Stavenhagens strammer, temperamentvoller Führung Dvořáks nicht recht durchgreifende Symphonie „Aus der neuen Welt" und die „Holländer"-Ouverture von Wagner, unter dem umsichtigen und gewandten Max Pohle die liebenswürdige Fdur-Symphonie von Hermann Götz, Schumanns Cdur-Symphonie und Berlioz' „Carneval romain", unter Hans Sitt die inhaltlich matte Dramatische Symphonie (Dmoll) von A. Rubinstein. Auch die espritvolle Ouverture und Ballettmusik aus d'Alberts Oper „Der Improvisator", deren Leitung der Komponist selbst bestens besorgte, gehörten noch zu dem lobenswert bewältigten Arbeitsprogramm der Chemnitzer. Bei den einbezogenen Solovorträgen schnitten Klavier und Geige am besten ab; jenes war vor allem durch die ersten Größen Reisenauer (Adur-Konzert von Liszt) und d'Albert (Gdur-Konzert von Beethoven, „Totentanz" von Liszt) brillant vertreten; der nur aushilfsweise herangezogene Wurmser (Amoll-Konzert von Schumann) befriedigte wenig; dagegen war ein von vier talentvollen Stavenhagen-Schülerinnen gut gespieltes Konzert der 4 Klaviere von S. Bach schon um seiner Seltenheit willen bemerkenswert. Gut bestellt war es auch um das Soloviolinspiel: Meister Ysaye mit Konzerten von Mendelssohn und Vieuxtemps, der famose Thibaud mit Stücken von Wieniawsky und Saint-Saëns, Frau Röger-Soldat mit dem Brahmsschen Konzert und Petschnikoff mit einem neuen Konzert in Amoll von Arensky ließen sich hören. Petschnikoff spielte außerdem noch mit seiner Gattin Bachs Dmoll-Konzert für zwei Violinen. Unter den Gesangsolisten boten Dr. L. Wüllner und Tilly Koenen das Beste; die Pariserin Frl. Garnier ließ ziemlich kalt und Th. Bertram verdarb sich durch seine knödliche Tonbildung alle Wirkung.

Wie den Gewandhauskonzerten, so war auch den Neuen Orchesterabonnementskonzerten ein Zyklus von (4) Kammermusik-Abenden angegliedert, dessen Ausführung dem „Böhmischen Streichquartett" (HH. Hoffmann,

Suk, Nedbal und Wihan) anvertraut und damit in die denkbar besten Hände gelegt war. An technischer Akkuratesse und Einheitlichkeit des Zusammenspiels dürften die Böhmen dermalen von keinem anderen Streichquartett übertroffen werden; aber auch an Warmblütigkeit und Schwunghaftigkeit des Vortrags wie Tiefe der Auffassung (speziell des „letzten" Beethoven) haben sie nur wenig Konkurrenten. Ihre Wiedergabe von Beethovens Amoll-Quartett op. 132 wird vielen unvergeßlich bleiben. Auch Schuberts posthumes Dmoll-Quartett zählt zu ihren Bravourstücken. Die Vorführung von Tschaikowskys Esmoll-Quartett hatte nur die Bedeutung eines interessanten Experimentes. Mit Eifer traten die Böhmen für ihren Landsmann Dvořák ein, von dem sie 2 Streichquartette (Gdur und Esdur) und ein Klavierquartett (Adur), letzteres unter Mitwirkung von Lily Henkel aus London am Klavier, spielten.

Eine dankenswerte Erweiterung hat die Pflege der Kammermusik in den letzten Jahren durch die von den HH. Roesger (Klavier), Konzertmeister Hamann (Violine) und Robert-Hansen (Violoncello) unter abwechselnder Heranziehung verschiedener Hilfskräfte ins Werk gesetzten „Populären Kammermusikabende" erfahren, in denen neben den Klassikern und Romantikern auch die Neuzeit fleißig berücksichtigt wird. Aus dem Programm der letztwinterlichen 6 Abende seien hier u. a. hervorgehoben Streichquartette von Mozart (Fdur), Mendelssohn (Esdur), Volkmann (Gmoll) und Schubert (Cmoll), Klavierquartette von Brahms (Cmoll) und Robert Hermann (Fmoll, op. 4, ein gar geschraubtes und gesuchtes Novum), ein anregendes Klavierquintett in Desdur von dem neuerdings vielgenannten Wolf-Ferrari, das äußerlich wirkende Septett (mit Trompete) von Saint-Saëns, eine stark an Grieg anklingende, zugvolle Klavier-Violinsonate (Emoll) von dem Skandinavier Sjögren, das Ddur-Klaviertrio von Beethoven und — als Seltenheit — ein Trio für Klavier, Oboe und Horn von Reinecke.

Unter unseren großen gemischtstimmigen Chorvereinen, denen das Leben durch das einseitige Emporwuchern der Männergesangvereine zum Teil schwer gemacht wird, gebührt nach wie vor der erste Platz dem altbewährten „Riedel-Verein", der unter der Leitung des geistvollen, inzwischen zum Altenburgischen Hofkapellmeister avancierten Dr. G. Göhler sich stetig auf der unter Riedel und Kretzschmar erklommenen künstlerischen Höhe hielt und in der letzten Zeit auch auswärts (Dresden, Prag) sich wieder reiche Ehren ersang. Er vermittelte uns im letzten Spieljahre eine eindrucksstarke Wiederholung von Händels „Deborah" in der fördersamen Chrysanderschen Bearbeitung und eine überaus weihevolle, tiefergreifende Ausführung von Beethovens „Missa solemnis", die bekanntlich zum eisernen Repertoirebestand des Vereins gehört. Bei dieser letzten Vorführung war das Soloquartett durch die Damen Schmidt-Csanyi und Geller-Wolter und die HH. Dr. L. Wüllner und Hans Schütz aufs beste besetzt. Von den zwei kleineren, dem a capella-Gesang gewidmeten Konzerten des Vereins befaßte sich das erstere ausschließlich mit Weihnachtsmusik.

Der „Bachverein" (Dirigent: Kapellmeister Hans Sitt), dem eine stimmliche Verjüngung und Verstärkung zu wünschen wäre, begann seine Tätigkeit mit der seit Jahren üblichen Wiederholung des „Weihnachts-Oratoriums" von Bach, griff im zweiten Konzert einmal auf das alternde Oratorium „Des Heilands letzte Stunden" von Spohr zurück und beschloß seine Saison mit dem üblichen Hauskonzert mit gemischtem, weltlichen Programm.

Die „Singakademie", der älteste, aber längst nicht mehr tonangebende unter den gemischtchörigen Vereinen Leipzigs, dessen jetziger, aus dem Männergesangwesen herausgewachsener Dirigent, G. Wohlgemuth, mit eminentem Fleiß und schönem Erfolg an der Hebung der chortechnischen Leistungsfähigkeit des Vereins arbeitet, in der Orchesterleitung aber noch nach mehr Routine ringen muß, brachte in seinem ersten Konzert Aug. Klughardts letztes, für hier neues, nur bedingt interessierendes Oratorium „Judith", im zweiten Konzert Schumanns „Der Rose Pilgerfahrt", — eine faßt zu bescheidene Aufgabe für den Verein.

Gedenke ich noch der alljährlich wiederkehrenden Aufführung der Bachschen „Matthäus-Passion" am Karfreitag in der Thomaskirche unter Prof. Nikisch und unter Mitwirkung des Gewandhausorchesters, diesmal mit Dr. Fel. Kraus als edel gezeichnetem Christus und Jaques Urlus als stimmlich excellentem, auch musikalisch anerkennenswerten Evangelisten, aber mit alten, von der Presse oft vergeblich monierten Auffassungsschwächen seitens der Leitung, so ist die Reihe der großen Choraufführungen geschlossen.

Auf die Tätigkeit der in übergroßer Anzahl vorhandenen Männergesangvereine näher einzugehen, ist mit Rücksicht auf den hier verfügbaren Raum ganz ausgeschlossen. Ich muß mich darauf beschränken, die bedeutendsten der regelmäßig mit selbständigen Konzerten hervortretenden Vereine kurz namhaft zu machen: Allen voran marschiert der „Leipziger Lehrergesangverein" (Dir: Kapellmeister Sitt), der numerisch stärkste und, dank der musikalischen Vorbildung seiner Mitglieder, weitaus leistungsfähigste der hiesigen Männerchöre, dessen hoch entwickelte Technik vor den schwierigsten Problemen der Männerchorliteratur nicht zurückzuschrecken braucht und dessen Konzerte nach Inhalt und Ausführung in der Regel wirklich künstlerisches Interesse erregen. Ihm zunächst rangieren hinsichtlich der künstlerischen Bedeutung die beiden akademischen Gesangvereine, deren älterer und stärkerer, der „Universitätssängervein zu St. Pauli" (Dir: Universitätsmusikdir. Heinrich Zöllner) bei gemischten, Altes und Neues pflegenden Programmen die technisch ausgereifteren Leistungen bietet, während der numerisch schwächere, jüngere „Arion" (Dir. Dr. G. Göhler) besonders durch seine prononciert modernen Programme erhöhte Aufmerksamkeit erweckt und vielfach anregend wirkt. Unter den aus zunächst nicht musikalisch vorgebildeten Dilettantenkreisen sich rekrutierenden volkstümlichen Gesangvereinen hat der „Leipziger Männerchor" (Dir: G. Wohlgemuth) nach

Kopfzahl und vorgeschrittenem Können den ersten Rang zu beanspruchen. Als weitere gut geleitete und ernst strebende Vereine seien u. a. hervorgehoben: „Concordia" (Dir: Geidel), „Blüthnerscher Gesangverein" (Dir: H. Michael), M.-G.-V. „Rückwärts" (Dir: H. Schiebold, der auch das gut eingesungene Soloquartett „Mendelssohn" leitet), „Sängerkreis" Leipzig (öfters bei den Opernaufführungen im Theater mitwirkend); diese und die große Zahl der hier nicht weiter namentlich anzuführenden Volksgesangvereine vermögen, bei richtiger Auffassung ihrer Lebensaufgabe, eine wertvolle Kleinarbeit zu verrichten, die, wenn auch zumeist nicht selbständig künstlerisch wertvoll, doch erziehlich auf der Kunstsinn des „Mannes aus dem Volke" langsam aber stetig einwirkt.

Wir dürfen vom Chorgesang nicht scheiden, ohne wenigstens kurz der Pflege des (nicht konzertmäßigen) Kirchengesanges gedacht zu haben. In der Thomaskirche hat jedermann allsonnabendlich und an den Vortagen der Feiertage Gelegenheit, kostenlos Meisterwerke des kirchlichen a capella-Chorgesanges in mustergültiger Ausführung durch den altberühmten Thomanerchor zu hören. Die Motetten des vielgereisten „Soloquartetts für Kirchengesang" und St. Johanniskirchenchors (Dir: Br. Röthig), die abwechselnden sonntäglichen Kirchenmusiken in der Peterskirche, Nikolaikirche und einer Reihe der größeren Vorortkirchen vermitteln gleichfalls dem Publikum eine ansehnliche Menge wertvoller geistlicher Musik in zumeist durchaus würdiger Ausführung, so daß auch nach dieser Richtung hin für ausreichende Befriedigung des Musikbedürfnisses hier gesorgt ist.

Aus der allwinterlich über Leipzig hereinbrechenden Flut von Solisten-Konzerten heimischer und auswärtiger Künstler greife ich, da eine einigermaßen vollständige Aufzählung hier viel zu weit führen würde, nur einige wenige belangreiche Erscheinungen heraus, nicht ohne die Bemerkung vorauszuschicken, daß man im letzten Winter die unabweisbare Wahrnehmung eines (nicht lediglich in der wirtschaftlichen Depression, sondern in einer offenkundigen Musikmüdigkeit des überfütterten Publikums begründeten) starken Nachlassens im Besuch dieser Konzerte zu machen hatte, die hoffentlich dazu führen wird, daß die Zahl der halbschürigen oder unterwertigen Darbietungen, für die selbst bei reichlichster Anwendung des Freikartenverschleuderns kein größerer Hörerkreis anzulocken ist, künftighin sich vermindert, und wirklich wertvolle Vorführungen wieder sicher auf ein aufnahmefreudiges Publikum rechnen können. Nicht wenig zu leiden hatte unter der Ungunst dieser Verhältnisse der heimische Klaviermeister Reisenauer, der in 3 allein bestrittenen Konzerten ein wahres Riesenprogramm von Elitewerken der klassischen, romantischen und modernen Klavierliteratur mit erlesenster Meisterschaft vor oft kaum halb besetztem Saale durchführte. Auch der originelle, um nicht zu sagen exzentrische Wladimir v. Pachmann, der sich an zwei Abenden hören ließ und die Kenner namentlich durch sein unübertreffliches Chopin-Spiel entzückte, fand bei einem Teile des Publikums mehr um seiner Absonderlichkeiten willen, als wegen seiner Künstlerschaft Zulauf.

Wohlverdientes Interesse fanden Klavierabende von Karl Friedberg, Alexander Siloti, in gleicher Weise ein solcher von Fritz von Bose; auch ein in Gemeinschaft mit dem begabten Arthur Argiewicz (Violine) gegebenes Konzert des temperamentvollen Ernesto Consolo verdient Hervorhebung. In zweiter Reihe standen Klavierabende von Rich. Buhlig (2 Abende), Dorothy Lethbridge, Douglas Boxall, Rich. Platt usw: Die Violine war bedeutsam repräsentiert durch den heimischen reichbefähigten und technisch hervorragenden Alexander Sebald (3 Konzerte), Edwin Grasse, den blinden Felix Grossi, den von seiner früheren hiesigen Tätigkeit nach bestens akkreditierten Max Levinger, Anton Witek, den Bukarester Flesch usw. Allen diesen aber lief im äußeren Erfolg den Rang ab der jugendliche Tscheche Jan Kubelik, der zweimal in der dichtbesetzten Alberthalle auftrat und durch seine in der Tat phänomenale Technik mit leichter Mühe siegte, während viele in ihm neben dem Virtuosen dem Musiker nur mit Einschränkung größere Bedeutung zumessen wollten. Das Violoncell oder gar Blasinstrumente waren in den Solistenkonzerten nicht vertreten; dagegen verdienten etliche Orgelkonzerte des neuen Organisten der Thomaskirche, des noch jungen, aber bereits auf der Höhe der Meisterschaft in der Behandlung seines Rieseninstruments stehenden Karl Straube, der sich auch auf der Baseler Tonkünstlerversammlung reiche Ehren erwarb, sowohl wegen der von den alten Meistern bis herauf zu dem modernen Max Reger die verschiedensten Epochen berücksichtigenden Mannigfaltigkeit der Programme wie der Vorzüglichkeit ihrer Durchführung bedingungslose Anerkennung. Legion war die Zahl der Liederabende, unter denen die drei von dem Vortragsmeister Dr. Wüllner vor einem nicht immer zahlreichen, aber treuen Stammpublikum wieder viel des Hochinteressanten boten. Auch zwei Max Reger-Abende, der erste ausschließlich Regersche Lieder, der zweite je zur Hälfte Regersche und Wolfsche Gesänge bietend, verdienten darum besondere Hervorhebung, weil sie nicht wenig zur Klärung des in seinem Endergebnis allerdings keineswegs unbedingt günstigen Urteils über diesen vielgenannten Tondichter beitrugen. Man war ziemlich einig darüber, daß in Regers Musik das gewollt Originelle, absichtsvoll Seltsame zu oft das natürlich Empfundene überwuchert. Den gesanglichen Teil dieser beiden Liederabende bestritten zwei musikalisch sehr sattelfeste, ausdrucksgewandte Berliner Tenoristen, Ludwig Heß und F. Bergen, während der Komponist am Klavier geistvoll begleitete. Viel Beifall fand bei ihrem alten Verehrerkreise Frau Kraus-Osborne, die bei ihrem Liederabende durch ihren Gatten Dr. Fel. Kraus unterstützt wurde. Theodor Bertram hatte sich bei seinem Liederabende der Mitwirkung seiner Frau, der hier unvergessenen Fanny Olden-Bertram, versichert. Freundlichen Erfolg hatten weiter Liederabende der strebsamen Hildegard Börner, der anmutigen feinsinnigen Helene Staegemann, des talentvollen Oskar Noë (des neuen Gesanglehrers am hiesigen Konservatorium) und des trefflichen Emil Pinks (gleichfalls Gesanglehrer am Konservatorium). Ein römisches gemischtstimmiges Männer-Quintett

(von dem Chore der Sixtinischen Kapelle in Rom) wirkte in zwei Konzerten mehr befremdlich als genußreich: die Annahme, daß die Sopran- und Altstimmen nicht von Falsettisten sondern von Kastraten gesungen wurden, blieb unwidersprochen.

Bedenkt man, daß neben alle den vorstehend aufgezählten Konzerten noch eine Unzahl von volkstümlichen Symphonie-Konzerten (bei Tischen), Volksunterhaltungsabenden, Volkskonzerten, mehr internen Veranstaltungen geschlossener Kreise mit oft recht lobenswerten Leistungen herläuft, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß wir uns über eine Vernachlässigung der Musikpflege in Leipzig, zumal soweit es sich um die Quantität handelt, ganz sicher nicht beklagen können.

An Quantität der geleisteten künstlerischen Arbeit stand unser Theater, genauer gesagt: standen unsere Theater dem reichbewegten Konzertleben sicher nicht nach; verzeichnet doch das statistische Jahrbüchlein unserer beiden städtischen Bühnen im abgelaufenen Spieljahr nicht weniger als 708 Vorstellungen, von denen 367 auf das Neue, 341 auf das Alte Theater entfallen. Daran partizipiert die Oper (einschließlich einer bescheidenen Anzahl Operettenvorstellungen) mit 229 Aufführungen im Neuen Theater, während im Alten Theater 4 Opern- und 142 Operettenvorstellungen stattfanden. An den zur Vorbereitung dieser Aufführungen abgehaltenen insgesamt 4134 Proben(!) war die Oper sicherlich in hohem, wenn nicht überwiegenden Maße beteiligt; weiß doch der Theaterstatistiker von nicht weniger als 86 Orchesterproben, 648 Chorproben(!) und 387 Tanzproben zu berichten. An eminentem Fleiße hat man es also in unseren Theatern wahrlich nicht fehlen lassen. Hätten der aufgewendeten großen Mühe nur immer auch die gezeitigten Resultate entsprochen! Leider aber kann der Theaterleitung der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie mit der Arbeitskraft ihres Künstlerpersonals nicht immer wahrhaft haushälterisch umging. Oder bedeutet es etwa keine nahezu zwecklose Kräfteverschwendung, wenn unmittelbar vor Schluß der Spielzeit noch zwei Neueinstudierungen abendfüllender Werke in je einmaliger Aufführung herausgebracht werden, da doch selbstverständlich Wiederholungen der Werke nach den Opernferien dann neue Repetierproben erforderten. Wie manche vermeidliche und unfruchtbare Arbeit mag den Beteiligten auch aus dem oft ohne jeden erkenntlichen Grund erfolgten vorübergehenden Wechsel in der Besetzung ständiger Repertoirstücke oder daraus erwachsen sein, daß ganz aussichtslose Experimente mit unzureichenden oder mindestens auf den falschen Posten gestellten Solisten unternommen wurden? Freilich entschwände die Veranlassung zu solchen Experimenten, wenn unser Opernensemble für alle Rollenfächer auch die geeigneten vollwertigen Vertreter und Vertreterinnen aufgewiesen hätte. Daß aber in diesem Punkte dermalen gar manches nicht so war, wie es sein sollte und — — sein könnte, daß namentlich mehrere der wichtigsten weiblichen Rollenfächer teils gar nicht, teils für unsere Verhältnisse unzureichend besetzt waren, daß die Kapellmeisterfrage, seit Panzner der alten Lindenstadt

nicht ungern den Rücken kehrte und sein Nachfolger Gorter seltsam plötzlich zum Tempel hinausgemaßregelt wurde, gründlich verfahren ist, kurz daß unsere Oper in den letzten Jahren sich stetig bergab bewegt hat, — dieser unerfreulichen Erkenntnis kann sich selbst der wohlwollendste Beurteiler unserer Theaterverhältnisse nicht verschließen. Der starke Rückgang, den der Besuch der Opernvorstellungen in der letzten Zeit erlitten hat, ist, angesichts der ehedem doch so theaterfreundlichen Haltung unseres Publikums, jedenfalls eine sehr deutliche Kritik der derzeitigen Leistungen unserer Oper. Möge sie an der rechten Stelle den rechten Eindruck machen und zu einer Besserung der Verhältnisse führen. —

Nur wer in ziemlich regelmäßigem Besuch der Vorstellungen deren Wert beständig zu kontrollieren Gelegenheit nahm, wird ein klares Bild von dem ungünstigen Stand unserer Oper gewonnen haben; wer nur den Spielplan des Theaters in statistischer Aufmachung zu Rate zieht, wird da leicht zu günstigeren Meinungen kommen, wenn er z. B. erfährt, daß uns nicht weniger als sieben Opernnovitäten im abgelaufenen Spieljahre dargeboten wurden; daß die meisten derselben Nieten waren, braucht der Statistiker ja nicht hinzuzufügen. Ferd. Hummels szenisch unverständliches und musikalisch verschwommenes Mysterium „Die Beichte", Massenets eine einzige Hauptszene durch ein paar lange, nichtssagende Akte vorbereitender „Gaukler unserer Lieben Frau", v. Caspers harmlos-unbedeutender Scherz „Die Tante schläft" und Spohrs längst antiquierte „Kreuzfahrer" trugen gleich bei ihrem Erscheinen den Todeskeim in sich, und konnten auch durch das redliche Bemühen der mitwirkenden Künstler nicht gehalten werden. Etwas höher standen die freundliche, nur musikalisch zu wenig naive Dorfidylle „Das war ich" von Leo Blech und Massenets stark effektuierender veristischer Einakter „Das Mädchen von Navarra", der sich vielleicht länger gehalten hätte, wenn Frl. Samek, die Inhaberin der Titelrolle, ihrem temperamentvollen Spiel eine gleichwertige gesangliche Leistung an die Seite zu stellen vermocht hätte. Interessant, aber an dem inneren Widerspruch zwischen dem Stil und Charakter des Werkes einer- und den bühnengemäßen Erfordernissen andererseits scheiternd, waren die paar liebevoll

[1] Die inzwischen begonnene neue Spielzeit läßt diesbezüglich noch keine sicheren Schlüsse zu; eine gesteigerte Rührigkeit ist indes wahrnehmbar und als solche anzuerkennen, wenn auch die Qualität der geleisteten Arbeit nicht überall gleichen Schritt mit deren Quantität hält. Als dankenswerte Neueinstudierungen wurden geboten: Götz' „Bezähmte Widerspänstige" und Webers „Euryanthe" (beide mit Frau Doenges in den Titelrollen); auch Schumanns lange nicht mehr gehörte „Genoveva" steht wieder in Sicht. Aus dem im Anschluß an den vielbesprochenen Berliner Wagner-Denkmal-Enthüllungs-Rummel veranstalteten Wagner-Cyklus (4.—20. Oktober) wurden „Walküre" und „Siegfried" in interessanten, von Nikisch geleiteten Aufführungen vorweggenommen.

vorbereiteten, obzwar nicht ganz ausgereiften szenischen Aufführungen von Liszts in dieser Gestalt hier noch neuer „Legende von der heiligen Elisabeth". Aus der Reihe der Neueinstudierungen seit mehr oder weniger langer Zeit dem Repertoire ferngebliebenen Oper sind zu nennen Kienzls „Evangelimann" (mit Herrn Urlus als sehr tüchtigem Vertreter der Titelrolle), Smetanas köstliche Volksoper „Die verkaufte Braut", Aubers flotter „Fra Diavolo", Offenbachs einziges größeres Opernwerk „Hoffmanns Erzählungen", Verdis nur ganz vorübergehendes Interesse erweckender „Maskenball", Gounods gleichfalls rasch wieder vergessenes Liebesdrama „Romeo und Julie", Aubers trotz einzelner veralteter Schnörkeleien noch immer zündende „Stumme von Portici", in der die jugendliche, musikalisch sehr begabte Soubrette Fräulein Untucht in der Rolle der stummen Fenella eine hochschätzbare Talentprobe als ausdrucksgewandte Mimikerin ablegte, und Mehuls ergreifendes biblisches Drama „Josef in Egypten" in dem Herr Moers als Josef das Hauptinteresse auf sich lenkte, während der Rubens des Herrn Schelper kaum noch ein Schatten der ehemaligen Leistung des bedenklich angealterten Sängers in dieser Rolle war.

Unter den ständigen Repertoirewerken nahm — wie sich das in des Meisters Vaterstadt just von selbst versteht — Wagner mit neun Werken (von „Rienzi" bis „Götterdämmerung") in 38 Vorstellungen (früher waren es deren aber mehr!) die erste Rangstufe ein. Konnte man mit seiner quantitativen Berücksichtigung immer noch zufrieden sein, so ließ dagegen die künstlerische Qualität einzelner Aufführungen oft viel, zuweilen beinahe alles zu wünschen übrig. Speziell der „Fliegende Holländer" und wiederholt auch „Lohengrin" erlebten Aufführungen, wie sie an einer Bühne, wie der hiesigen, füglich zu den Unmöglichkeiten gehören sollten. Einen wahren Licht- und Glanzpunkt in der ganzen Spielzeit bedeutete eine „Tristan"-Aufführung unter Leitung von Professor Nikisch und unter gastweiser Mitwirkung von Frau Lilli Lehmann, deren wunderbare Gesangs- und Darstellungskunst noch auf alter Höhe stehen, während das einst so schöne Organ doch schon gelitten hat. In Herrn Urlus stand dieser excellenten Isolde ein wenn auch nicht ganz gleichwertiger, so doch durchaus würdiger Tristan zur Seite; und auch der wohlbewährte Marke des Herrn Schütz war mit allen Ehren zu nennen. Die Professor Nikisch „gut liegende" „Tristan"-Musik übte unter diesem Meisterdirigenten eine wahrhaft berauschende Wirkung aus. Weniger technisch ausgereift, auch durch allerlei stilwidrige Tempozerdehnungen beeinträchtigt war eine gleichfalls von Professor Nikisch geleitete Aufführung der „Götterdämmerung", in der Frau Beuer, unsere einstige Primadonna assoluta, als Brünnhilde mitwirkte. In den „Meistersingern" wechselten die Herren Urlus und Moers als Walther mit gleichem, wenn auch nicht auf die gleichen Ursachen zurückzuführendem Erfolge ab. Das Evchen zählt zu der besten Rolle des Fräulein Seebe. Der Beckmesser hat in Herrn Kunze einen ganz respek-

tablen, obzwar seinen Vorgänger Herrn Greder noch nicht ganz erreichenden neuen Vertreter gefunden; auch Herrn Rapps stimmgewaltiger, aber noch zu wenig feingeschliffener Pogner war neu. Eine bedeutsame, vor allem nach Seite stimmlicher Ausdauer hervorhebenswerte neue Leistung bot Herr Urlus als Jung Siegfried; die Schmiedelieder singt ihm nicht so leicht jemand mit so sieghafter Kraft nach. Mozart war im Spielplan mit 14 Aufführungen vertreten, die sich auf „Don Juan", „Figaros Hochzeit", „Zauberflöte" und „Entführung aus dem Serail" verteilten. Mehr als einmal hatte man dabei Gelegenheit sich zu überzeugen, wie wenig unseren heutigen Sängern Mozart noch mundgerecht ist. Von Marschner gab man nur etliche male den „Hans Heiling" (mit Herrn Schütz in der Titelrolle); des Meisters andere Werke sind ganz von dem Spielplan verschwunden. Daß man den wackeren, in seinen technischen Ansprüchen so bescheidenen Lortzing fleißig kultivierte (man gab: „Undine", „Czaar und Zimmermann", „Waffenschmied", „Wildschütz", „Die beiden Schützen") und daß man damit auch reussierte, ist unter den obwaltenden Umständen nicht weiter verwunderlich. Weber erschien mit „Oberon" und „Freischütz" im Spielplan; die seit Jahren fehlende „Euryanthe" wurde erst zu Beginn der Saison 1903|04 wieder vorgeführt. Oefters war Flotow mit seiner „Martha" vertreten. Sporadisch tauchten Zöllners „Versunkene Glocke", Goldmarks „Heimchen am Herd" (mit Frl. Gardini als reizende Frau Dott), Brülls „Goldenes Kreuz", Humperdincks „Hänsel und Gretel", Beethovens „Fidelio" auf. Von den Franzosen stellten u. a. Auber „Fra Diavolo" und die „Stumme von Portici", Meyerbeer die „Hugenotten" und die „Afrikanerin", Massenet die schon erwähnten zwei Novitäten, Gounod neben „Romeo und Julie" noch „Faust", Maillart „Das Glöckchen des Eremiten" und Adam den „Postillon von Lonjumeau". Von Berlioz s. Z. erfolgreich eingeführten „Trojanern" (I. und II. Teil) ist längst nicht mehr die Rede. Besonderer Gunst bei Direktion und Publikum erfreuten sich auch im letzten Spieljahr wieder „Mignon" (Thomas) und „Carmen". An italienischen Opern gab es u. a. „Aida", „Traviata", „Troubadour", „Rigoletto" und „Maskenball" von Verdi, „Barbier von Sevilla" von Rossini, natürlich auch die veristischen Einakter „Cavalleria rusticana" (Mascagni) und „J Pagliacci" (Leoncavallo). Von den Slaven kam nur Smetana mit seiner „verkauften Braut" zu Worte; sein „Dalibor" vermochte sich hier nicht zu halten.

Ziemlich groß war die Reihe der vorgeführten Gäste. Die bedeutendsten unter ihnen waren die noch von früher in bester Erinnerung stehende Frau Doenges[1] (Elsa, Rezia), Fräulein Destinn aus Berlin und Fräulein Fremstad aus München (als rivalisierende, hinsichtlich der Auffassung grundverschiedene Carmen), die Meistersängerin Frau Lilli

[1] Ist erfreulicherweise inzwischen wieder für die hiesige Oper engagiert worden und hat ihre Tätigkeit bereits aufgenommen.

Lehmann (Isolde, Fidelio), Frau Beuer (Brünnhilde [„Götterdämmerung"]), die eminente Dresdener Koloraturdiva Frau Wedekind (in den drei weiblichen Hauptrollen in „Hoffmanns Erzählungen"), Frau Kernic, Herr Bertram (Holländer, Don Juan). Dazu gesellte sich noch eine stattliche Anzahl zweiter und dritter Größen, mit deren Aufzählung ich den freundlichen Leser nicht ermüden will; in der letzten Zeit ersang sich Fräulein Hübsch (Magdeburg) als Rose Friquet (Glöckchen des Eremiten"), Marie („Waffenschmied"), Anna („Hans Heiling"), Benjamin („Josef in Egypten"), vermöge ihrer Bühnenroutine und musikalischen Geschicklichkeit hübsche Erfolge. Nach einmaligem Gastspiel (anfangs der Spielzeit) wurde Fräulein Eichholz aus Essen als Nachfolgerin von Fräulein Petrini für das Koloraturfach engagiert und führte sich als Rosine („Barbier"), Frau Fluth („Lustige Weiber") als gesangtechnisch gewandt ein, erregte aber durch ihre dünne Stimme und ihre kleine Figur Bedenken. Zwei junge Anfängerinnen, Fräulein Stadtegger aus Graz (Nancy und Azucena) und Fräulein Kurt aus Lübeck (Senta und Elsa) wurden, trotz der ziemlich einhellig ablehnenden Beurteilung seitens der Kritik, engagiert; einen erheblichen Kräftezuwachs für die Oper bedeuten sie nicht.

Von der Operette, deren Tätigkeit regelmäßig zu verfolgen ich nicht in der Lage war, sei nur in Kürze berichtet, daß sie in der abgelaufenen Spielzeit ein paar freundlich aufgenommene Erstaufführungen, darunter den „Kellermeister" von Zeller, herausbrachte und ihr ständiges Repertoire durch Neueinstudierungen der Offenbachiaden „Orpheus in der Unterwelt", „Schöne Helena", und „Pariser Leben", ferner ältere Sachen wie „Fatinitza", Boccacio", „Obersteiger" und „Mikado" (einmal auch in Opernbesetzung mit Nikisch als Dirigenten) erfolgreich zu beleben trachtete.

Das Ballett fand verhältnismäßig wenig Gelegenheit zu selbständigem Hervortreten. Eine Neueinstudierung der „Puppenfee", die es zu einer Reihe von Wiederholungen brachte, zeigte übrigens, daß Herr Ballettmeister Golinelli seiner leichtbeschwingten Schaar ein trefflicher Lehrmeister ist. Daß der akademische Kunsttanz zu gunsten des Charakter- und Volkstanzes einigermaßen zurückgesetzt wurde, ergab sich daraus, daß das Ballett eben fast ausschließlich im Rahmen der Oper Verwendung fand und sich dort natürlich den szenischen Forderungen einzufügen hatte. Den ihm dort gestellten Aufgaben wurde das Ballett zumeist in lobenswerter Weise gerecht.





Das Deutsche Buchgewerbehaus.

Von Arthur Woernlein.

Nach den Plänen des Architekten Emil Hagberg in Berlin-Friedenau wurde in den Jahren 1898 bis 1900 an der Dolzstraße in Leipzig das neue Heim des Deutschen Buchgewerbevereins errichtet und zwar auf dem von der Stadt Leipzig geschenksweise überlassenen Baublock, der auch das Deutsche Buchhändlerhaus trägt. Die Wahlverwandtschaft der beiden Gebäude, die eine geistige Einheit bilden, kommt schon äußerlich dadurch zum Ausdruck, daß sie in dem gleichen Stil, deutsche Frührenaissance, ausgeführt sind.

Der Grundriß des Deutschen Buchgewerbehauses ist ein fast quadratisches Viereck, das in der Mitte einen geräumigen Lichthof umschließt und nach dem Westen in einen weit ausspringenden Anbau, die Gutenberghalle, ausläuft. Der Anbau und die Hauptfassade sind die Träger der mannigfaltigen architektonischen Gliederung und des reichsten ornamentalen Schmuckes.

Von der zweiarmigen, von wappenhaltenden Löwen flankierten Treppe gelangt man durch das Hauptportal in das Vestibül des I. Geschosses, das zunächst die ständige buchgewerbliche Maschinenausstellung enthält, in der die größten und angesehensten Fabriken ihre Erzeugnisse ausgestellt haben, die jederzeit im Betriebe vorgeführt werden können. Der sonst noch verfügbare Raum des I. Geschosses wird neben der Jahresausstellung von Neuheiten des Verlages abwechselnd zu sonstigen größeren und kleineren Ausstellungen benutzt.

Die Haupttreppe, deren schönes schmiedeeisernes Gitter besonders in die Augen fällt, führt uns in das II. Geschoß, in dem vor allem der Ehrensaal des Hauses liegt die durch zwei Stockwerke hindurch-

gehende mächtige Gutenberghalle. Daneben erstrecken sich die Geschäftszimmer von etwa 20 buchgewerblichen Vereinigungen Deutschlands, Sachsens und Leipzigs, die hier gemeinsam eine feste und dauernde Heimat gefunden haben.

Die innere Ausgestaltung der Gutenberghalle rührt von dem Leipziger Architekten Baurat Bruno Eelbo her. Eine durch kräftige Gurtbogen gegliederte gewölbte Decke überspannt den 320 qm. großen Saal, mit reich geschnitztem Holzwerk verkleidet und beiderseits von einer Säulengalerie getragen. Die an byzantinische Motive anklingende Ornamentik ist in lebhaften Farben und Gold gehalten, während der Grundton der Holzvertäfelung ein feines bräunliches Grün ist. Auch der untere Teil der Wände trägt Holzverkleidung, an der namentlich die geschnitzten Charakterköpfe allerliebster Druckerjungen auffallen. An der dem Eingang gegenüber liegenden Schmalseite hat in den Wandnischen das dreiteilige Ehrendenkmal der größten Erfinder auf dem Gebiete der graphischen Künste Platz gefunden. Gutenberg in ganzer Figur von Adolf Lehnert in Leipzig nimmt die Mitte ein, zu beiden Seiten stehen die Hermen des Erfinders der Lithographie und der Schnellpresse, beide von Prof. Karl Seffner in Leipzig. An den Längswänden sind die Marmorbüsten Kaiser Wilhelms II. von Walter Schott, ein Geschenk Sr. Majestät selbst, und König Alberts von Sachsen, des einstigen hohen Protektors des Buchgewerbevereins, von Prof. Karl Seffner, ein Geschenk des Börsenvereins, aufgestellt. Die farbigen Glasfenster der Halle sind mit den Wappen der buchgewerblichen Vororte der verschiedenen Perioden und mit zehn Bildnissen kunstsinniger Fürsten geschmückt.

Die bildliche Ausschmückung des Raumes wurde dem bekannten Dresdner Maler Sascha Schneider übertragen, dem das große Hauptbild über dem Gutenbergdenkmal, sowie die vier kleineren Gemälde an den Wandpfeilern ihre Entstehung verdanken. Als Thema für das Hauptbild wählte der Künstler „Baldurs Sieg über die Mächte der Finsternis". Wie der Frühling uns vom Winter und seinen Gewalten befreit, so drang durch die Erfindung der Buchdruckerkunst Licht und Freiheit in die Nacht des Mittelalters hinein, brach ein neuer Frühling für die geistige Entwicklung der Völker an. Über der mittelsten Wandnische erhebt sich ein thronartiger Aufbau, auf welchem in gebückter Haltung eine Greisin von erdgrauer Hautfarbe sitzt, den Unter-

körper in ein grünes Gewand gehüllt: Erda, die Urmutter alles Seins. Mit erhobenem Arm trägt sie ein Stück Erdreich, dem buntfarbige Blumen entsprießen. Dieser Blütenpracht entsteigt triumphierend die strahlende Jünglingsgestalt Baldurs, des Sonnen- und Frühlingsgottes. Unverhüllt, von einem gelben Gewand nur leicht umweht, schwebt er aufwärts blickend mit erhobenem Arm zum Licht empor. In seligem Staunen begrüßt ihn auf grünender Flur ein junges Menschenpaar.



Buchgewerbehaus.

Von dem dunklen Hintergrunde aber heben sich nebelhaft, drohenden Gewitterwolken gleich, die mächtigen Gestalten der bezwungenen Winterriesen ab, die zu neuem Kampfe sich rüsten.

Unter diesem, das obere Bogenfeld ausfüllenden Bilde ist eine zweite, gesonderte Szenerie angeordnet, die in unterirdischen Höhlen und Gemächern gedacht und durch den Thron der Erda wiederum in zwei Hälften geteilt ist. Links bewegt sich ein seltsamer Zug aus dem Bilde heraus — überwundene lichtscheue Gestalten, die Baldurs Macht weichen. Ein rüsseltragendes phantastisches Ungeheuer; ein rotgekleidetes

junges Weib mit reichem Diadem, ein blutrotes Herz in der Linken tragend, als Sinnbild von Zauberei und Aberglauben. Daneben ein zwergenhafter König mit Kette und Krone, auf der ein Totenkopf zu sehen ist, als Repräsentant altersschwacher, absterbender Herrschergewalt. Ihm voran schreiten der Eisriese im wallenden weißen Gewand, langem weißen Haar und Bart und ein nackter Waldriese von grünlicher Körperfarbe, der einen Baumstamm schultert. Sodann ein finsterer, fanatischer Priester in violettem Talar mit reicher goldener Stickerei, um die hemmende Macht kirchlicher Vorurteile anzudeuten. Endlich allein voranschreitend ein bärtiger Hüne, in welchem das Sklaventum mit seiner rohen Unkultur und seinem brutalen Absolutismus verkörpert erscheint.

Auf der rechten Seite der untern Szene herrscht Ruhe und Schweigen. Nicht feindliche Mächte sind es, die man hier erblickt, sondern überlebte, eingeschlafene: die mittelalterliche Weltanschauung, die vor dem neuen Geistesleben in das Nichts versank. Aus dumpfem Banne sich heraussehnende Gestalten drängen sich im Hintergrunde, undeutlich zumeist und verschwommen. Nur ein prachtvolles jugendliches Paar hebt sich gesondert von ihnen hervor. Ganz rechts blickt aus dem Hintergrunde ein gewaltiges gehörntes Ungeheuer heraus, eine Andeutung mittelalterlichen Teufelwahns. Die meisterhaft komponierte Gruppe im Vordergrunde besteht aus drei Figuren, die in stumpfem, teilnahmslosen Dahinbrüten vereint sind. Ein schlafend ausgestrecktes Weib, mit Rosen im Haar, ist die Minne. Mit dem Rittertum, das der zu Boden gesunkene, halb entwappnete Ritter bedeutet, ist auch sie entschwunden. Hinter beiden hockt ein weißbärtiger Greis über kostbaren, aber nutzlosen Schätzen.

Dem Ideenkreis des Hauptbildes trefflich angefügt sind die vier Bilder an den Wandpfeilern. Die verschiedenen Richtungen menschlicher Geistestätigkeit sind hier durch das gute und böse Prinzip im Wissen (Wotan und Loki) durch Wahrheit und Poesie versinnbildlicht.

Wotan, ein ehrfurchtgebietender Greis mit mächtigen Gliedern, auf den Schultern zwei Raben tragend, steht ernst vor einem Obelisken von rotem Marmor, in welchen er Runen ritzt. Ihm gegenüber schwebt Loki durch feurige Lohe, rothaarig, mit satanischem Lächeln und verschränkten Armen — ein Bild der Klugheit, die das Böse will.

Die Wahrheit ist ein strenges Weib mit phantastischer Krone, eine

brennende Fackel in der Rechten haltend, von einem violetten Gewand nur wenig verhüllt. Ruhig und gebieterisch, ganz en face gesehen, steht sie vor ihrem Thron.

Die Poesie endlich tritt uns als eine von blaugrünen Schleiern leicht umwobene Mädchengestalt entgegen, die auf einer Muschel traumverloren durch den tiefblauen Sternhimmel dahin schwebt.

Neben der Gutenberghalle liegt das Sachsenzimmer, so genannt,



Gutenberghalle.

weil seine gesamte innere Ausstattung — die ebenfalls von Baurat Bruno Eelbo entworfen ist — von den sächsischen Buchdruckern gestiftet wurde.

Vom Sachsenzimmer aus die Haupttreppe aufsteigend gelangt man zu dem im III. Geschoß gelegenen Lese- und Zeichensaal, der dazu dient, die Sammlungen des Vereins an Ort und Stelle zu benutzen. Die Bibliothek, deren Grundstock die im Jahre 1884 vom Königlich Sächsischen Staate angekaufte Klemmsche Sammlung und dem Deutschen Buchgewerbeverein zur Verwaltung anvertraute Königliche Biblio-

graphische Sammlung mit zahlreichen Inkunabeln und älteren Druckwerken bildet, umfaßt etwa 13000 Bände, ferner 2500 Originalblätter und etwa 16000 Blätter Nachbildungen. An den Lese- und Zeichensaal schließt sich das Buchgewerbemuseum, in dem neben einer ständigen Ausstellung von Inkunabeln und Druckwerken (42zeilige Bibel von Gutenberg. Mainz 1450—1455, Drucke von Fust, Schöffer u. a.) in regelmäßigem Wechsel instruktiv zusammengestellte Gruppen aus den Beständen des Museums vorgeführt, sowie Sonderausstellungen einzelner Künstler und Firmen gezeigt werden. Vom Buchgewerbemuseum aus gelangt man in die ständige buchgewerbliche Ausstellung, in der buchgewerbliche Firmen den Fachgenossen und dem großen Publikum ihre Erzeugnisse dauernd vorführen.

Das IV. Geschoß enthält den Bücherraum, das Vereinszimmer der Typographischen Gesellschaft in Leipzig, während die übrigen Räume späterhin zu einem kunsthistorischen Museum ausgestattet werden sollen.

Das Deutsche Buchgewerbehaus ist somit nach seiner ganzen Einrichtung und Bestimmung ein kraftvoller Mittelpunkt des Deutschen Buchgewerbes, in dem sich Technik und Kunst vereint zusammenfinden und der technischen und künstlerischen Förderung des gesamten Buchgewerbes eine eifrige Pflege zuteil wird. Leipzig aber, das ja durch jahrhundertlange Tradition der Mittelpunkt des Buchgewerbes ist, besitzt in dem Deutschen Buchgewerbehaus ein Gebäude, auf das es mit berechtigtem Stolze blicken darf.

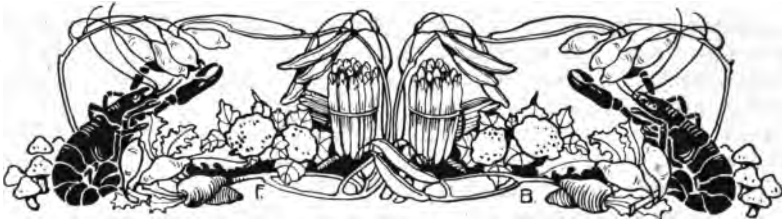


Studentenregel!

(Aus dem Frühstücksbuche.)

Bei Vogelsang und Sonnenschein
Geh niemals ins Kolleg hinein.
Wenn's aber draußen stürmt und schneit,
Sei allzeit dir der Weg zu weit.
Nur wenn du mal Moralschen hast,
Zur alma mater komm als Gast.
Und wenn der Auditorien Zahl
Dir dann bereitet schwere Qual,
Wirst du beherzigen, sollt ich meinen:
Der Frühstücksräume gibt's nur einen!

Quidam.



Leipziger Allerlei.

Zwei Begegnungen mit Robert Schumann.

Während meines Aufenthaltes in Leipzig (1851 bis 1857) verkehrte ich viel in musikalischen Kreisen. Zweimal wurde mir dabei Gelegenheit geboten, mit Robert Schumann zusammen zu sein.

Am 15. März 1852, an demselben Tage, wo am Nachmittag Franz Liszt einem kleinen Kreise von Bekannten, zu dem ich auch gehörte, (bei Bartholf Senff) einige neue Kompositionen vorgespielt hatte, lernte ich am Abend Schumann, zugleich mit seiner Gattin, kennen. Es war bei einer Soiree, im Hause des um die Pflege der Tonkunst hochverdienten Prof. Moscheles; desselben Meisters, dessen Klavierspiel einst (1819) in Karlsbad einen so tiefen Eindruck auf den neunjährigen Knaben Robert gemacht hatte. In Leipzig gab es damals wohl kaum eine Familie, die sich hinsichtlich ihres musikalischen Lebens mit der Familie Moscheles hätte vergleichen können. Dem berühmten Lehrer stand die geistvolle und liebenswürdige Gattin zur Seite. Jeder hervorragende und talentvolle Musiker fand hier die entgegenkommendste Aufnahme. Ich hatte auch das Glück hier zu verkehren und darf sagen, daß ich die meisten musikalischen Berühmtheiten jener Zeit, soweit sie in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre in Leipzig lebten, oder nach Leipzig kamen, dort kennen gelernt habe.

Schumann zeigte sich leider damals — auf einer mit seiner Gattin von Düsseldorf aus nach Leipzig unternommenen mehrwöchigen Reise — schon öfter schwermütigen Stimmungen unterworfen. Sie beeinflußten ihn auch in Gesellschaften zuweilen so stark, daß er anscheinend zerstreut, ja teilnahmlos vor sich hinblickte und nur selten zu kurzen Aeußerungen zu bewegen war. Es war das fast allen bekannt, aber die Hochachtung vor dem Genius des Künstlers war so groß, der Wunsch seiner vielen Verehrer, ihn durch eine Aufmerksamkeit zu erfreuen, so lebhaft, daß man die Gelegenheit seiner Anwesenheit in Leipzig überall mit Eifer ergriff.

An jenem mir so lebhaft in der Erinnerung gebliebenen Abende — Clara Schumann entzückte alle Anwesende durch ihr meisterhaftes Spiel — waren Hausherr und Hausfrau unablässig bemüht, den gefeierten Komponisten zu unterhalten. Rührend war es zu sehen, wie sich die Gattin, die ihn

beständig mit den Blicken verfolgte, Mühe gab, ihn zur Teilnahme anzuregen — leider fast vergebens. Man fand den berühmten Gast in den behaglichen Räumen, mehreren ineinandergehenden Salons, in denen sich eine mäßig große Gesellschaft bewegte, immer wie träumend auf einem der Sessel sitzend, mit gesenkten Blicken und geschlossenen Lippen. Nun setzte sich auch der Herr vom Hause an's Klavier und trug ein paar kleinere, eigene Kompositionen vor. Alle lauschten mit Genuß. Der Gefeierte des Abends aber saß in einem der Nebensalons und — pfiff, — natürlich kaum hörbar — vor sich hin. Fast alle beobachteten ihn und es war kein Wunder, daß die Stimmung der Gesellschaft darunter litt.

In zwei kleineren Räumen war gedeckt worden. Frau Moscheles bot dem schweigsamen Gaste den Arm und führte ihn zu Tische. Gegenüber saßen der Hausherr und Frau Schumann; an der andern Seite der Wirtin saß ich selbst, doch lag anfangs ein leeres Gedeck zwischen uns. Es war für einen auswärtigen Gast bestimmt, der noch nicht erschienen war. So eifrig man auch bemüht war eine allgemeine Unterhaltung herbeizuführen, es schien unmöglich Schumann dafür zu interessieren. Er blickte meist auf seinen Teller und sprach kein Wort. Frau Schumann sah ihn beständig liebevoll an; man konnte fast in ihren Augen die Bitte lesen: „Sprich doch mit!" Nach dem ersten Gange ging Frau Moscheles, die ebenfalls vergeblich bemüht gewesen war, den melancholischen Gast zum Reden zu bringen, auf wenige Augenblicke in's Nebenzimmer. Da, wie aus einem Traum erwachend, sah Schumann plötzlich über den leeren Platz zwischen uns zu mir herüber, deutete mit der Hand auf den leeren Teller neben mir und sagte, ziemlich laut, nur das eine Wort: „Banko!" (Shakespeare, Macbeth). Ich lächelte ihm zu, seine Frau sah ihn mit sichtlicher Befriedigung an. Wenn ich mich aber in späterer Zeit jenes Abends und des einzigen Wortes, das ich den großen Künstler damals habe sprechen hören, erinnerte, war es mir immer, als wenn ein Geisterhauch — eine zerrissene Saite in meinem Herzen nachklänge.

Am 18. März hatte ich in einem Gewandhauskonzert wieder Clara Schumanns Klavierspiel bewundert. Zwei Tage später war ich von befreundeter Seite aus dem Kreise der „Allbummler" gebeten worden, an einer Sitzung im „Hôtel de Bavière" Petersstraße bei „Annanas-Kardinal" zu Ehren Robert Schumanns teilzunehmen. Die „Allbummler" waren eine Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern, die, wenn ich nicht irre, erst kurz zuvor gegründet war. Schumann, der zu aller Freude die Einladung angenommen hatte, erschien pünktlich, anscheinend ganz wohl und ziemlich vergnügt aussehend. Aber auch diesmal verhielt er sich wortkarg und zuweilen zerstreut oder grüblerisch. Zu den Anwesenden, die bemüht waren zur Unterhaltung und Erheiterung beizutragen, gehörte auch der bekannte Humorist Dr. Theodor Drobisch. Er hatte ein paar witzige Toaste ausgebracht; auch das, seiner Ansicht nach, entschwundene goldene Zeitalter der Schriftsteller (wo es noch Austern und Champagner gegeben habe) launig

geschildert. Dagegen hatte sich ein anderer anwesender Schriftsteller, H—mann, durch allerlei satirische Bemerkungen über Musiker und Schriftsteller unnütz gemacht. Der Zufall wollte es, daß ich, der damals einige Fertigkeit im Improvisieren hatte, von einigen Bekannten aufgefordert wurde, dem Störenfried eine Erwiderung zu teil werden zu lassen. Es wurden mir eine Reihe von Worten und Namen zugerufen und ich schloß einen rasch daraus geformten Trinkspruch mit den mir noch im Gedächtnis gebliebenen Endzeilen:

„O weh!! Ein Nörgler, willst Du hier an Allem mäkeln,
Das Schöne als Thersites uns verekeln;
Die Kunst dient nicht der Possenreißerei —
Umsonst in diesem Kreis ist Dein Geschrei! —
Nun denk' ich hältst Du endlich Ruh, Mann —
Es lebe unser Gast — es lebe Schumann!"

Alles stand auf, um mit Schumann anzustoßen. Dieser aber kam auf mich zu und drückte mir unter herzlichem, lautem Lachen die Hand. Nach Aussage vieler Teilnehmer an jener Abendunterhaltung war mir mit meiner anspruchslosen Improvisation etwas gelungen, was seit langer Zeit keinem gelungen sein sollte, nämlich: Schumann lachen zu machen! E. F.



Die falsche Gewandhauskutsche.

Clara Schumann wurde schon als Kind von ihrem Vater Friedrich Wieck in die maßgebenden musikalischen Kreise eingeführt. Zum ersten Male öffentlich trat sie unter seiner Obhut am 20. Oktober 1828 in Leipzig auf. Nachdem sie sich schon vor eingeladenen Gästen in der Blindenanstalt zu Dresden hatte hören lassen, wirkte sie hier in einem Konzert mit, das ein Fräulein Ernestine Perthaler aus Graz in Steiermark gab. Clara spielte zusammen mit Emilie Reinhold vierhändig Kalkbrenners Variationen Opus 94. „Es ging sehr gut, und ich habe nicht gefehlt, fand auch vielen Beifall," schrieb die kaum Zehnjährige in ihr Tagebuch.

Dieses erste öffentliche Auftreten, das im Saale des alten Gewandhauses stattfand, war mit einem kleinen Abenteuer verknüpft, das auch das Tagebuch kurz erwähnt und das die Künstlerin später noch oft erzählte. Einen Hauptreiz bei dem Gedanken, in Leipzig auftreten zu dürfen, übte auf das Kind die schöne „Gewandhauskutsche", in der die Mitwirkenden feierlich abgeholt zu werden pflegten. Als daher am Abend des großen Tages von unten herauf gemeldet wurde, der Wagen für Fräulein Clara sei da, eilte sie in gehobener Stimmung mit dem Diener die Treppe hinab. Aber welche Enttäuschung, als sie statt der schönen wohlbekannten Glaskutsche ein omnibusähnliches Gefährt erblickte, das sie noch dazu mit anderen ihr gänzlich fremden festlich gekleideten jungen Mädchen teilen mußte. Der

Diener setzte sie sorgsam hinein und fort ging's. Aber ihr Erstaunen wuchs, als wenige Straßen weiter der Wagen abermals hielt, nach einigem Warten sich die Tür öffnete, ein neuer geschmückter Gast sich zu ihnen gesellte, und der gleiche Vorgang sich in den folgenden Straßen noch mehrfach wiederholte. Ihr Unbehagen steigerte sich zur Angst, als sie bemerkte, daß der Wagen offenbar in ganz anderer Richtung fuhr, als wo ihr Ziel war. Schließlich faßte sie sich ein Herz und fragte schüchtern die neben ihr sitzende Frau: „Aber hier geht's doch gar nicht ins Gewandhaus?" „Ins Gewandhaus? Nee, mir fahren nach Eutritzsch." Ergeben in ihr Schicksal, fing sie still für sich zu weinen an. Da auf einmal lautes Rufen hinter ihnen — der Wagen hält. Clara wird herausgehoben, und da kommt auch schon die richtige Glaskutsche heran, die sie nun wirklich „ins Gewandhaus" bringt. Die Aufklärung des Irrtums folgte auf dem Fuße nach. Es handelte sich um eine ländliche Ballfestlichkeit, zu der unter anderen auch die Tochter des Hausmanns, die gleichfalls Clara hieß, geladen war, und zu der die Teilnehmerinnen in dem Omnibus abgeholt wurden. Aber wie glimpflich auch der kleine Zwischenfall ablief, die Enttäuschung, dann die Angst, hatte doch die junge Debutantin aus ihrer kindlichen Zuversichtlichkeit aufgeschreckt. In größter Aufregung und unter Tränen betrat sie den Schauplatz, wo sie der Vater schon unruhig erwartete. Aber Vater Wieck entfaltete in diesem kritischen Augenblick sein ganzes pädagogisches Geschick. Wohl wissend, was auf dem Spiele stand, wenn es ihm nicht gelang, seine Tochter vor ihrem Auftreten zu beruhigen, trat er mit einer Zuckerdüte an sie heran und sagte lächelnd: „Ich hatte ja ganz vergessen dir zu sagen, Clärchen, daß man allemal verwechselt wird, wenn man zum erstenmal öffentlich spielt." Das Kind war beruhigt und spielte mit bestem Erfolg. Dr. E. D.



Schmerzhaftes Mißverständnis.

Der später namentlich als Komponist Goethischer Gedichte allgemein bekannt gewordene Tondichter Joh. Friedr. Reichardt, ein Königsberger Kind, reiste 1771 nach Leipzig, um daselbst die Rechte zu studieren. Kaum war der junge Musensohn in Pleiß-Athen angelangt, so begegnete ihm eine lächerliche Geschichte mit einem Markeur. Als er von einem langen, laffenmäßig aussehenden Kellner Kaffee begehrte, fragte dieser mit einer gedehnten, widerlichen Aussprache: „Wollen Sie ihn auch mit Sahne?" Reichardt, der noch an die preußische Benennung „Schmant" gewöhnt war, verstand: „Wollen Sie ihn auch bezahlen?" Diese Unverschämtheit schien dem feurigen Jüngling zu groß; flugs schlug er den langen Laffen hinter die Ohren und sagte: „Willst du Esel einen Fremden, der zum ersten Male herkommt, fragen, ob er auch eine Portion Kaffee bezahlen kann?" Während die alten Universitätskameraden sogleich den Neuling an Sprache und Gebärden erkannten und ihre helle Lust daran hatten, daß er sich auf

solche Art in dem klassisch sprechenden Leipzig eingeführt, stand der arme Kellner vor Schreck ganz erstarrt da. Aber auch die männliche Hebe zog bald wieder die geschwollene Backe zu freudigem Lächeln; denn die Ohrfeige wurde durch Freundlichkeit und eine absichtlich verlorene Partie Billard um einen Taler rasch wieder gut gemacht. Dr. E. D.



Demut.

In die Jahre 1833—45 fällt des Opernkomponisten Albert Lorzing Tätigkeit am Stadttheater zu Leipzig. Liebenswürdig und gutmütig über die Maßen, gern spottend und witzelnd, ohne doch jemand etwas Unangenehmes sagen zu können, jeder Würde abhold, war er für das Amt der Opernregie wenig geeignet; umsomehr fand er durch seine mimische Begabung Anerkennung beim Publikum als Schauspieler. Die Vorstellungen, in denen er mitwirkte, verliefen nicht ohne die lustigsten Zwischenfälle. Eines Abends sollte das Vaudeville: „Der reisende Student oder das Donnerwetter in der Mühle" von Louis Schneider aufgeführt werden. Der Theatervorstand Dr. Demuth hatte bestimmt, daß Lorzing aus dem Liede „Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel" den Vers, der daran erinnert, wie seiner Zeit auch der Rector magnificus der Universität ein flotter Student gewesen sei, weglassen solle. Lorzing fand den Vers ganz harmlos, das Verbot unbegründet und sang ihn. Obwohl die Worte gar nicht besonders auffielen, wurde er doch zu einer Geldbuße von 20 Talern oder drei Tagen Arrest verurteilt, die er auch richtig absaß. Im nächsten Lustspiel empfing das Publikum seinen Liebling mit stürmischem Beifall. Lorzing dankte und sprach: „Ich weiß nicht, bei diesem liebevollen Empfange überfällt mich eine ‚ungeheure Heiterkeit'. Aber mehr zu sagen verbieten mir ‚Demut' und Bescheidenheit." Endloser Beifall erdröhnte nach diesen Worten, der gestrenge Dr. Demuth aber, auf den sich aller Blicke richteten, verschwand flugs aus seiner Loge. Dr. E. D.



Reden ist Silber.

In der ersten Sitzung des Sächsischen Landtages von 1833 ersuchte der Superintendent D. Großmann die Abgeordneten der ersten Kammer bei der Beratung einer Dankadresse an den König „man möge alle unnützen Debatten vermeiden, weil sie dem Lande Geld kosteten; denn jeder Abgeordnete erhalte doch täglich 8 Taler „Auslösung", die Präsidenten täglich 10 Taler, dazu komme noch der Aufwand für die ständische Expedition u. s. w." Leider haben Großmanns Worte keine nachhaltige Wirkung gehabt. Dr. F. G.



Der Völkerschlachtstag in Leipzig nicht gefeiert.

Es scheint uns heute fast unglaublich, daß der 18. Oktober in unsrer Stadt jahrelang durchaus unbeachtet blieb, ja daß jedwede öffentliche Feier überhaupt verboten wurde. Und doch ist es so. In zwei Briefen, die uns vorliegen, heißt es:

Leipzig, d. 3. November 1815 .... Diese Woche ist unsrer Stadt auch ein großes Glück geschehen, unser König war hier und der Jubel deshalb sehr groß. Besondere Festlichkeiten waren nicht veranstaltet, aber das Volk war ganz außer sich, wenn er sich zeigte. Den einen Abend fuhr er ohne alle Begleitung und ohne allen Prunk in den Straßen umher, um sich seinen treuen Untertanen zu zeigen — denn die sehr erbärmliche Illumination konnte unmöglich die Ursache sein. Da war die Menschenmenge und der laute Jubel so arg, wie ich es noch nie in meinem Leben sah. Und doch ist es war, daß der König jede Feier des 18. Oktobers untersagt hatte, daß es mir an jenem Tage vorkam, es herrsche eine ganz ungewöhnlich düstere Stimmung in unsrer Stadt. Gestern ist nun der König wieder fort, da die Kaiserin von Rußland, die zu bewillkommenen er nach hier kam, krank geworden ist und ihre Reise daher nicht fortgesetzt hat. Uebrigens ist es jetzt recht lebhaft in Leipzig, täglich rücken einige Regimenter Russen ein, was sich recht hübsch mit ansehen ließe, wenn die Herren nur nicht auch hungrige Magen mitbrächten.

Leipzig, 19. Oktober 1819 .... Den heutigen Tag werdet ihr bei euch wohl feiern, hier bei uns erinnert sich selten jemand mit Dank zu Gott an den 19. Oktober; öffentlich gefeiert wird er gar nicht. Dr. F. G.



Polenflüchtlinge in Leipzig.

Nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes und der Einnahme von Warschau durch die Russen am 8. September 1831 überfluteten polnische Flüchtlinge das deutsche Vaterland, überall mit überschwänglicher Sentimentalität als „Märtyrer" begrüßt und gefeiert. Auch Leipzigs Bürgerschaft stand völlig unter dem Bann der Zeitströmung. Obgleich diese wenig anmutigen Polen meistens eine so liebevolle Aufnahme kaum verdienten, und die massenhaft gewährten Unterstützungen in Deutschland geradezu als etwas Selbstverständliches hinnahmen, konnte sich das deutsche Gemüt in der feierlichen Einholung dieser fragwürdigen Freiheitshelden kaum genug tun. Die wirklichen Helden lagen auf den Schlachtfeldern von Ostrolenka und vor den Toren Warschaus. Was aber über die Grenze retirierte, hatte meist nur hinter der Front — nicht gefochten aber Reden gehalten und dergleichen gefahrlosen Sport getrieben. Dafür, wie für die ganze Hohlheit der polnischen Bewegung hatten jedoch die guten Deutschen im Jahre 1831 und 1832 keinen Blick.

Ueber Leipzigs Beteiligung an der Aufnahme der polnischen „Märtyrer“ berichtet eine sächsische Zeitschrift im Februar 1832: Leipzig hat sich durch den Empfang der Polen wieder sehr ausgezeichnet. Die Bürgergarde zu Pferde war den wackeren Scharen der Flüchtlinge entgegengezogen. Ueberall wurden sie von Leipzigs Einwohnern gastlich und mit begeistertem Zuruf aufgenommen. In dem für die unglücklichen Polen veranstalteten Konzert waren 1200 Billetts überzeichnet, während der Saal nur 700 Personen faßt. Schriften erschienen, die nur sie zum Gegenstand hatten und auch nur zum besten des Polenkomitees verkauft wurden. Bei Erwähnung des Gedichtes „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“, das Julius Mosen zu dieser Leipziger Feier am 3. Januar 1832 dichtete, wird bemerkt, einer der wenigen Ueberlebenden jenes Regimentes sei ein Sachse gewesen.

Ueber die Begeisterung des sächsischen Volkes für den polnischen Aufstand findet man in einer Anfang 1832 in Paris erschienenen Schrift von Xaver Bronikowsky „Meine Auswanderung von Warschau bis Dresden“ die abenteuerliche Mitteilung: „es seien in Dresden für Polens Sieg öffentliche Gebete geschehen und in Leipzig habe man nach jedem Siege der Polen eine Freiheitsfahne (!), nach jedem Unfall ein Trauerzeichen auf dem (!) Turme ausgesteckt.“ Eine sächsische Wochenschrift aus jener Zeit erklärt beide Angaben für erfunden. Was hat sich Herr Bronikowsky auch wohl unter einer „Freiheitsfahne“ vorgestellt? Dr. F. G.



Auch ein Urteil über Goethe.

Der „Sachsenfreund“, eine in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts viel gelesene Monatsschrift enthält im Oktoberheft 1832 folgende seltsame „Stimme über Goethe“. Aus Weimar schreibt ein Anonymus:

„Unser Goethe ist vergessen, wie zu erwarten war. Zu erwarten nicht der Unempfänglichkeit halber, welche die Weimaraner für achtbare Erscheinungen hätten, sondern seiner eigenen Individualität wegen. Der Mensch fühlt sich nur vom Menschlichen angezogen, so lange er es hat, und sieht ihm trauernd nach, wenn's ihm entrissen wird. Menschliches aber hatte Goethe nicht, wie alle wissen, die ihn näher kannten und nicht, wie eine handvoll hiesiger Goethomanen mit Blindheit über ihn geschlagen sind. Er fühlte und litt mit keinem menschlichen Wesen außer ihm, und die großen Interessen der Menschheit waren ihm völlig fremd, insofern nicht etwa im Gefolge derselben die aristokratischen Gesellschaftsverhältnisse bedroht waren, an denen sein Herz hing. Er war eine in sich abgeschlossene Marmorstatue, in welcher nur das große Talent wohnte, die Welterscheinungen, die sich an und in ihr abspiegelten, mit der objektivischen Anschaulichkeit und Vollendung wiederzugeben. Einen Eindruck brachten sie aber nicht auf ihn hervor. Denn dazu gehört das Medium des Gemüts,

und das hatte Goethe nicht. Darum kamen seine Ansichten und Maximen, wenn sie ihm einmal über die weniger bewachte Lippe fuhren, dem gemütvollen Menschen fast schauerlich vor, und man hatte Mühe, sich von der ihm innewohnenden Selbstsucht und Härte einen angemessenen Begriff zu machen. Nie tat er einem wohl, der ihm nicht persönlich dienstfertig dafür wurde, und Wohltaten wußte er seinen größten Gönnern nicht Dank. Das Testament, das er hinterließ, zeugt für jenes, und der Mann der fast ohne alle unmittelbar geleisteten Dienste Weimar in mehr als 50 Jahren Hunderttausende kostete, vermachte den Armen oder irgend einem milden Institute bei seinem Tode — nicht einen Heller. Seine Werke — nun ja, sie werden ihn überleben, nämlich die 6 bis 8 Bände, in die eine kritische Hand einmal die Weizenkörner sammelt, welche in 40 und mehr Bänden voll Spreu enthalten sind. Diese Spreu wird aber vergessen werden. Die Nemesis wird auch hier ihr Amt verwalten, wie sie es in Hinsicht seiner häuslichen Verhältnisse tat."

Schade, daß der Verfasser dieses freundlichen Nachrufes keinen Blick mehr tun kann in unsere Goetheliteratur, um aus ihr zu erfahren, wie die von ihm so voreilig zitierte „Nemesis ihr Amt verwaltet hat".

Dr. F. G.



Schicksal und Ende zweier Leipziger Freikorps 1848.

Jede Stadt, jedes Land, wo im „tollen Jahr" die Revolution von neuem aufloderte, war der Anziehungs- und Sammelpunkt für allerhand Freischaren, in denen abenteuerlustige Elemente für ihren Tatendrang Befriedigung suchten. Zumal als kurz vor dem Waffenstillstand vor Malmö die Freikorps in Schleswig-Holstein aufgelöst wurden, warteten viele unruhige Geister auf neue Betätigung. Der badische Aufstand wie die siegreiche Revolution in Wien im Herbst 1848 gaben das Signal zu flammenden Aufrufen, „den bedrängten deutschen Brüdern durch Bildung von Freikorps Succurs zu senden". So auch in Leipzig. Ein gewisser Zobel erbot sich am 20. Oktober in Leipziger Blättern, wenn die nötigen Mittel zusammenkämen, entweder allein nach Wien zu ziehen, oder ein Freikorps dahin zu führen; als ehemaliger Offizier im von der Tannschen Freikorps habe er Gelegenheit gehabt, das „Kriegswesen praktisch kennen zu lernen". (Spuren irgend welcher kriegerischer Tätigkeit Zobels finden sich in den Annalen der schleswig-holsteinischen Feldzüge nicht.) Zobels Idee scheint in Leipzig wenig Anklang gefunden zu haben. Es meldeten sich allerdings etwa hundert Leute, aber das Geld reichte nach Zobels eigener Erklärung höchstens zu den Reisekosten für zwei bis drei Mann. Nachdem Zobel noch einmal öffentlich um das Reisegeld gebeten hatte, damit das Korps am Sonntag, den 29. Oktober mit dem zweiten Bahnzuge nach Wien abfahren könnte, und trotzdem nichts einkam, entschloß er sich, mit seiner aus 55 Mann — meistens Fremde, wie es in den Leipziger Blättern heißt — bestehenden

Freischar an diesem Tage zu Fuß nach Wien auszurücken. Es war längst zu spät für ein derartiges Unternehmen, denn schon am 1. November zog Fürst Windischgrätz in Wien ein. Einige Tage später wurde Robert Blum, Leipzigs Vertreter im Frankfurter Parlamente, auf der Brigittenau erschossen.

Das Freikorps scheint sich schlecht und recht in südöstlicher Richtung durchgefochten zu haben, d. h. nicht mit den Waffen, sondern in der löblichen Art von reisenden Handwerksburschen. Zobel berichtet in einem Briefe vom 13. November aus Breslau etwas kleinlaut über die einzelnen Wegstationen seines unblutigen Kriegszuges. Man ließ sich unterwegs von den „Vaterlands- und Demokratenvereinen" freihalten und sprach allerorts um milde Gaben an, meist ohne Erfolg. Hie und da werden ein paar „patriotische" Taler gespendet, im allgemeinen murrt man über die geringe Opferwilligkeit. In Liegnitz machte das Militär dem Einzug der — übrigens gänzlich unbewaffneten — Freischärler Schwierigkeiten, doch konnte man sich unter den Schutz der Bürgerwehr retten. Mit einer Wegzehrung von 15 Talern und etwas Brot und Butter langte man in Breslau an. Hier stellte sich Zobel mit seinen Kriegshelden dem Obmann des Demokratenvereins und der Bürgerwehr zur Verfügung, ein Anerbieten, welches enthusiastisch angenommen wurde, „da jeden Augenblick der Aufstand von ganz Schlesien erwartet wurde". Die Leipziger Freischärler wurden der Breslauer Bürgerwehr eingereiht, bewaffnet und eingekleidet, und erhielten zunächst 30 Taler als Handgeld. Da an einem der nächsten Tage bereits über Breslau der Belagerungszustand verhängt wurde, und die erwartete Revolution ausblieb, so ist dieser abenteuerliche Leipziger Freischarenzug gänzlich im Sande verlaufen. Wo die Leute schließlich geblieben sind, läßt sich wohl schwer feststellen. Wahrscheinlich haben sie sich nach und nach verkrümelt. —

Als in Berlin unter dem neuen Ministerium Brandenburg die Nationalversammlung vertagt und der Herrschaft der Revolution durch das Einrücken der preußischen Truppen unter Wrangel am 10. November ein Ende gemacht wurde, regte sich das Bewaffnungsfieber und der Drang, Freikorps zum Schutze der „bedrohten Volksfreiheit" zu bilden, wie anderswo so auch in Leipzig von neuem. In Volksversammlungen wurde die Ausrüstung einer Freischar und ein allgemeiner Zug nach Berlin vorgeschlagen, auch die Provinz Sachsen wollte mitmachen, aus Halle und Halberstadt wollte der Landsturm gegen die „Herren Brandenburg und Wrangel" ins Feld rücken u. s. w. Am 15. November erschien ein Aufruf, die „große heilige Sache Berlins" energisch zu unterstützen. Durch Studenten wurde eine Hauskollekte veranstaltet. „Geld — Waffen — Kleider" verlangten die Vereinsausschüsse. Freiwillige sollten sich bei Dürr in der Burgstraße melden. „Das Einexerzieren hat begonnen", hieß es in einer Bekanntmachung. Am 16. November teilten die Leipziger Blätter mit, es seien bereits 400 Freischärler und 300 Taler beisammen. Durch

die Drohung „die Namen derer, die gegeben, sowie derer, die nicht gegeben haben, werden später veröffentlicht werden", suchte man einen sanften Druck auszuüben. Im Inseratenteil erschien eine Anzeige der Gewehrfabrik von Moritz und Sohn in der Colonnadenstraße, worin sie Scheibenbüchsen und Bajonettflinten zu billigen Preisen empfahl. Eine fieberhafte Kriegsstimmung scheint geherrscht zu haben. Am 15. November hatte man sich bereits in Berlin auf die Ankunft einer Freischar von 5000 Mann aus Leipzig und Dresden auf dem Anhalter Bahnhof gerüstet — so sehr wuchsen die Zahlen im Quadrat der Entfernung. Da fand dieses Kriegsspiel ein plötzliches Ende. Das tägliche Exerzieren des Freikorps mochte die Behörden ängstlich gemacht haben, vielleicht befürchtete man auch weitere Verwicklungen mit Preußen. Genug eine Bekanntmachung des Leipziger Rates und des Polizeiamtes untersagte am 17. November nicht nur dieses Exerzieren, sondern das Waffentragen überhaupt. Trotz eines Protestes des Freischarenkomitees, der mittags fast gleichzeitig mit der Verordnung der Behörden an den Straßenecken angeheftet wurde, fand die Entwaffnung des Freikorps am Nachmittage statt. Da man deshalb Demonstrationen befürchtete, wurde um dieselbe Stunde in Leipzigs Straßen Generalmarsch geschlagen. Zu Ruhestörungen ist es aber nicht gekommen. Eine Vermahnung der „vereinigten Ausschüsse für die Berliner Angelegenheiten" am folgenden Tage, worin mit einer etwas seltsamen Logik erklärt wurde, die Freischaren fingen erst jenseits der sächsischen Grenze an, überhaupt zu existieren, in Leipzig würden sie nur vorbereitet, und sie seien bestimmt, die Selbständigkeit des preußischen Staates gegen die hochverräterischen Umtriebe des Ministeriums Brandenburg zu verteidigen, blieb ohne Erfolg. Ein Erlaß des sächsischen Ministeriums des Innern verbot die Bildung von Freikorps, die nach Berlin bestimmt seien, und wies darauf hin, daß die preußische Regierung „den Einzug solcher Freischaren in das preußische Gebiet mit Waffengewalt verhindern werde". Ein Leipziger Blatt aber spottet über das Aufgebot von Militär bei diesem Anlaß und über den Generalmarsch, der nicht nur die Garden, sondern auch die Massen auf die Straßen rufe. Höchst überflüssig sei es auch, daß ganze Kompagnien Bajonettangriffe auf 10—12 Leute machten, die im Grunde nur freie Passage wollten; „das könne nur in Leipzig vorkommen". Nun, das ist auch anderswo vorgekommen. So aber endete der zweite Leipziger Freischarenzug.

Dr. F. G.





Aus der Mappe eines alten Schulmannes.

Ernst ist das Leben — auch drin in der Schulstube, wo Gevatterin „Zucht" die losen, unruhigen Geister bindet und Meister „Verstand" in den Fragen und Antworten unausgesetzt seinen Tribut zahlen muß; aber manchmal wird's auch heiter hinten auf den Bänklein, so heiter, daß dann selbst vorn am Katheder über ein Gesicht herzliches Lächeln zieht. Nur zu oft fällt nämlich ein Körnlein jener zauberhaften Würze hinein in den sonst so gleichmäßigen Verlauf — unverfälschter, kindlicher Humor, der über ein gut Stück Langeweile hinweghilft und Frohsinn weckt, oftmals weit hinaus über die abgegrenzten Pforten des Schulhauses. Möchten auch dich, lieber Leser, die folgenden, kurzen Aufzeichnungen erquicken!

Adam und Eva sind aus dem Paradiese verstoßen! Bange haben die Kinder aus des Lehrers Munde die Erzählung vernommen. Schon wird das Bild umhergezeigt, auf dem die Schuldigen wehmütig das dornenbesäte Feld betreten. Ihr hartes Schicksal erregt allenthalben Mitleid. Nur der kleine Karl hebt mit weiser, aber kalter Richtermiene also an: „Da stieh'n se nu un heil'n! — — Hätt'n se de Aeppel nich' gefress'n!"

Es ist Rechenstunde! Mit fieberhafter Schnelligkeit rechnen die Kinder die leichten Wiederholungsaufgaben im Kopfe, und bald klingen im wilden Geschrei die Lösungen bunt durcheinander. „Erst hübsch artig die Hand heben und warten, bis ihr gefragt werdet!" gebietet der Lehrer sehr ernst. Ein kleiner Schüler sitzt jedoch derartig schweigsam da, daß sich der Lehrer berufen fühlt, ihn auch einmal nach der Lösung zu fragen. Doch was hört er? „Ich hab' doch die Hand gar nicht gehoben!"

„Der fromme Knecht Elieser mußte nach Haran ziehen, um Isaak eine fromme Frau zu holen." Das hören die Kinder gern. Noch viel interessanter ist ihnen die Reiseausrüstung des Knechtes: 10 Kamele, goldene Ketten, Armringe ....! „Warum nimmt Elieser soviel Lasttiere mit? Genügten nicht zwei?" — — „Nee! Se wollt'n gleich de Möbel mit rüberschaffen!"

Sonderbar! Daß doch die Kleinen die Abbildung vom „Esel" so gern sehen, jenes Symbol der Trägheit und Dummheit. Und wie sie sich freuen, daß Freund „Grauschimmel" schwere Säcke zur Mühle schleppen muß! — Von der Mühle verstehen allerdings die Großstadtkinder nicht viel. „Wohin gehen die Esel mit den Säcken?" Bei dieser Frage deutet der Lehrer mit dem Stocke auf die Mühle im Hintergrunde, an deren Giebel sich ein großes Wasserrad dreht. Der kleine Fritz Eisner blickt nachdenklich auf das Rad. — Er zeigt die Hand! „Nun, Eisner! Wohin gehen die Esel?"

„Die E-sel, die ge-hen in das Rad(t)-haus!"

In der Schulstube ist heute ein übler Geruch zu verspüren, zum Erbrechen übel. Der Lehrer lüftet, geht prüfend langsam und still durch die Bankreihen, ruft sogar seine Kollegen in das verpestete Zimmer — doch ohne Erfolg. Sie rümpfen die Nase, er noch mehr; niemand weiß, was los ist.

Die Schule ist aus. Da — vor dem Schlußgebete ist es gerade — tritt Mariechen Reimann vor an das Pult: „Einen schönen Gruß von meinem Papa, und ob Sie nicht wüßten, was das für ein giftiger Pilz wäre!"

Sie legt eine — — — Stinkmorchel auf das Pult.

Der Herr Kantor ist beflissen, den Kleinen die Hochzeit zu Kana zu veranschaulichen. Diese gestehen ihm denn auch mit hoher Freude, daß sie an solchen Festlichkeiten schon oft teilgenommen. „Nun, wie geht es denn auf einer solchen Hochzeit zu?" fragt er die Kinder und erwartet eine lebhafte Schilderung des Hochzeitsfestes. Der kleine Franz Greiflich faßt jedoch alles zusammen in das kurze Wort: „Herr Kantor, da sein se alle beschmort!"

Vor den Kleinen hängt eine Abbildung vom Felde. Ein Landmann steht hinter dem mit zwei starken Pferden bespannten Pfluge. Kräftig schwingt er die Peitsche auf die beiden Zugtiere. „Wie heißt der Mann, der so fleißig arbeitet draußen auf dem Felde?" — — „Das ist der .... Feldwebel!"

Heute ist der zweite Schultag, aber die ABC Schützen sind schon tief in die Wissenschaft eingedrungen; sie haben dem Lehrer schon ihre — — Namen gesagt. Nun heißt es fein Auskunft geben über den Beruf der Eltern. Der Beherzteste unter allen Knaben ist Erich Fellbaum; er muß zuerst Aufschluß geben. „Höre Fellbaum, was ist denn dein Vater?" Der kleine Held schweigt. „Aber, du mußt doch wissen, was dein Vater ist!" ermutigt ihn der Magister. „Nee, das weeß ich nich! Mei Vater, der ißt egal e'was andersch!"

Der Vater eines andern Knaben ist Feuermann in einer großen Papierfabrik. Auch an ihn kommt die Reihe. „Was ist dein Vater, Kästner?" Prompt erfolgt die Antwort: „Mein Vater, der läßt's um zwölfe tut'n!" (Dampfpfeife ertönen).

Ein Lehrer ist auf dem Wege, sich den „Spitzen" seiner zukünftigen Schulgemeinde vorzustellen. Auf der Straße erblickt er einen kleinen Buben, an den er sich also wendet: „Sage mir, mein guter Junge, weißt du vielleicht, wo Herr Baumeister N. N. wohnt?"

„Ja, das weeß iche! — 'ch gann glei e mal mitgomm!" — „Ei schön, mein Junge! Da bin ich dir sehr dankbar. — — — Aber sage, mein Junge: Hast du denn heute keine Schule?" — „Nee! Mir ham jetzt kee'n Lehrer; mir krieg'n erscht ee'n ganz nein!" „So? Hast du ihn denn schon einmal gesehen?" — „Nee, noch niche! ..... Ich bin neigierig, was das für e Kerl is!"

Der Lehrer freut sich, heute wieder eine herrliche Wundertat Jesu, eine Krankenheilung, besprechen zu können. Um das Verständnis für eine solche Tat anzubahnen, glaubt er von der Praxis des Arztes ausgehen zu müssen. „Sage einmal, Fritz Pfefferkorn, wer wird denn gerufen, wenn bei euch zu Hause jemand krank ist?" — — „Da holt jemand die — — — Hebamme!"

Weihnachten naht! Mit Staunen hören die Kleinen zum ersten Male die liebliche Weihnachtserzählung. Wundersam! daß die Hirten in der Nacht auf dem Felde geschlafen haben. Aber der Herr Lehrer benimmt den Kindern durch eine stimmungsvolle Schilderung des nächtlichen Hirtenlebens das unangebrachte Mitleid. „Abends, wenn es langsam finster wurde, dann setzten sich die Hirten recht gemütlich im Kreise herum. .... Und, was taten sie dann wohl?" Gretchen Stünzner, das drollige Gastwirtstöchterchen, hebt die Hand: „Sie spielten ein bißchen Skat!"

Ein kleiner Schüler war gestorben. Der Klassenlehrer teilte es den andern Knaben mit und bemerkte, der kleine Kurt Sendler sei nun im Himmel. „Wer von Euch möchte auch wohl in den Himmel?" fragte er. Eine Reihe Finger kam, darunter der des kleinen Müntzner, dessen dürftiges Aussehen den gutmütigen Lehrer schon oft bekümmert hatte. „Warum denn?" fragte er ihn. „Da hätte ich keinen Hunger mehr!" lautete die vielsagende Antwort.

In der Religionsstunde sollen heute die Kinder zu der Erkenntnis kommen, wie in der Aufeinanderfolge der Schöpfungstage sich Gottes Allweisheit offenbart. „Warum hat denn Gott zuerst die Pflanzen und dann die Tiere geschaffen?" lautet mitten in der andächtigen Besprechung eine Frage. Endlich, nach langer Pause erschallt die Antwort: „Weil die schwerer zu machen gehn!"

Eben ist der gestrenge Herr Direktor ins Schulzimmer getreten. Er prüft die fünf Hauptstücke. „Aber höre, mein Kind, der erste Artikel, von der Schöpfung, ging noch recht holperig. Sage gleich noch die Erklärung!" — — „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, samt allen Grenadieren!" (Kreaturen).

Ehe der Herr Lehrer im Unterrichte etwas Neues vornimmt, sagt er meist: „Wir können nicht weitergehen, bis es Fritzsche verstanden hat!" — Nach dem Examen nun hält der Herr Schuldirektor an die Kinder jener Klasse noch eine feierliche Ansprache und sagt: „Aber auf wen kommt doch zuletzt alles an?" Flink hebt der kleine Hans Schmalfuß den Finger und schreit durch den Saal: „Auf Fritzsche!" B. B.



Die schlimmen Zwei.

Nicht nur der holden Musen Schar
Erfreut sich der Poet —
Ein schauerlich Altweiberpaar
Umwirbt ihn, wo er steht!

Die eine dem romantschen Herrn
Der Dichtkunst sich gesellt,
Wogegen sich die andre gern
Zum Realisten hält.

„Verstiegenheit" — „Alltäglichkeit",
So nennen sich die Zwei.
Und wo sie nahn, zur selben Zeit
Ist's mit der Kunst vorbei.

Um beide ist was Klägliches,
Ich halt sie mir vom Leib —
Doch eh'r noch ein „alltägliches"
Als ein „verstiegnes" Weib!

Georg Bötticher.



Aphorismen über Musik.

Der Gesang ist die in höchster Leidenschaft erregte Rede: die Musik ist die Sprache der Leidenschaft.

Rich. Wagner, Das Judentum in der Musik.

Die einzige Form der Musik ist die Melodie; ohne Melodie ist die Musik gar nicht denkbar, und Musik und Melodie sind durchaus untrennbar.

Rich. Wagner, Zukunftsmusik.

Das älteste, echteste und schönste Organ der Musik, das Organ, dem unsere Musik allein ihr Dasein verdankt, ist die menschliche Stimme.

Rich. Wagner, Oper und Drama.



Otto Greiner, Sirenenkopf.
Buntstiftzeichnung.

Bildprobe aus: Otto Greiner von Julius Vogel, Leipzig 1903. Verlag von E. A. Seemann.



Statistisches über die Stadt Leipzig

aus den Veröffentlichungen des Kaiserl. Statistischen Amtes, des Königl. Sächs. Statistischen Büreau, der Königl. Sächs. Ministerien, des Reichspostamtes, der Königl. Eisenbahndirektion Halle, der Stadt Leipzig, der Handelskammer Leipzig, dem statistischen Jahrbuch deutscher Städte und sonstiger einschlagender Literatur

zusammengestellt von

Dr. Paul Leonhard Heubner

Handelskammersekretär in Leipzig.



Inhalts-Uebersicht.

I. Stand und Bewegung der Bevölkerung.

II. Grundstücke, Wohnungswesen und Haushaltungen.

III. Die Unterrichtsanstalten Leipzigs.

IV. Berufliche und gewerbliche Gliederung der Bevölkerung Leipzigs, Einkommens- und Steuerverhältnisse.

V. Verkehrswesen.

VI. Die Leipziger Messen, insbesondere der Meß-Musterlagerverkehr.

VII. Verschiedene Anstalten und Einrichtungen.

VIII. Die Finanzen der Stadt Leipzig.



I. Stand und Bewegung der Bevölkerung.

1. Aeltere Einwohnerzahlen d. Stadt Leipzig

Jahr	Einw.
1699	15653
1800	32146
1830	40946
1861	78495
1871	106925
1880	149081
1890	357122
1900	456126

2. Wachstum der alten Stadt Leipzig und der einverleibten Vororte.[1]

Stadtbezirke	Fläche der Ortsflur 1. Jan. 1902 Ar	Einwohner 3. Dezbr. 1834	Einwohner 1. Dezbr. 1871	Einwohner 1. Dezbr. 1880	Einwohner 1. Dezbr. 1890	Einwohner 1. Dezbr. 1900
Alt-Leipzig	173631	44802	106925	149081	179689	191834
L.-Reudnitz	22298	633	9430	14452	28184	40367
L.-Ang.-Crottend.	16059	462	1389	3071	10782	15789
L.-Neureudnitz	369	—	1377	1538	2016	2286
L.-Thonberg	15049	879	3163	3394	5176	6267
L.-Neuschönefeld	1189	—	5557	5628	6697	6836
L.-Neustadt	4338	—	—	5918	9301	12314
L.-Volkmarsdorf	5515	1512	5269	11054	17028	22869
L.-Sellerhausen	18572	317	1547	2510	7217	10071
L.-Neusellerhausen	473	791	1448	1797	2223	2640
Ostorte:	83862	4594	29180	49362	88624	119439
L.-Connewitz	87100	934	4388	6611	10596	15030
L.-Lößnig	[2] 16948	272	383	500	549	620
Südorte:	103048	1206	4771	7111	11145	15650
L.-Kleinzschocher	39267	724	2231	3420	8656	16615
Kleinzsch., Gutsb.	13447				25	32
L.-Schleußig	10823	101	282	496	1437	9162
L.-Plagwitz	10712	187	2531	6966	13045	17085
L.-Lindenau	56001	998	7484	12166	25591	43789
Westorte:[3]	116803	2010	12528	23048	48729	86651
L.-Gohlis	53571	629	5015	9804	19312	30114
L.-Eutritzsch	39497	460	2672	5879	9623	12438
Nordorte:	93068	1089	7687	15683	28935	42552
Neu-Leipzig:[3]	396781	8899	54166	92204	177433	264292
Gesamt-Lpzg.:[4]	570412	53701	161091	244285	357122	456126

3. Rangordnung der 14 größten Städte des deutschen Reiches nach der Einwohnerzahl am 1. Dez. 1900

Berlin	1888848
Hamburg	705738
München	499932
Leipzig	456126
Breslau	422709
Dresden	396146
Köln	372529
Frankfurt a. M.	288989
Nürnberg	261081
Hannover	235649
Magdeburg	229667
Düsseldorf	213711
Stettin	210702
Chemnitz	206913

[1] Die Einverleibung begann 1. Januar 1889 und wurde 1. Januar 1892 beendet. [2] Hiervon entfallen 14005 Ar auf das exemte Rittergut Lößnig. [3] Ohne Rittergut Kleinzschocher. [4] Hierin Grundbesitz der exemten Rittergüter Lößnig, Schönau und Schönefeld von zusammen 15459 Ar.

4. Geburten, Todesfälle, Eheschließungen, Ehescheidungen u. Legitimationen in Leipzig im Jahre 1900.

Lebendgeborene	
männlich	8 024
weiblich	7 461
zusamm.	15 485
darunter unehelich	
männlich	1 466
weiblich	1 317
Totgeborene	
männlich	313
weiblich	220
darunter unehelich	
männlich	71
weiblich	49
Im ganzen	
männlich	8 337
weiblich	7 681
zusammen	16 018
Zwillinge	
männlich	199
weiblich	185
Drillinge	
männlich	1
weiblich	2

Sterbefälle ohne Totgeborene	m.	4 665
	w.	4 110
	zus.	8 775
darunter: Kinder unter 1 Jahr. ehelich	m.	1 595
"	w.	1 237
unehelich	m.	562
"	w.	455
Verheiratete	m.	1 196
"	w.	788
Verwitwete	m.	297
"	w.	709
Geschiedene	m.	35
"	w.	37
besond. Todesursachen: akute Darmkrankheit.		1 967
Lungenschwindsucht		1 025
Lebensschwäche		490
Altersschwäche		252
Diphterie und Croup		107
Influenza		58
Unglücksfälle		135
Selbstmord		140
Mord und Totschlag		7

Eheschließungen	
überhaupt	4 428
darunter:	
Junggesellen mit	
Jungfrauen	3 765
Witwen	105
geschiedene Frauen	59
Witwer mit	
Jungfrauen	247
Witwen	112
geschiedenen Frauen	24
Geschiedene Männer mit	
Jungfrauen	86
Witwen	17
geschiedenen Frauen	13
Ehescheidungen	214
Legitimationen	
legitim. Kinder überh.	684
darunter geb. i. J. 1900	186
1898 u. 1899	322
1897 u. früh.	176

5. Die Bevölkerung Leipzigs am 1. Dezember 1900

nach Geschlecht und Familienstand, Alter, Gebürtigkeit und Religionsbekenntnissen:

männl. Pers.	ledig	137 110
"	verheirat.	81 248
"	verwitwet	3 815
"	geschieden	543
"	zusammen	222 716
weibl. Pers.	ledig	131 551
"	verheirat.	81 698
"	verwitwet	18 801
"	geschieden	1 358
"	zusammen	233 408
männl. u. weibl. Personen	ledig	268 661
	verheirat.	162 946
	verwitwet	22 616
	geschieden	1 901
	zusammen	456 124
evangelisch-lutherisch		420 240
" -reformiert		6 783
römisch-katholisch		19 142
deutsch- "		812
russisch-orthodox		98
andere griechisch-kathol. Kirchen		211
separierte Lutheraner		19
apostol. Gemeinde		1 363
Methodisten		69
Baptisten		84
andere Christen		893
Israeliten		6 314
Personen and. Bekenntnisses u. ohne Angabe		96
zusammen		456 124 [1]

Alter in Jahren	
unter 5 Jahre	50 943
5 bis unter 10 Jahre	45 164
10 " " 15 "	42 751
15 " " 20 "	46 685
20 " " 25 "	54 459
25 " " 30 "	45 203
30 " " 35 "	38 056
35 " " 40 "	32 103
40 " " 45 "	27 132
45 " " 50 "	21 763
50 " " 55 "	17 193
55 " " 60 "	12 619
60 " " 65 "	9 104
65 " " 70 "	6 118
70 " " 75 "	3 780
75 " " 80 "	2 064
80 " " 85 "	770
85 " " 90 "	185
90 " " 95 "	30
95 und darüber	3
unter 15 Jahre	138 858
15 bis unter 30 Jahre	146 347
30 " " 50 "	119 053
50 " " 70 "	45 034
70 und darüber	6 832
zusammen	456 124 [1]

gebürtig aus **Leipzig**	200 697
Amtshptmsch. "	20 343
übr. Kreis " "	38 634
d. übr. Kön. Sachsen	41 852
d. Königr. Sachsen:	301 526
Thüringische Staaten	25 104
Preußen u. das übrige Nord- u. Westdeutschl.	110 004
Süddeutschland	7 633
Deutsches Reich	444 267
Oesterreich	7 348
Ungarn	382
Rußland	1 378
Schweden, Norw., Dänem.	293
Großbrit. u. Irland	336
Belgien, Holland u. Lux.	235
Schweiz	498
Frankreich	156
Italien	137
übr. Europa	298
Verein. Staat. v. Am.	542
andere am. Staaten	114
Afrika (ohne deutsche Schutzgebiete)	34
Asien (ohne deutsche Schutzgebiete)	62
Australien (ohne deutsche Schutzgebiete)	29
Deutsche Schutzgebiete	5
Außerdeutsche Staaten:	11 847
Auf See geboren	1
Geburtsland unbekannt	9
zusammen	456 124 [1]

[1]) Der Unterschied von 2 Personen gegen die Tabellen 1, 2 u. 10 ist in den Quellenwerken nicht erklärt.

6. Grundstücke, Gebäude, Haushaltungen und Anstalten in der Stadt Leipzig am 1. Dezember 1900.

	Alt-Leipzig	Neu-Leipzig	Gesamt-Leipzig
Grundstücke:			
bewohnte	5 153	7 775	12 928
mit unbew. Wohnhäus.	16	67	83
m. sonst. unbw. Gebäud.	231	257	488
Gebäude:			
bew. Wohnh.	7 280	9 123	16 403
unbew. „	31	113	144
hauptsächl. o. gewöhnl. nicht zu Wohnzweck. dien. bew. Gebäude	202	234	436
sonstige unbew. Geb.	2 406	8 063	10 469
Haushalt. u. Anstalten:			
Haushalt.	40 518	60 512	101 030
Anstalten	51	23	74
Gasthäus. u. Herbergen	164	14	178

7. Wert und Ertrag der Leipziger bebauten Grundstücke am 1. Dezember 1900 ausschl. der zu öffentl. Zwecken benutzten.

	Alt-Leipzig Zahl	Alt-Leipzig Mietwert M.	Neu-Leipzig Zahl	Neu-Leipzig Mietwert M.	Gesamt-Lpzg. Zahl	Gesamt-Lpzg. Mietwert M.
Besetzte Wohnungen:[1]						
Mietwohnungen	35 911	21 714 688	53 771	16 307 747	89 682	38 022 435
Eigentümer-Wohnung.	2 246	3 097 365	4 638	2 452 607	6 884	5 549 972
Dienst- u. Frei- „	1 423	329 287	733	161 290	2 156	490 577
zusammen	39 580	25 141 340	59 142	18 921 644	98 722[2]	44 062 984
Leerstehende Wohnungen	658	657 721	1 052	504 410	1 710	1 162 131
Besetzte Gewerbslokale:						
Miet-Gewerbsräume	7 191	10 289 094	2 667	1 769 509	9 858	12 058 603
Eigentümer- „	994	3 697 189	1 351	3 231 215	2 345	6 928 404
zusammen	8 185	13 986 283	4 018	5 000 724	12 203	18 987 007
Leersteh. Gewerbsräume:	399	455 287	278	137 838	677	593 125
Sämtliche Wohnungen und Gewerbsräume	48 822	40 240 631	64 490	24 564 616	113 312	64 805 247

8. Besetzte Wohnungen am 1. Dezember 1900.

	Alt-Lpzg. Wohng.	Alt-Lpzg. mit Bewohn.	Neu-Lpz. Wohng.	Neu-Lpz. mit Bewohn.	Zusamm. Wohng.	Zusamm. mit Bewohn.
1. Nach dem Besitze:						
Eigentümer-Wohnung.	2 246	11 802	4 638	21 937	6 884	33 739
Dienst- u. Frei- „	1 423	5 863	733	3 028	2 156	8 891
Mietw. ohne gew. Ben.	33 018	151 291	50 594	221 614	83 612	372 905
„ mit „ „	1 382	6 986	712	3 328	2 094	10 314
„ „ Gesch.-Lok. untrennb. verb.	1 382	8 398	2 465	11 627	3 976	20 025
zusammen	39 580	184 340	59 142	261 534	98 722[2]	445 874
2. Nach der Höhenlage:						
Keller	533	2 030	78	286	611	2 316
Erdgeschoß	5 979	27 414	11 759	53 987	17 738	81 401
1 Treppe hoch	8 808	40 523	15 214	66 209	24 022	106 732
2 Treppen hoch	9 179	41 398	14 578	62 498	23 757	103 896
3 „ „	8 762	41 383	11 807	52 310	20 569	93 693
4 „ „	5 885	28 703	5 381	24 208	11 266	52 911
5 „ „	205	884	4	20	209	904
über 5 Treppen hoch	3	14	—	—	3	14
Ganzes Haus	226	1 991	321	2 016	547	4 007
zusammen	39 580	184 340	59 142	261 534	98 722[2]	445 874
3. Nach der Zahl der heizbaren Zimmer:						
Ohne heizb. Zimmer	12	22	40	137	52	159
Mit 1 „ „ oh. Zub.	311	433	451	649	762	1 082
„ 1 „ „ mit „	6 299	21 727	19 494	74 618	25 793	96 345
„ 2 „ Zimmern	9 792	44 040	26 098	121 704	35 890	165 744
„ 3 „ „	10 836	51 416	8 878	42 442	19 714	93 858
„ 4 „ „	5 863	29 452	2 559	12 970	8 422	42 422
„ 5 „ „	2 684	14 368	763	3 883	3 447	18 251
„ 6 „ „	1 541	8 491	356	1 963	1 897	10 454
„ 7 „ „	805	4 657	197	1 140	1 002	5 797
„ 8 u. mehr. heizb. Z.	1 437	9 734	305	2 028	1 743	11 762
zusammen	39 580	184 340	59 142	261 534	98 722[2]	445 874

Mietzinsklassen: M.	Alt-Lpz. Mietwohngn.	Alt-Lpz. Wohng. überh.[2]	Neu-Lzp. Mietwohngn.	Neu-Lzp. Wohng. überh.	Zusamm. Mietwohngn.	Zusamm. Wohng. überh.
0— 100	437	787	1 242	1 509	1 679	2 296
101— 200	4 020	4 584	14 272	15 338	18 292	19 922
201— 300	6 771	7 156	20 308	21 599	27 079	28 755
301— 400	5 784	6 014	9 354	10 107	15 138	16 121
401— 500	5 139	5 480	4 103	4 668	9 242	10 148
501— 600	3 271	3 536	1 750	2 073	5 021	5 609
601— 700	2 340	2 524	901	1 117	3 241	3 641
701— 800	1 760	1 973	571	764	2 331	2 737
801— 900	1 334	1 481	350	471	1 684	1 952
901— 1000	957	1 090	264	397	1 221	1 487
1000— 1200	1 095	1 266	247	381	1 342	1 647
1201— 1400	764	862	144	210	908	1 072
1401— 1600	610	737	97	168	707	905
1601— 1800	397	459	55	81	452	540
1801— 2000	300	358	40	75	340	433
2001— 2500	372	454	29	75	401	529
2501— 3000	224	288	18	42	242	330
3001— 3500	85	111	8	19	93	130
3501— 4000	94	135	6	19	100	154
4001— 5000	66	105	5	15	71	120
5001— 6000	25	54	2	5	27	59
6001— 8000	17	48	5	7	22	55
8001—10000	13	31	—	2	13	33
10001—15000	15	22	—	—	15	22
15001—20000	8	9	—	—	8	9
20001—30000	8	9	—	—	8	9
über 30000	5	7	—	—	5	7
zusammen	35 911	39 580	53 771	59 142	89 682	98 722[2]

[1] Einschließl. Wohnungen, die mit Geschäftslokalen untrennbar verbunden sind. [2] Miet-, Eigentümer-, Dienst- und Freiwohnungen. [3] Hierüber 2 Wohnungen ohne nähere Angaben mit 9 Personen.

9. Zusammensetzung der Haushaltungen in Leipzig am 1. Dezember 1900.

		Haus-haltungen Alt-Leipzig	Neu-Leipzig	Ges.-Leipzig	mit Personen männlich	weiblich	zusammen
Einzelhaushalt.		2079	2668	4747	1384	3363	4747
Haushaltg., nur a. Ehegatt. best.		2981	6474	9465	9455	9455	18910
Haushalt. mit Kindern	1	9522	14243	23765	40387	44095	84482
	2	7634	12238	19872	44485	46740	91225
	3	5072	8422	13494	37432	38820	76252
	4—6	4905	9341	14246	50975	51532	102507
	7—10	428	1042	1470	7211	7431	14642
	üb. 10	5	9	14	101	91	192
zusammen		27566	45295	72861	180591	188709	369300
Haushaltung. m. Verwandten		5392	7111	12503	28194	34497	62691
Haushaltung. mit Gewerbsgehilfen	1	753	665	1418	4079	3718	7797
	2	390	406	796	2998	2442	5440
	3	209	132	341	1493	1278	2771
	4—6	253	86	339	1716	1539	3255
	7—10	84	17	101	690	616	1306
	11—20	51	2	53	524	467	991
	üb. 20	19	—	19	315	282	597
zusammen		1759	1308	3067	11815	10342	22157
Haushalt. mit Dienstboten	1	6830	2110	9940	20267	28693	48969
	2	1447	357	1804	3964	7272	11236
	3	302	89	391	904	1881	2785
	4—6	102	43	145	435	814	1249
	üb. 6	4	5	9	44	71	115
zusammen		8685	3604	12289	25623	38731	64354
Haushaltung. mit Erzieh.-Personal		96	20	116	350	665	1015
Pflegekindern		1011	2014	3025	7403	7550	14953
Pensionskindern		960	345	1305	3633	3523	7156
Besuch		1055	846	1901	4560	6314	10874
Haushlt. m. Zimmermietern u. deren Kind.	1	4388	2870	7258	17431	17371	34802
	2	2163	704	2867	9094	7539	16633
	3	858	145	1003	3795	2659	6454
	4—6	437	36	473	2217	1433	3650
	üb. 6	23	1	24	161	89	250
zusammen		7869	3756	11625	32698	29091	61789
Haushlt. m. Schlafleut. und deren Kindern	1	2595	5952	8547	23012	20987	43999
	2	1493	2269	3762	13717	10119	23836
	3	626	597	1223	5145	3138	8283
	4—6	447	181	628	3323	1734	5057
	üb. 6	33	10	43	350	146	496
zusammen		5194	9009	14203	45547	36124	81671
Haushaltungen aller Art		40518	60512	101030	216854	230247	447101

10. Haushaltungsmitglieder und Anstaltsinsassen.

Haushaltungsbewohner	Alt-Lpzg. männl.	Alt-Lpzg. weibl.	Neu-Lpzg. männl.	Neu-Lpzg. weibl.	Ges.-Lpzg. männl.	Ges.-Lpzg. weibl.
Einzellebende	662	1417	722	1946	1384	3363
Familienhpt.	30502	7937	50918	6926	81420	14863
Ehegatten	1	28459	1	49192	2	77651
Kinder	31446	34091	56907	58202	88353	92293
Verwandte	2084	4753	3053	5725	5137	10478
dar. Kinder	593	761	538	590	1131	1351
Gewerbsgeb.	3164	2102	1947	471	5111	2573
dar. Kinder	3	6	1	1	4	7
Dienstboten	194	10950	299	4092	493	15042
dar. Kinder	16	36	31	29	47	65
Erzieher	2	95	—	22	2	117
Pensions- und Pflegekinder	1643	1056	1437	1345	3080	2401
Besuch	309	953	227	723	536	1676
Aftermieter	10133	2987	2077	1568	12210	4555
dar. Kinder	135	142	154	124	289	266
Chambregarnisten	235	27	1090	142	1325	169
dar. Kinder	—	—	2	1	2	1
Schlafleute	7967	1761	9834	3305	17801	5066
dar. Kinder	28	22	59	47	87	69
zusammen	88342	96588	128512	133659	216854	230247
	184930		262171		447101	
in den Zahl. mit enthalt. abwesende Haushalt.-Vorstände	545	45	609	19	1154	64
	590		628		1218	
ortsanwesende Haushalt.-Bewohner	87797	96543	127903	133640	215700	230183
	184340		261543		445883	

Anstaltsbewohner:	Zahl der Anstalten	Aufsichts-, Verwaltungs- 2c. Personal mit eig. Haushalt. im Anstaltsgrundstück m.	w.	ohne eig. Haushalt. m.	w.	Anstalts-Insassen m.	w.
Erziehungsanstalten	16	21	8	—	—	282	167
Pensionate	42	7	34	—	—	161	183
Beherbergungs- und Versorgungs-Anstalten	31	32	10	18	84	1113	1223
Heilanstalten	32	39	18	100	416	896	721
Strafanstalten	5	15	8	—	—	664	117
Militäranstalten	6	2	1	—	—	2734	55
Gasthöfe [1]	120	113	8	—	—	1049	260
zusammen	252	229	87	118	500	6899	2726
Angehörige des Personals mit eig. Haushaltung		681	1182				
		910	1269	118	500	6899	2726

Gesamte Anstaltsbevölkerung: 12422

Wirkliche Anstaltsbevölk.: 10243, 7017 m. u. 3226 w.
Haushaltungsbewohner: 445883, 215700 „ „ 230183 „
ortsanwesende Bevölkerung: 456126, 222717 m. u. 233409 w.

[1] Es sind nur diejenigen gezählt, in denen am 1. Dezember 1900 Fremde beherbergt wurden.

11. a) Hochschulen.

Universität (Sommer 1903)

Dozenten	Ord. Prof.	Ord. Hon. Profess.	Außerord. Professor.	Priv.-Doz.	zusammen
theolog. Fak.	9	1	5	—	15
jurist. „	9	1	6	3	19
mediz. „	11	1	24	26	62
philos. „	37	4	48	27	116
	66	7	83	56	212

Handelshochschule (Sommer 1903)

Dozenten für Universitätsdisziplinen:		Doz. d. Univ.	Lehr. d. öff. Hdlebranst.
für Nationalökonom., Finanzwissensch. „ Geschichte u. Stat.	5	5	—
„ Geographie und Ethnographie	5	5	—
„ Staats- u. Rechtswissenschaften[1]	7	7	—
für kaufmännisch-techn. Fächer:			
für Technologie und Warenkunde	3	2	1
„ kfm. u polit. Arithmetik, Buchführ. 2c.	8	1	7
„ fremde Sprachen	9	1	8
	37	21	16

Studierende

der Theologie		262
„ Jurisprudenz		1 110
„ Medizin		433
„ Zahnheilkunde		36
„ Pharmazie	126	
„ Naturwissensch.	381	
„ Philosophie	207	
„ Pädagogik	108	
„ ält. Philologie	244	
„ neueren „	217	
„ Mathematik	167	
„ Landwirtschaft	133	
„ Cameralia	181	
„ philos. Fakultät:		1 764
„ Universität		3 605
„ Handelshochschule		519
„ Univ. u. Handelshochschule		4 124

Herkunft der Studierenden

	der Universität	der Handelshochschule	d. Konservat. (1900)
Königr. Sachsen	1 950	72	258
übr. Deutschland	1 249	234	293
Deutsches Reich	3 199	306	551
Oesterreich-Ungarn	67	46	23
Rußland	105	110	} 198
Schwed., Norweg., Dänemark	7	7	
Großbritannien	24	5	
Frankreich, Belgien, Holland	10	4	
Schweiz	63	9	
Italien	11	—	
Balkanländer	63	29	
Asien	15	2	} 140
Vereinigte Staaten	38	—	
übr. Amerika	3	1	
Ausland	406	213	361
insgesamt	3605	519	912
darunter weibliche		?	473

b) Höh. Schulanst. f. Kn. u. Mdch. u. Volkssch. (1901).

1 Lehrkräfte, 2 Schüler, 3 Schülerinnen, 4 zus.	1	2	3	4
Königl. Staatsgymn.	36	647	—	647
Nikolaigymnasium	35	497	—	497
Thomasgymnasium	40	796	—	796
Realgymnasium	29	496	—	496
Vier Gymnasien	140	2436	—	2436
Vier Realschulen	103	2 507	—	2 507
„ Privatschul. f. Knab.	?	724	—	724
Lehrerinnenseminar	23	—	100	100
Höh. Schule f. Mädch.	23	—	623	623
8 Privatschul. f. Mädch.	?	—	1 174	1 174
Drei kathol. Schulen	?	758	800	1 558
19 Bürgerschulen	515	10 442	10 635	21 077
30 Bezirksschulen	1054	20 881	22 640	43 521
4 Städt. Fortb. Sch. f. K.	244	5 770	—	5 770
Fortbild.-Sch. f. Mdch.	28	—	771	771

c) Lehranstalt. f. Kunst, Gewerbe u. Handel (1902).

1 Lehrkräfte, 2 Schüler bez. Schülerinnen	1	2
Kön. Konservatorium der Musik (1900)	37	912
Leipziger Theaterschule „	?	55
12 Musikinstitute „	52	1012
Kön. Akad. f. graph. Künste u. Buchgew.	20	359
Kön. Baugewerkeschule	16	241
Städtische Gewerbeschule	54	1352
Sonntagsgewerbeschule der polytechn. Gesellschaft	39	1519
Sonntagsschule d. Loge Balduin z. Linde	16	300
Buchdruckerlehranstalt	29	599
Technikum für Buchdrucker (Mäser)	8	40
Deutsche Fachsch. f. Drechsl. u. Bildschn.	8	12
Fachschule d. Barb.- u. Fris.-Zwangsinn.	?	96
Höh. Lehranstalt f. das Perückenmacher- und Friseur-Gewerbe	5	8
4 Lehrinstitute für Schneiderei	14	640
Carolaschule (Höhere Fach- u. weibliche Gewerbeschule)	22	360
Fortbildungsschule d. Frauen-Gewerbevereins (Wäschestube)	2	26
Oeffentliche Handelslehranstalt	25	772
Buchhändlerlehranstalt	11	165
Drogisten-Fachschule	1	50
4 Hand.- u. kfm. (u. gewerbl.) Fortb.-Sch.	60	860
2 Schreib- u. kaufm. Unterrichtsinstitute	7	394
Wagner'sche Lehranst. f. erwachs. Töcht.	6	74
Fortbildungsschule d. Frauen-Gew.-Ver. (Handelskurse)	11	132
Unterr.-Kurse d. Büreau-Beamten-Ver.	5	158
„ „ Vereins für Volkswohl	9	530
„ „ Arbeit.-Ver. Leipzig	5	287

d) Zuschuß für je 1 Schüler in den städtischen Schulen im Jahre 1902.

	ausschl. d. Gebäud. M.	einschl. d. Gebäud. M.		ausschl. d. Gebäud. M.	einschl. d. Gebäud. M.
Thom.-Gym.	222	241	Ftb. Sch. f K.	25	25
Nikolai- „	273	301	do. Mdch.	76	79
Real- „	224	241	Bürger- u. Bez.-Sch.	62	71
Realschulen	131	159	Durchschnitt	59	68
H. Schul. f. M.	61	73			
Gewerbesch.	77	100			
Durchschnitt	139	163	Dschn. f. höh und Volkssch.	66	76

[1] Außerd. hören die Studierend. der Handelshochsch. an der Universität viele allgemeinbild. Vorles.

12. Die Bevölkerung Leipzigs nach dem Hauptberuf der Erwerbstätigen am 14. Juni 1895.

Berufs-Abteilungen und Berufs-Arten	Stellung im Beruf	Erwerbstätige		Dienende f. hsl. Dienste im Haush. der Herrsch. leb.		Angehörige ohne Hauptberuf		im Ganzen	
		Ges.-Zahl	Weibliche	Ges.-Zahl	Weibliche	Ges.-Zahl	Weibliche	Ges.-Zahl	Weibliche
A. Landwirtsch., Gärtn. u. Tierz. Forstwirtsch. u. Fischerei	a) Selbständige, Geschäftsleit., leit. Beamte	291	30	71	70	668	501	1 030	601
	b) Verwaltungs-, Aufsichts- u. Büreaupers.	91	16	4	4	78	59	173	79
	c) Sonst. Gehilf., Lehrl., Arbeit., Dienende	1 561	470	9	9	1 315	866	2 885	1 345
	zusammen	1 943	516	84	83	2 061	1 426	4 088	2 025
B. Bergbau und Hüttenwes., Industrie, Bauwes.	a) Selbständige, Geschäftsleit., leit. Beamte	17 424	6 517	2 380	2 353	29 927	20 683	49 731	29 553
	b) Verwaltungs-, Aufsichts- u. Büreaupers.	5 596	465	391	391	8 338	5 849	14 325	6 705
	c) Sonst. Gehilf., Lehrl., Arbeit., Dienende	69 660	17 316	237	237	72 472	49 029	142 369	66 582
	zusammen	92 680	24 298	3 008	2 981	110 737	75 561	206 425	102 840
C. Handel u. Verkehr	a) Selbständ., Direkt.- u. Inspektionspers.	13 148	3 837	3 770	3 739	23 913	16 705	40 831	24 281
	b) Verwaltungs-, Aufsichts-, u. Büreaupers.	9 158	573	700	700	9 888	7 068	19 746	8 341
	c) Sonst. Gehilf., Lehrl., Arbeit., Dienstpers.	22 722	5 283	169	169	24 995	17 179	47 886	22 631
	zusammen	45 028	9 693	4 639	4 608	58 796	40 952	108 463	55 253
A-C. Landwirtschaft, Industrie und Handel	a) Selbständige, Geschäftsleiter u. s. w.	30 863	10 384	6 221	6 162	54 508	37 889	91 592	54 435
	b) Verwaltungs-, Aufsichts- u. Büreaupers.	14 845	1 054	1 095	1 095	18 304	12 976	34 244	15 125
	c) Sonst. Gehilf., Lehrl., Arb.- u. Dienstpers.	93 943	23 069	415	415	98 782	67 074	193 140	90 558
	zusammen	139 651	34 507	7 731	7 672	171 594	117 939	318 976	160 118
D. Häusl. Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art	Häusliche Dienste (Aufwartefrauen)	3 476	2 997	7	7	2 167	1 373	5 650	4 377
	Lohnarbeit wechselnder Art	551	117	—	—	584	408	1 135	525
	zusammen	4 027	3 114	7	7	2 751	1 781	6 785	4 902
E1. Armee und Kriegsfl., Arm.- u. Marine-Verw.	a) Offiziere u. Beamte mit gleichsteh. Range	163	—	122	116	234	167	519	283
	b) Unteroff. u. Gemeine, a. Verwaltgspers.	4 730	—	7	7	455	329	5 192	336
	zusammen	4 893	—	129	123	689	496	5 711	619
E2. Hofst., Dipl., Reichs-, Staats-, Gem.-Verwalt., Rechtspfl. u. s. w.	a) Höhere Beamte, Anwälte, Notare u. s. w.	566	4	514	505	966	699	2 046	1 208
	b) Verwaltungs-, Aufsichts- u. Büreaupers.	2 552	20	112	112	4 043	2 796	6 707	2 928
	c) Dienstpers. (Kastell., Bot., Büreaud. usw.	979	47	14	14	2 217	1 523	3 210	1 584
	zusammen	4 097	71	640	631	7 226	5 018	11 963	5 720
E3. Kirche, Gott.-Dienst, Anstalt. für relig. Zwecke	a) Geistl., Mission., Kirch.- u. Anst.-Beamte	148	3	101	101	346	222	595	326
	b) Kirchendiener, Dienstpersonal	68	6	3	3	148	99	219	108
	zusammen	216	9	104	104	494	321	814	434
E4. Bild., Erzieh. u. Unterr., Bibliothek., Sammlungen u. s. w.	a) Direktions- und Lehrpersonal	2 726	749	685	682	3 557	2 590	2 968	4 021
	b) Verwaltungspersonal	73	4	16	16	118	100	207	120
	c) Dienstpersonal, auch in Anstalten	198	57	22	22	436	313	656	392
	zusammen	2 997	810	723	720	4 111	3 003	7 831	4 533
E5. Gesundheitspflege u. Krankendienst	a) Direktions- und ärztliches Personal	671	196	350	347	667	492	1 688	1 035
	b) Verwaltungspersonal	129	47	8	8	159	108	296	163
	c) Wartepersonal, sonstiges Dienstpersonal	675	501	7	7	274	182	956	690
	zusammen	1 475	744	365	362	1 100	782	2 940	1 888
E6. Privatgelhrt. Schriftstell. usw.		256	20	70	70	338	249	664	339
E7. Stenograph., Privatsekr. usw.		115	13	7	7	109	79	231	99
E8. Musik, Theater, Schaustell.	a) Direktionspers., Schausp., Musik., Künstl.	1 164	279	82	82	1 122	800	2 368	1 161
	b) Verwaltungspers. (Kass., Buchh.) u. s. w.	40	9	2	2	67	46	109	57
	c) Anderes Hilfspersonal	138	35	1	1	139	102	278	138
	zusammen	1 342	323	85	85	1 328	948	2 755	1 356
E1-8. Militär-, Hof-, bürgerl. u. kirchl. Dienst, freie Berufsart.	zusammen	15 391	1 990	2 123	2 102	15 395	10 896	32 909	14 988
	A—E zusammen:	159 069	39 611	9 861	9 781	189 740	130 616	358 670	180 008
F. Ohne Beruf u. Berufsangabe (sofern die betr. Person nicht als „Angehörige" bei and. Berufsklass. zu zählen sind).	1) Von eig. Vermög., von Pension. Lebende	8 808	5 507	2 196	2 155	7 449	5 647	18 451	13 309
	2) Von Unterstützung Lebende	1 218	1 012	3	3	593	357	1 814	1 372
	3) Schüler usw., nicht in ihr. Familie lebend	5 662	1 637	—	—	—	—	5 662	1 637
	4) Insassen von Wohltätigkeitsanstalten	417	306	—	—	—	—	417	306
	5) Armenhaus-Insassen	465	194	—	—	—	—	465	194
	6) Insassen von Kirchen- und Irrenanstalten	235	115	—	—	—	—	235	115
	7) Insassen von Straf- u. Besserungsanstalt.	458	86	—	—	—	—	458	85
	8) Ohne Berufsangabe	236	232	—	—	2	2	238	234
	zusammen	17 497	9 089	2 199	2 158	8 044	6 006	27 740	17 253
Ortsanwesende Personen überhaupt		176 566	48 700	12 060	11 939	197 784	136 622	386 410	197 261

13. Zahl und Größe der Gewerbebetriebe Leipzigs und Stellung

Gewerbe-Gruppen:	Gewerbebetriebe überhaupt	Hauptbetriebe	Nebenbetriebe	Hauptbetriebe mit 1—10 Personen	11—20 Personen	21—50 Personen	über 50 Personen	Innerh. der Betriebsstätt. d. Hauptbetriebe beschäft. Personen überh.	männl.	weibl.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Kunst und Handelsgärtnerei	153	149	4	139	6	4	—	646	471	175
Tierzucht und Fischerei	21	16	5	15	—	1	—	57	49	8
Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen	2	2	—	1	1	—	—	21	21	—
Industrie der Steine und Erden	109	106	3	70	14	14	8	1 431	1 387	44
Metallverarbeitung	887	871	16	759	62	34	16	6 081	5 552	529
Ind. der Maschinen, Instrumente u. Apparate	708	679	29	500	62	65	52	13 311	12 344	967
Chemische Industrie	132	127	5	100	12	11	4	1 189	986	203
Industrie der Leuchtstoffe, Seifen	79	75	4	45	16	10	4	1 345	1 243	102
Textilindustrie	1 263	1 201	62	1 153	21	11	16	9 524	3 863	5 661
Papierindustrie	311	302	9	203	35	34	30	6 375	3 584	2 791
Lederindustrie	474	460	14	435	11	6	8	2 759	2 289	470
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	1 000	961	39	868	61	19	13	5 101	4 568	533
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel	1 569	1 532	37	1 457	34	30	11	7 406	5 380	2 026
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe	9 485	9 120	365	8 965	81	51	23	17 913	7 845	10 068
Baugewerbe	1 285	1 257	28	1 045	99	74	39	11 004	10 949	55
Polygraphische Gewerbe	601	580	21	393	53	78	56	11 834	8 760	3 074
Künstlerische Gewerbe	251	237	14	219	11	5	2	808	773	35
Handelsgewerbe	10 943	10 206	737	9 757	291	130	28	30 509	23 204	7 305
Versicherungsgewerbe	291	209	82	193	11	3	2	864	860	4
Verkehrsgewerbe	702	682	20	647	22	9	4	2 749	2 668	81
Schank- und Gastwirtschaftsgewerbe	2 902	2 606	296	2 495	77	31	3	7 857	3 199	4 658
Gewerbe-Abteilungen:										
Gärtnerei, Tierzucht, Fischerei	174	165	9	154	6	5	—	703	520	183
				460	91	152	—	Person.		
Bergbau und Industrie	18 156	17 510	646	16 213	573	442	282	96 102	69 544	26 558
				32 372	8 319	14 053	41 358	Person.		
Handel und Verkehr	14 838	13 703	1135	13 092	401	173	37	41 979	29 931	12 048
				26 860	5 596	5 195	4 328	Person.		
Gewerbe überhaupt	**33 168**	**31 378**	**1790**	**29 459**	**980**	**620**	**319**	**138 784**	**99 995**	**38 789**
				59 692	14 006	19 400	45 686	Person.		

14. Die größten Industrie- und Handelsstädte Deutschlands nach der Zahl der Erwerbstätigen.

1895	Reihenfolge	Erwerbstätige in der Industrie	dav. in Betrieben mit mehr als 10 Personen	Reihenfolge	Erwerbstätige im Handelsgewerbe	dav. in Betrieben mit mehr als 10 Personen
Berlin	1	365 242	203 808	1	125 495	41 855
Leipzig	2	96 102	63 730	3	30 509	10 729
Hamburg	3	94 938	44 692	2	67 467	19 786
Dresden	4	86 478	52 777	7	22 252	6 333
München	5	84 108	44 056	4	25 704	5 957
Breslau	6	74 339	36 306	6	22 582	5 194
Köln	7	66 820	40 621	8	20 222	5 485
Chemnitz	8	54 809	41 775	15[1]	9 544	2 402
Frankfurt a. M.	9	51 304	29 418	5	22 802	8 313

[1] Nach der Zahl der im Handelsgewerbe Erwerbtätigen stehen zwischen Köln und Chemnitz: 9. Bremen (12109); 10. Magdeburg (12039); 11. Hannover (11808); 12. Nürnberg (10229); 13. Stuttgart (9843); 14. Stettin (9667).

[2] Vgl. hierzu die Einwohnerzahlen, Tabelle 3 Gebiet der Stadt Leipzig.

15. Indirekte staatliche Steuern im Jahre 1900.

	Hauptamtsbezirk Leipzig I[2] ℳ	Königreich Sachsen ℳ
Eingangszoll	10 911 831	44 845 509
Tabaksteuer	94 680	299 350
Salzsteuer	161 460	1 213 716
Zuckersteuer	662 673	1 847 902
Branntweinsteuer	2 075 689	10 601 146
Brausteuer	598 887	3 057 737
Uebergangsabgabe von Bier	33 122	1 425 650
Spielkartenstempel	25 594	78 997
Reichsstempelabgabe	1 012 738	2 043 752
Reichseinnahmen	15 576 674	65 453 759
Schlachtsteuer	884 056	5 229 750
Uebergangsabg von Fleischwerk	174 304	364 366
Verbrauchsabg. „ „	48 080	190 673
Landesabgaben	1 106 440	5 784 789
erhob. Zölle u. Verbrauchsst. insgs.	**16 683 114**	**71 238 548**
Ortsanwesende Bevölkerung	456 126	4 202 216

Gewerbe-Gruppen:	Von den in Spalte 9—11 aufgeführten Personen sind: Geschäftsleiter		Verwaltungs- u. Büreaupersonal		darunter Lehrl.		Techn. Aufsichtspersonal		Andere Gehilfen u. Arbeiter		darunter Lehrl.		Mitarbeit. Familienangehör.	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26
Kunst- und Handelsgärtnerei	141	8	4	—	—	—	6	—	318	121	54	1	2	46
Tierzucht und Fischerei	15	—	3	—	—	—	—	—	31	4	4	—	—	4
Bergbau, Hütten- und Salinenwesen	3	—	—	—	—	—	—	—	18	—	—	—	—	—
Industrie der Steine und Erden	107	2	23	—	2	—	33	—	1 224	41	115	—	—	1
Metallverarbeitung	859	14	163	13	28	—	91	1	4 435	479	1 000	—	4	22
Ind. der Maschinen, Instrumente u. Apparate	719	14	662	38	62	3	485	2	10 478	913	989	—	—	—
Chemische Industrie	131	2	171	8	27	—	67	2	617	190	31	—	—	1
Industrie der Leuchtstoffe, Seifen	87	3	308	1	29	—	82	3	765	94	2	—	—	1
Textilindustrie	150	1 043	285	8	15	—	240	6	3 187	4 585	35	32	1	19
Papierindustrie	274	17	155	26	20	1	95	12	3 060	2 729	452	8	—	7
Lederindustrie	459	11	159	3	25	—	34	1	1 636	438	244	—	1	17
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	891	66	137	22	12	—	88	13	3 449	404	488	4	3	28
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel	1 386	131	446	25	45	—	81	1	3 458	1 067	599	6	9	802
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe	3 852	5 237	309	82	42	10	82	69	3 591	4 110	408	527	11	170
Baugewerbe	1 287	9	166	1	3	—	339	—	9 154	44	818	—	3	1
Polygraphische Gewerbe	557	13	433	65	40	—	227	3	7 541	2 987	1 421	5	2	6
Künstlerische Gewerbe	225	13	23	7	—	—	16	—	508	14	164	2	1	1
Handelsgewerbe	7 669	2 503	7 721	415	1 317	40	61	18	7 667	2 704	425	212	86	1 665
Versicherungsgewerbe	211	—	632	3	77	1	—	—	17	—	—	—	—	1
Verkehrsgewerbe	602	75	81	—	1	—	8	—	1 977	6	3	—	—	—
Schank- und Gastwirtschaftsgewerbe	1 239	1 311	50	5	1	1	8	—	1 886	2 082	262	81	16	1 260
Gewerbe-Abteilungen:														
Gärtnerei, Tierzucht, Fischerei	156	8	7	—	—	—	6	—	349	125	58	1	2	50
Bergbau und Industrie	10 987	6 575	3 440	299	350	14	1 960	113	53 122	18 495	6 766	584	35	1 076
Handel und Verkehr	9 721	3 889	8 484	423	1 396	42	77	18	11 547	4 792	690	293	102	2 926
Gewerbe überhaupt	20 864	10 472	11 931	722	1 746	56	2 043	131	65 018	23 412	7 514	878	139	4 052

16. Einkommensverhältnisse und direkte staatliche Steuern im Jahre 1900 bez. 1899.

1900	Alt-Leipzig ℳ	Neu-Leipzig ℳ	Gesamt-Leipzig ℳ	Königreich Sachsen ℳ
Einkomm. aus Grundbesitz	29 242 260	16 657 028	45 899 288	329 235 518
„ „ Renten	40 908 584	10 923 751	51 832 335	288 780 774
„ „ Gehalt u. Lohn	77 834 846	94 424 266	172 259 112	1 103 234 810
„ „ Hand. u. Gewerbe	98 331 000	40 707 242	139 038 242	681 969 676
zusammen	246 316 690	162 712 287	409 028 977	2 403 220 778
abzuziehende Schuldzinsen ꝛc.	19 566 050	10 907 403	30 473 453	189 147 352
verbleib. Gesamteinkommen	226 750 460	151 804 884	378 555 524	2 214 073 426
Anzahl der Beitragspflichtigen	94 335	106 560	200 895	1 746 470
Ortsanwesende Bevölkerung	191 834	264 292	456 126	4 202 216
Einkommen auf 1 Beitragspfl.	2 404	1 425	1 884	1 268
„ „ 1 Kopf d. Bev.	1 284	615	830	571
Steuerbetrag			7 696 011	35 242 546
1899				
Zahl der Grundsteuereinheiten			19 463 245	95 007 345
Grundsteuerbruttoertrag			768 995	3 803 691
Ertrag der Steuer vom Gewerbetriebe im Umherz.			22 230[1]	230 208

[1] Stadt und Steuerbezirk Leipzig.

17. Gemeindesteuern in Leipzig im Jahre 1899.

in Tausenden	ℳ
Grund- und Gebäudesteuer	1 696
Einkommensteuer	7 642
Wandergewerbesteuer	47
Hundesteuer	119
Vergnügungs- und sonstige Aufwandsteuern	107
Grundbesitzwechselabgabe	907
	10 473

Gemeindesteuern im Jahre 1899 bez. 1899/1900 in Tausenden von	ℳ
Berlin	58 196
Frankfurt a. M.	12 069
München	11 327
Breslau	11 233
Dresden	10 729
Leipzig	10 473
Köln	9 787

V. Verkehrswesen.

18. Der Post- und Telegraphenverkehr Leipzigs (Orts- und Landbestellbezirk) im Jahre 1901.

Porto- u. Telegraphengebühren-Einnahme im Jahre 1901:

Berlin	ℳ	49 853 034
Hamburg	„	19 410 160
Leipzig	„	11 892 800
Frankfurt a. M.	„	9 098 659
Dresden	„	8 133 160
Köln	„	7 375 133
Breslau	„	6 157 971

Porto- und Telegraphengebühren-Einnahme: ℳ 11 892 800

		Stück		Stück
Briefe, Postkarten, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben	eingegang.:	71 966 000,	aufgegeb.:	115 369 900
Pakete ohne Wertangabe	„ :	3 574 457,	„ :	6 682 621
„ mit „	„ :	76 376,	„ :	91 904
Briefe und Kästchen mit Wertangabe	„ :	194 650,	„ :	201 588
eingegangene Postnachnahmesendungen		444 260		
„ Postauftragsbriefe		60 459		
Postanweisungen	ausgezahlte:	ℳ 257 745 036,	eingezahlte:	ℳ 128 473 769
Zahl der von den Verlagspostanstalten abgesetzten Zeitungsnummern:		25 252 878		
Telegramme	eingegang.:	786 822,	aufgegeb.:	682 322
Von den Fernsprechanstalten vermittelte Gespräche:		21 316 889		

19. Der Eisenbahn-Verkehr Leipzigs im Jahre 1901.

	Dresd. Bahnh.	Bayr. Bahnh.	Leipz.-Connewitz	Plagw.-Lind. (Sächs. Bhnh.)	Berliner Bahnhof	Eilenb. Bahnhof	Magdeb. Bahnhof	Thür. Bahnhof	Gohlis-Möckern u. Gohlis-Eutritzsch	Plagw.-Lind. (Preuß. Bhnh.)	Zus.
Abgefertigte Personen [1]	887 852	848 066	53 423	11 405	255 948	233 229	700 139	515 687	139 828	268 200	3 913 777
Einnahmen aus dem Pers.-Verkehr: [2] ℳ					733 172	447 050	4 048 100	1 674 573	72 287	173 059	
Güterbeförderung									Lpz.-Eutritzsch		
Versand: Tonnen	128 865	99 486	3 604	98 976	60 930	61 834	84 465	97 291	33 048	27 649	696 148
Empfang: „	427 701	586 007	39 146	658 640	200 495	155 118	211 393	293 850	204 627	56 409	2 833 386
Viehverkehr											
Großvieh, Verf.: Wgldgn.	180	122	—	11							
„ „ : Stück	900	1 417	12	80	973	232	705	22	—	130	
„ Empf.: Wgldgn.	259	1 818	3	7							
„ „ : Stück	736	13 191	50	48	1 404	595	2 961	529	—	170	
Kleinvieh, Verf.: Wgldgn.	13	73	—	3							
„ „ : Stück	426	4 563	1	111	1 594	38	24 068	38	—	248	
„ Empf.: Wgldgn.	19	3 011	—	—							
„ „ : Stück	1 238	16 660	18	113	2 650	4 777	18 502	4 487	—	657	
Bearbeitete Frachtbriefe											
Versand: Anzahl	442 542	581 283	9 692	180 308	123 592	142 183	486 060	421 847	93 274	100 138	2 580 919
Empfang: „	242 194	337 513	15 047	114 476	120 154	134 437	349 143	285 033	45 889	67 903	1 711 789
Einnahmen aus dem Güter- u. Tierverkehr: [2] ℳ					1 426 115	1 276 562	2 738 759	2 662 609	1 160 274	391 722	

[1] ohne die Angekommenen und die auf anderwärts gelöste Rückfahr- usw. Karten von Leipzig zurückgereisten. Für Rückfahrkarten ist nur 1 Person (bei der Hinfahrt), bei den Kinderkarten ½ Person, bei den Arbeiterwochenkarten sind je 6 bez. 7, bei den Monats-, Zeit- und Schülerkarten 30 bez. 24 oder 20 Personen angerechnet.

[2] für die sächsischen Verkehrsstellen in dem Statistischen Bericht des Königl. Finanzministeriums nicht nachgewiesen.

20. Straßenbahnen, Droschken, Kähne.

1902	Gr. Leip. Straßenb.	Lp. elektr. Straßenb.
Betriebsläng. eingleisig m	4 767	10 044
doppelgl. m	98 043	60 276
zusammen	102 810	70 320
bef. Fahrgäste	45 007 637	18 160 928
Einnahmen ℳ	4 241 973	1 659 408

Droschkenstationsplätze (1900): 73
darunter Nachtstationen: 14
Droschken: 516

Vermietbare Kähne (1900):
Pleiße: 162
Elster, Charlottenhof, Palmengarten: 62
zus. 224

21. Die öff. Straßen, Plätze, Park- u. Gartenanlagen Leipzigs im Jahre 1900.

	qm
Knackfahrbhn.	796 676
Kiesfahrbahn.	67 352
Kiesplätze	74 298
Kiesfußwege	254 939
Reitwege	23 883
a) macad. Wege u. Pl.	1 217 148
gepfl. Straß.	1 780 457
Asphaltstraß.	215 615
Holzpflaster	10 247
b) gepflast. u. asph. Str.	2 006 319

	qm
Fußwege mit boss. 2c. Pflaster	74 008
„ „ Mosaikpflaster	325 949
„ „ Granitplatten u. Schwellen	413 862
„ mit and. Mat. belegt	80 230
c) m. Pflast., Platt. 2c. bel. Fußw.	894 049
d) 134 Brücken	19 175
a—d zusammen	4 136 691
Wasserrohrnetz	362 996 m
Schleusennetz	279 041 m
Gasrohrnetz	344 048 m

öff. Gasbeleuchtung Abendflamm.: 12 265, Nachtfl. 3 765
öff. Bedürfnisanstalten Pissoirs: 30, volle Bed.-Anst.: 27

Oeffentl. Park-, Gart.- und Schmuckanlagen (1899 bez. 1899/1900):

Elberfeld	797 ha
München	665 „
Berlin	460 „
Dresden	344 „
Magdeburg	256 „
Leipzig	253 „
Hannover	227 „
Kassel	184 „
Köln	177 „
Braunschweig	169 „

22. Die beim Polizeiamt der Stadt Leipzig zur Anmeldung gelangten Fremden.[1]

a) in Gasthäusern, Privathäusern und Herbergen abgestiegene Fremde seit dem Jahre 1841.

im Durchschnitt der Jahre	
1841—45	77 134
1846—50	75 623
1851—55	93 804
1856—60	104 586
1861—65	109 911
1866—70	115 460
1871—75	119 546
1876—80	115 246
1881—85	144 337
1886—90	189 712
1891—96	211 240
1897 (Jahr der Sächsisch-Thür.-Ausstellung in Leipz.)	326 731
1898	270 455
1899	261 926
1900	251 119
1901	263 908
1902	271 587

b) die Verteilung der Fremden des Jahres 1902 auf die einzelnen Monate.[2]

	Hotels und Privathäuser	Herbergen	Zusammen
Januar	12 614	7 787	20 401
Februar	10 750	5 635	16 385
März	17 039	8 429	25 468
April	16 076	8 746	24 822
Mai	13 638	7 946	21 584
Juni	13 690	7 714	21 404
Juli	15 065	8 611	23 676
August	17 223	5 440	22 663
September	22 030	10 523	32 553
Oktober	16 138	8 343	24 481
November	13 155	6 845	20 000
Dezember	9 509	8 641	18 150
	176 927	94 660	271 587

c) die Herkunft der im Jahre 1902 in Gasthäusern und Privathäusern abgestiegenen Fremden.[2]

Reichsdeutsche	159 080
Oesterreicher	5 550
Ungarn	1 633
Russen	1 610
Schweden und Norweger	504
Dänen	468
Engländer	1 611
Holländer	961
Belgier	370
Schweizer	705
Franzosen	1 235
Spanier	96
Italiener	492
Serben	27
Rumänen	203
Bulgaren	42
Türken	114
Griechen	21
andere Europäer	1
Europ. Ausländer	15 643
Amerikaner	1 976
Asiaten	124
Afrikaner	73
Australier	31
Außereurop. Ausl.	2 204
Ausländer überhaupt	17 847
Reichsdeutsche und Ausländer in Gasthäusern und Privathäusern	176 927
Fremde in Herbergen	94 660
Fremde insgesamt	271 587

d) der Hotelfremdenverkehr zu Beginn der Messen.[1]

		1901	1902	1903
Januar	1		173	249
„	2		355	384
„	3[3]		795	699
„	4		443	487
„	5		351	434
Februar	27		413	447
„	28		516	646
März	1		587	809
„	2		853	2 598[4]
„	3		1 870[4]	1 848
„	4		1 708	1 251
„	5		1 022	669
„	6		777	633
„	7		571	399
„	8		482	458
„	9		402	334
April	5		514	426
„	6		565[5]	340
„	7		1 211	469
„	8		931	378
„	9		680	396
„	10		731	329
„	11		525	335
„	19		414	515[5]
„	20		395	1 269
„	21		356	940
„	22		505	882
„	23		431	645
„	24		450	557
„	25		438	453
August	22	593	575	
„	23	672	464	
„	24	694	510	
„	25	857[6]	431	
„	26	1 870	604	
„	27	1 770	566	
„	28	1 260	609	
„	29	984	616	
„	30	922	843	
„	31	601	905[6]	
Septemb.	1	577	1 302	
„	2	545	1 949	
„	3	706	1 451	
„	4	614	1 022	
„	5	588	775	
„	6	558	565	
„	7	535	603	
„	8	518	552	
„	9	556	583	
„	10	759	623	
„	11	990[7]	596	
„	12	608	640	
„	13	475	614	
„	14	550	487	
„	15	474	635	
„	16	524	841	
„	17	508	945[7]	
„	18	463	727	
„	19	498	498	

[1] Nicht enthalten sind in den folgenden Zahlen viele Fremde, vor allem auch viele Meßfremde, die in Privatwohnungen abgestiegen und polizeilich nicht angemeldet worden sind. [2] nach einer vom Verkehrs-Verein Leipzig auf Grund amtlicher Unterlagen angefertigten Uebersicht. [3] Beginn der Neujahrsmesse. [4] Beginn der Ostervormesse. [5] Beginn der Osterhauptmesse. [6] Beginn der Michaelismesse. [7] Beginn der Herbstledermesse. — Die Statistik für die einzelnen Tage wird seit Juni 1901 aufgemacht.

VI. Die Leipziger Messen, insbesondere der Meß-Musterlagerverkehr.

A) Der Meß-Musterlagerverkehr der keramischen, Glas-, Metall-, Kurz-, Galanterie-, Spielwaren-, Musikinstrumenten- und verwandten Industrien.[1]

23. a) Die Zahl der Aussteller dieser Geschäftszweige nach dem offiziellen Leipziger Meßadreßbuch der Handelskammer.

1./2. Aufl.	O.V.[2]	1897	1 377[3]
3. "	M.M.[4]	1897	1 649
4. "	O.V.	1898	1 701
5. "	M.M.	1898	1 824
6. "	O.V.	1899	1 964
7. "	M.M.	1899	2 178
8. "	O.V.	1900	2 317
9. "	M.M.	1900	2 437
10. "	O.V.	1901	2 634
11. "	M.M.	1901	2 537
12. "	O.V.	1902	2 659
13. "	M.M.	1902	2 780
14. "	O.V.	1903	2 658
15. "	M.M.	1903	2 839

Von den 2658 Ausstellern der 14. Auflage stellten aus zur

Ostervormesse	2 588
Michaelismesse	2 414
zu beid. Messen	2 344

23. b) Die Geschäftszweige der Aussteller.[4]

Von den Ausstellern waren:	? Firmen	aus ? Ort.
Fabrikanten oder Verleger von:		
keramische Erzeugnissen	360	207
Glaswaren	281	126
Metallwaren	550	195
Waren a. Holz u. Schnitzstoff.	572	218
War. a. Pap., Led. u. Gum.	482	140
sonstigen Waren	739	225
zusammen	2 984	1 111
unt. mehr. Grupp. gezählt	805	540
Fabrikant. u. Verleg.:	2179[6]	571
Grossisten, Kommissionäre, Exped. u. Importeure	176	31
Agenten	90	14
insgesamt	2 445	616

Die Herkunft der Aussteller[4] nach der 23. (c Lage der Herkunftsorte.

Es kamen aus:	? Firmen	aus ? Ort.
Königreich Sachsen	727[5]	118
Berlin	368	1
Norddeutschland	90	31
Prov. Sachsen, Braunschw., Anhalt, R.-B. Hildesheim	88	36
Thüringische Staaten	388	132
Hessen, Westf., Rheinland	163	61
Westl. Süddeutschland	122	48
Bayern, rechts vom Rhein	155	46
Schlesien	70	33
Deutsches Reich	2171	506
Böhmen	148	61
übrige Ausland	126	49
Ausland	274	110
insgesamt	2445	616

Die Herkunft der Aussteller[4] nach der

23. d) Größe der Herkunftsorte.

aus Ort. mit ? Einwohn.	? Firmen	aus ? Ort.
unter 2 000	271	206
2— 5 000	320	143
5— 10 000	269	93
10 — 20 000	236	72
20— 50 000	171	46
50—100 000	48	16
üb. 100 000	1 130	40
insgesamt	2 445	616

23. e) Ausstellerzahl der Herkunftsorte.

aus Ort. mit je ? Ausstell.	? Firmen	aus ? Ort.
1	385	385
2	166	83
3— 5	307	83
6— 10	255	36
11— 20	234	17
21— 30	126	5
31—100	245	5
üb. 100	727	2
insgesamt	2 445	616

24. a) Die Zahl der Einkäufer der gen. Geschäftszweige nach dem Meß-Einkäuferverzeichn. der Handelsk.

1. Aufl.	1894	792
2 "	1895	1 429
3. "	1896	1 485
4. "	1897	1 637
5. "	1898	1 948
6. "	1899	3 466
7. "	1900	4 809
8. "	1901	5 595
9. "	1902	6 401
10. "	1903	7 579[3]

Wegen der einz. Messen vergleiche Tabelle 24 b.

[1] Die folgenden, noch nicht veröffentlichten Zahlen sind entnommen aus meiner demnächst in Tübingen erscheinenden Schrift „Der Musterlagerverkehr der Leipziger Messen in geschichtlicher, volkswirtschaftlich-statistischer und kartographischer Darstellung".

[2] O.V. = Ostervormesse, M.M. = Michaelismesse.

[3] Das starke Wachstum der Zahlen beruht zum Teil mit auf der fortgesetzten Vervollkommnung der Mittel der Erhebung, hauptsächlich aber auf der tatsächlichen Zunahme des Verkehrs.

[4] nach dem unter diesen Gesichtspunkten bearbeiteten Erhebungsmaterial für die 10. Auflage des Meßadreßbuchs. Eine sehr wesentliche Verschiebung der Verhältnisse der Gliederung ist seitdem wohl kaum eingetreten. Ausgeschieden wurden 189 Firmen wegen zu unbestimmter Angaben. [5] davon aus Leipzig 359.
[6] darunter 70 Aktiengesellschaften und 43 Gesellschaften mit beschränkter Haftung.

23. f) Die Ausstellerschaft nach der Herkunft in Verbindung mit den Geschäftszweigen.

Es kamen aus	Fabrikanten und Verleger von: keram. Waren F.	keram. Waren O.	Glasw. F.	Glasw. O.	Metallwaren F.	Metallwaren O.	Holzw. F.	Holzw. O.	War. v. Papier u. s. w. F.	War. v. Papier u. s. w. O.	sonstig. Waren F.	sonstig. Waren O.	Zusammen F.	Zusammen O.	unter mehr. Grupp. gezählt F.	unter mehr. Grupp. gezählt O.	Fabrik. und Verleger F.	Fabrik. und Verleger O.	Grossisten u. s. w. F.	Grossisten u. s. w. O	Agenten F.	Agenten O.	insgesamt F.	insgesamt O.
Königr. Sachsen	20	11	37	14	144	42	182	49	157	37	265	57	805	210	190	99	615	111	78	6	34	1	727	118
Berlin	20	1	34	1	126	1	62	1	80	1	139	1	461	8	140	7	321	1	16	1	31	1	368	1
Norddeutschland	8	8	13	5	15	10	15	9	13	9	21	10	85	51	23	25	62	26	14	2	14	3	90	31
Prov. Sachs. u.s.w.	22	10	3	3	21	15	25	14	11	8	28	13	110	63	24	29	86	34	2	2	—	—	88	36
Thüring. Staaten	155	81	40	18	46	26	112	54	124	41	90	50	567	270	182	140	385	130	3	2	—	—	388	132
Hess., Westf., Rhld.	29	17	16	13	71	35	27	16	21	12	57	24	221	117	69	60	152	57	10	3	1	1	163	61
Westl. Süddeutschl.	8	8	7	6	38	21	33	22	28	11	37	20	151	88	32	43	119	45	1	1	2	2	122	48
Bayern r. v. Rh.	31	22	24	10	42	15	46	15	19	6	35	9	197	77	63	35	134	42	20	3	1	1	155	46
Schlesien	9	8	18	14	8	6	21	11	18	8	12	8	86	55	18	24	68	31	1	1	1	1	70	33
Deutsches Reich	302	166	192	84	511	171	523	191	471	133	684	192	2 683	937	741	462	1 942	475	145	21	84	10	2 171	506
Böhmen	32	20	79	32	25	17	22	13	3	2	30	20	191	104	47	46	144	58	3	2	1	1	148	61
übr. Ausland	26	21	10	10	14	7	27	14	8	5	25	13	110	70	17	32	93	38	28	8	5	3	126	49
Ausland	58	41	89	42	39	24	49	27	11	7	55	33	301	174	64	78	237	96	31	10	6	4	274	110
insgesamt	360	207	281	126	550	195	572	218	482	140	739	225	2 984	1 111	805	540	2 179	571	176	31	90	14	2 445	616

Die Herkunft der Einkäufer (1903) nach der

24. b) Lage der Herkunftsorte.

Es kamen aus:	? Firmen	aus ? Ort.	Es kamen aus:	? Firmen	aus ? Ort.
Königreich Sachsen	1 324	184	Uebertrag:	770	185
Berlin	436	1	Belgien	68	15
Norddeutschland	995	257	Holland u. Luxemb.	134	24
Prov. Sachs., Braunschweig, Anhalt, R.-B. Hildesheim	761	190	Großbritannien	163	15
Thüring. Staaten	469	110	Dänemark	109	13
Hess., Westf., Rhld.	862	215	Schwed. u Norwegen	69	15
Westl. Süddeutschl.	354	89	Rußland	96	18
Bayern rechts v. Rh.	436	81	Balkanländer	30	9
Schlesien	341	79	Italien u. Spanien	30	11
Deutsches Reich	5 978	1 206	Vereinigte Staaten	98	18
			übriges Amerika	22	7
			übrige Erdteile	12	8
			Ausland	1 601	338
davon Besucher der Ostervormesse	4 885		davon Besucher der Ostervormesse	1 424	
„ Michaelismesse	4 498		„ Michaelismesse	675	
beider Messen	3 405		beider Messen	498	
Böhmen	283	83	**Insgesamt**	7 579	1 544
Oesterreich	224	31			
Ungarn	71	21	davon Besucher der Ostervormesse	6 309	
Schweiz	92	33	„ Michaelismesse	5 173	
Frankreich	100	17	beider Messen	3 903	
	770	185			

24. c) Größe der Herkunftsorte.

aus Ort. mit ? Einwohn.	? Firmen	aus ? Ort.
unter 2 000	334	284
2— 5 000	667	389
5— 10 000	643	289
10— 20 000	842	216
20— 50 000	1 134	172
50—100 000	638	72
üb. 100 000	3 321	122
insgesamt	7 579	1 544

24. d) nach der Einkäuferzahl der Herkunftsorte.

aus Ort. mit je ? Einkäuf.	? Firmen	aus ? Ort.
1	765	765
2	512	256
3— 5	975	264
6— 10	993	134
11— 20	1 074	76
21— 30	558	22
31—100	1 096	20
üb. 100	1 606	7
insgesamt	7 579	1 544

24. e) Die 27 Orte, die mehr als je 30 Einkäufer senden, sind:

Berlin	436	Firm.
Leipzig	393	„
Hamburg	195	„
Dresden	184	„
Wien	148	„
London	131	„
Nürnberg	119	„
Breslau	89	„
Kopenhagen	81	„
Paris	74	„
Chemnitz	70	„
Frankf. a. M.	65	„
Magdeburg	61	„
Amsterdam	61	„
Köln	56	„
München	54	„
Fürth	52	„
Prag	52	„
Halle	50	„
Ofen-Pest	48	„
Brüssel	46	„
Erfurt	46	„
Hannover	42	„
New-York	41	„
Düsseldorf	38	„
Bremen	37	„
Kassel	33	„
27 Orte	2 702	Firm.

B) Der Meßgroßhandel mit Rauchwaren, Leder, Borsten, Haaren, Federn u. dgl. und Textilfabrikaten.

25. a) Die Zahl der

verkaufenden Firmen nach dem offiziellen Leipziger Meß-Adreßbuch der Handelskammer. | einkaufenden Firmen nach dem Meß-Einkäufer-Verzeichnis der Handelskammer.

Ostermesse		Rauchw., Leder rc.	Textilfabrikate	zusamm.			Rauchw., Leder rc.	Textilfabrikate	zusamm.
1./2. Aufl.	1897	204	383	587	4. Aufl.	1897	794	602	1396
4. „	1898	291	429	720	5. „	1898	775	650	1425
6. „	1899	360	431	791	6. „	1899	1114	750	1854
8. „	1900	445	435	890	7. „	1900	1135	888	2023
10. „	1901[2]	493[1]	463[1]	956	8. „	1901[2]	1147[1]	925[2]	2072

25. b) Die Herkunft der

verkaufenden Firmen.[3] Rauchw., Leder rc.	Textilfabrikate	zusamm.		einkaufenden Firmen.[3] Rauchw., Leder rc.	Textilfabrikate	zusamm.
156	325	481	Königr. Sachsen	121	163	284
259	157	416	übr. Deutschland	661	676	1 337
415	482	897	**Deutsch. Reich**	782	839	1 621
43	1	44	Oesterr.-Ung. und Rußland	190	22	212
32	—	32	übrige Ausland	163	27	190
75	1	76	**Ausland**	353	49	402
490	483	973	insgesamt	1 135	888	2 023

[1] Zumeist Teilnehmer an der Ostermesse und der Michaelismesse, daneben vielfach auch an der Neujahrsmesse. [2] Das Erhebungsmaterial für 1902 und 1903 ist noch nicht statistisch bearbeitet. [3] nach dem Erhebungsmaterial für die 9. Auflage des Meßadreßbuchs und die 7. Auflage des Einkäufer-Verzeichnisses. Sehr wesentliche Verschiebungen in den Gliederungsverhältnissen dürften seitdem kaum stattgefunden haben.

C) Die Kleinhandels- und Schaumesse und der Weihnachtsmarkt.

26. a) Schaustellungen:

Ostermesse	1900	36 Schausteller mit	4 120 qm
„	1900	8 Karussels „	1 080 „
„	1900	im ganzen	5 200 „
Michaelismesse	1900	26 Schausteller mit	3 401 „
„	1900	7 Karussels „	1 050 „
„	1900	im ganzen	4 451 „

26. b) Aufgestellte Verkaufsbuden und Stände:

Neujahrsmesse	1900	558 Buden und	194 Stände
Ostermesse	1900	1 177 „ „	562 „
Michaelismesse	1900	1 141 „ „	550 „
Weihnachtsmarkt	1900	501 „ „	114 „ außerdem 288 „ für Tannenverkäufer.

VII. Verschiedene Anstalten und Einrichtungen.

27. Markthalle (1900).

Vorhandene Verkaufsstände:	Zahl	qm
1. Fleisch, Wurst, Wild, Gefl.	93	443
2. Süßwasserfische	15	90
3. Seefische, Obst, Grünw., ger. Fische, Blum., Konserven, Seifen	539	2 239
4. Kartoffeln	38	192
5. Butter, Käse, Eier, Backwaren, Mehl, Hülsenfr.	89	533
6. Holz-, Topf-, Korb-, Seilerwaren, Küchengeräte	37	294
zusammen	802	3 791
7. sogen. Bauernstände	421	632
8. Verkaufsvermittlerstände	2	69
insgesamt	1 225	4 492
von denen unter 1—6 durchschn. im Abonnem. bes.	654	3 030
„ „ „ nicht „	148	761

Einnahme aus den Verkaufsständen:

im Abonnement:	Erdgeschoß	ℳ 219 559
„	Galerie	„ 19 472
„	zusammen	„ 239 031
auf Tagesmarkt.:	Erdgeschoß	„ 11 732
„	Galerie	„ 27 479
„	Roßplatz ꝛc.	„ 11 518
„	zusammen	„ 50 729
	insgesamt	ℳ 289 760

28. a) Viehhof (1900).

Zahl der abgeh. Schlachtviehmärkte: 105
angem. Händler u. Kommissionäre: 198
von ihnen beschäftigte Gehilfen: 154

	Auftrieb i. J. 1900[1]	verkauft wurden
Ochsen	10 788	10 557
Kalben	1 306	1 269
Kühe	11 407	11 200
Bullen	6 214	6 124
zusammen Rinder	29 715	29 150
Kälber	63 276	62 821
Schafe	41 963	40 592
Ziegen	18	18
Schweine	150 034	148 614
Tiere zusammen	285 006	281 195

[1] Resttiere vom Jahre 1899: 302, darunter 229 Schweine, 46 Schafe u. 27 Rinder. Von den zu Markte gestellten Tieren kamen zur Schlachtung im Schlachthofe 266 325.

28. b) Schlachthof (1900).

Benutzer des Schlachthofes: 534 selbständ. Fleisch., 19 Großschlächt., 9 Lohnschlächt., 140 Hausschlächter und 14 Kuttler mit 1017 Gehilfen

Schlachtungen:

Ochsen	10 478	Kälber	71 445
Kalben	1 357	Schafe	54 426
Kühe	12 322	Ziegen	201
Bullen	6 601	Schweine	157 392
zus. Rinder	30 758	zus. Tiere	314 222

28. c) Einnahmen.

Gebühren im Viehhofe	ℳ 449 340
„ „ Schlachthofe	„ 607 220
Geb. i. d. Sanitätsanstalt u. im Schauamte	„ 42 851
Mieten u. andere Erlöse	„ 112 404
zusammen	ℳ 1 211 815

29. Lagerhof (1900).

Eingang:	kg
Kaffee	2 650 683
Wolle u. Kammzug	973 011
Getreide u. Saat	424 697
Garn	332 599
Kakao	303 425
Felle u. Häute	268 803
Wein	246 102
Pfeffer u. Piment	231 940
Rauchwaren	231 358
Tabak	198 097
Rosinen u. Korinthen	158 440
Oel und Thran	136 441
Manufakturwaren	104 476
andere Waren	1 312 142
Gesamteingang	7 572 214
monatliche Durchschnittsbelast.	2 942 905
durchschn. Dauer der Lagerung	4,44 Mon.
Abgang nach Monatskilogr.	33 290 350
Einnahme[2]	ℳ 78 235

[2] nach Abzug der Betriebsausgaben.

30. Leihhaus (1900).

	Pfänder	mit ℳ
Lagerbestand Ende 1899	75 861	982 885
im Jahre 1900 beliehen	178 521	2 636 420
	254 382	3 619 305
im Jahre 1900 eingelöst bez. veräuß.	176 319	2 608 370
Bestand Ende 1900	78 063	1 010 935
davon		
Darlehn a. Sparbücher u. Wertpapiere	1 590	304 222
„ a. Mobilien u. and. Wertsach.	76 473	706 713

31. Sparkasse (1900).

	Beteiligte	ℳ
Einlagen Ende 1899	180 480	60 177 383
„ im Jahre 1900	(19 054 neue)	13 034 486
	199 534	73 211 869
Rückzahlungen im Jahre 1900	(18 965 Büch. erl.	15 790 330
Ende 1900	180 569	57 421 539
Zinsen		1 690 359
		59 111 898

32. Krankenkassen (1900).

Ortskrankenkasse:

	Mitgl.:	Angeh.:
Mitgliederzahl 31./12. 1900	127 720	
darunter weibliche	33 771	
Krankheitsfälle mit Erwerbsunfähigkeit einschl. Krankenhauspflege	55 551	
mit zus. ... Krankheitstagen:	1 148 420	
beanspruchte freie ärztl. Hilfe u. Arznei:	111 129	177 907
Aufnahme in Krankenanstalten:	4 762	1 151
Ausgabe für ärztliche Behandlung ℳ	765 421	
„ „ Arznei und Heilmittel „	453 927	
Krankengelder, Unterstütz., Kurkosten	2 041 506	

Die Krankenkassen überhaupt:

Mitgliederzahl Ende 1900:

1 Ortskrankenkasse	127 720
15 Betriebskrankenkassen	10 977
3 Innungskrankenkassen	3 862
9 eingeschr. Hilfskassen	31 430
58 örtliche Verwaltungsstellen solcher	8 451
86 Kassen:	182 440

VIII. Die Finanzen der Stadt Leipzig.

33. a) Das Stammvermögen vor u. nach der Einverleibung der Vororte.[1]

	Aktiva ℳ	Passiva ℳ	Vermögen ℳ
1883	41 693 450	25 185 266	16 508 184
1886	51 523 156	32 329 537	19 193 618
1888	60 992 882	38 839 952	22 152 929
1889	65 649 882	42 650 944	22 998 937
1890	76 465 021	52 034 766	24 430 255
1891	84 363 528	59 802 595	24 560 933
1892	85 610 394	60 748 921	24 861 472
1895	88 458 560	62 368 425	26 090 135
1896	89 271 915	64 629 982	24 641 933
1897	94 695 248	70 005 358	24 689 890
1898	101 161 969	70 975 470	30 186 499
1899	103 989 912	73 232 124	30 757 788
1900	115 049 219	82 675 653	32 373 566
1901	118 637 594	85 893 136	32 744 458

33. c) Der Schuldenstand einer Reihe deutscher Städte[2] Ende 1899 bez. 1899/1900.

	Jahr	Anleihe-schulden	Passiva überh.
Berlin	1899/1900	273721711	300747405
München	1899	119984839	134331730
Frankf. a. M.	1899/1900	87 754 143	94 026 958
Leipzig	1899	65 160 419	73 232 124
Hannover	1899/1900	60 985 003	63 522 974
Dresden	1899	55 644 398	58 045 481
Köln	1899/1900	49 553 093	56 553 093
Breslau	1899/1900	28 361 000	48 904 316
Magdeburg	1899/1900	43 481 900	43 893 213
Nürnberg	1899	39 038 885	40 929 800
Elberfeld	1899/1900	39 848 701	40 317 885
Düsseldorf	1899/1900	35 607 540	36 707 540
Charlottenb.	1899/1900	31 837 300	35 657 605
Stettin	1899/1900	34 855 500	35 100 235
Mannheim	1900	34 828 481	34 828 481
Barmen	1899/1900	31 200 869	31 400 869
Altona	1899/1900	30 458 618	30 735 458

33. d) Budget u. Rechnung der Stadt Leipzig seit 1868.

	Budget[3]	Rechnung Einnahme	Rechnung Ausgabe
1868	2 250 000	1 969 825	2 350 791
1871	2 751 900	2 949 684	2 966 455
1874	3 537 000	3 319 998	3 622 200
1877	5 064 000	5 078 944	4 861 769
1880	6 064 100	6 005 940	5 919 836
1883	7 200 356	6 869 257	6 985 997
1886	10 438 938	8 064 096	7 714 960
1889	12 603 370	13 029 471	12 795 248
1892	18 239 368	17 700 897	18 309 524
1895	19 976 609	19 621 785	19 512 019
1896	20 381 041	20 909 784	20 068 284
1897	20 983 301	21 153 824	21 366 675
1898	21 881 400	22 804 780	22 282 229
1899	23 664 088	23 498 244	23 102 748
1900	24 706 948	25 309 048	27 264 462
1901	28 953 780	29 913 386	30 317 475
1902	30 639 971		
1903	32 533 732		

[1] Die Einverleibung begann am 1. Jan. 1889 u. wurde am 1. Jan. 1892 beendet.
[2] Die Freien Städte lassen sich hier nicht mit aufführen.
[3] Ohne die Nachverwilligungen und Kürzungen.

33. b) Uebersicht des Stammvermögens auf das Jahr 1900.

Aktiva:	ℳ
Schulen	16630307
Rathaus u. in dessen Umgebung bef. städt. Gebäude, Pleißenburg, Rathausneubau, Stadthaus, Feuerwehr-, Wachen und Polizeigebäude	8 829 019
Kasernenbauten und Einquartierungshäuser	2 037 648
Schauspielhäuser	1 403 551
städt. Museum der bildenden Künste	975 379
Konservatorium der Musik	819 254
städt. Krankenhaus zu St. Jakob	2 606 861
Heil- und Versorgungsanstalt Dösen	1 730 747
andere städtische Gebäude	14 744 190
Brücken, Schleusen u. s. w.	1 809 559
Wiesen, Waldungen, Felder und Plätze in der Stadtflur	10 147 111
12 Rittergüter und sonstige Güter	4 387 158
Grundbesitz in der Flur von 16 Ort. der Umgeb.	2 833 212
Wasserkraft, Fischerei- u. Jagdgerechtsame, Entschädig., Erbzinsen, Gefälle u. dergl.	4 275 049
Effekten, Berganteile, Hypothekenkapitalien, angelegte Barbestände, ausgelieferte Kapitalien, rückständige Kaufgelder	8 938 956
Gasbeleuchtungsanstalten	9 639 323
Markthalle	3 823 600
Lagerhof	1 387 770
Vieh- und Schlachthof	6 231 856
Wasserwerk	8 954 390
Mobiliar- und Inventargegenstände	638 942
Friedhöfe	570 525
Stadtgärtnerei	92 140
Effektenkonto für den Reservefonds der Mansfelder Kuxe der Stadtgemeinde	1 542 672
Summe der Aktiva:	115 049 219
Passiva:	
zinsbare alte Stiftungsschulden	343 457
unterpfändlich versicherte Schulden	828 542
nicht " " "	9 434 648
jährliche Leistungen	226 237
Anleihen von 1865, 76, 84, 87, 97	67 560 900
Reservefonds für die Mansfelder Kuxe	1 544 525
Reserve-Abschreibungs-Konto	1 169 135
ehemal. fiskal. Holz- und Kohlenbahnhof	325 185
" botanischer Garten	418 225
Stadtbetriebskasse	824 799
Summe der Passiva:	82 675 653
Vermögensbestand:	32 373 566
	115 049 219

33. e) Das Budget der Stadt Leipzig auf das Jahr 1903.

Ueberschuß-Konten:	Einnahmen ℳ	Ausgabe ℳ
Marstall	65 500	56 927
Rittergut Taucha	19 265	4 634
" Grasdorf u. s. w.	24 560	5 980
" Cunnersdorf m. Panitzsch	13 564	4 799
" Lößnig mit Zubehör	27 750	8 803
Klostergut Connewitz	12 303	4 445
Gut Thonberg	22 035	3 265
Sonst. Grundbesitz in d. Stadtflur ꝛc.	142 401	16 258
Rittergut Stötteritz untern Teils	16 685	9 145
Waldungen	58 598	56 129
Mühlen und Wehre	6 815	5 221
Wiesen und Triften	32 464	6 564
Jagden und Fischerei	5 745	2 228
Steinbruch bei Graßdorf	87 355	83 632
Bergwerkskuxe	209 940	41 988
Markthalle	350 931	350 251
Gebäude	871 164	195 336
Räume und Plätze	58 200	5 155
Wasserwerk	1 872 560	1 683 673
Gasanstalten	3 667 150	3 176 035
Lagerhof	112 536	111 912
Vieh- und Schlachthof	1 355 780	1 224 410
Direkte Abgaben	15 367 163	110 000
Summa:	24 400 464	7 166 790
Ueberschüsse:	17 233 674	
Zuschuß-Konten:		
Ratsstube	665 322	2 212 677
Polizeiamt	244 804	1 827 125
Stadtverordnete	—	34 740
Pensionen, Wartegelder u. Unterst.	—	158 032
Stadtorchester	—	17 000
Schulen	2 067 983	8 178 793
städtische milde Anstalten	—	2 863 528
Schleusen	56 986	251 454
Brücken, Stege, Ufer	813	99 715
Wohlfahrtspolizei	327 557	1 382 159
Feuerlöschwesen	160 785	520 951
Anlagen und Denkmäler	12 337	370 482
Museen	6 022	122 133
Brunnenwesen	—	14 740
Schauspielhäuser	67 743	140 642
Friedhöfe	97 805	160 375
Reinigung u. Unterhalt. d. Straßen	668 963	1 344 910
Fußwegregel. u. Straßenneubefestig.	339 688	909 750
Kasernen	85 597	92 946
Quartieramt	33 148	85 268
Versch. Einnahmen und Ausgaben	345 650	584 040
Zinsen	2 497 514	3 209 057
Tilgung der Anleihen	454 551	786 425
Summe:	8 133 268	25 366 942
Zuschüsse:		17 233 674
Gesamtsumme d. Einn. u. Ausgaben	32 533 732	32 533 732



Tageskalender.

Der Verkehrs-Verein Leipzig, Städt. Kaufhaus, erteilt unentgeltl. Auskunft üb. Leipzigs Verkehrs- u. Aufenthalts-Verhältnisse, Gasthöfe, Wohnungen, Kunst- und Bildungsanstalten, Vergnügungen und Reisegelegenheiten.

Auskunftsstelle der Königlich Sächsischen Staatseisenbahnen in Leipzig (Grimmaische Straße 2, Telephon Nr. 3972), und die **Auskunftsstelle der Königl. Preufs. Staatseisenbahnverwaltung** (Brühl 75 u. 77, Kreditanstalt, part. im Laden), Telephon 3952, beide geöffnet an Wochentagen von 8 Uhr vormittags ununterbrochen bis 6 Uhr nachmittags, Sonn und Festtags 10½—12 Uhr vormittags, geben unentgeltlich Auskunft a) im Personenverkehr über Ankunft und Abgang der Züge, Zuganschlüsse, Reiserouten, Billettpreise, Reiseerleichterungen, Fahrpreisermäßigungen ꝛc., b) im Güterverkehr über allgemeine Transportbedingungen, Frachtsätze, Kartierungen ꝛc.

Fundbureau der Königl. Sächs. Staatseisenbahnen (Linien Leipzig-Hof, Leipzig-Chemnitz, Leipzig-Meuselwitz und Leipzig-Eger), Bayer. Platz 2, part. (Bayer. Bahnhof, Abgangsseite, 1. Geb.) in der Königl. Bahnhofsinspektion. Geöffnet: An Wochentagen von 7 Uhr vorm. bis 7 Uhr nachm. An Sonn- u. Festtagen von 8 Uhr vorm. bis 6 Uhr nachm.

Auskunftsstelle für Seeschiffahrts- und Reise-Verkehr. Relief-Weltkarte der Hamburger Reedereien: R. Jaeger, Augustusplatz 2. Unentgeltliche Auskunftserteilung: Wochentags 9—12 und 3—6 Uhr.

Hauptmeldeamt des Bezirks-Kommandos Leipzig, Nikolaikirchhof 2, I. Stock, Zimmer 1. Meldestunden wochentags 9—1, Sonntags 11—12. An den hohen Festtagen, sowie an den Geburtstagen des Kaisers und Königs bleibt das Hauptmeldeamt geschlossen.

Öffentliche Bibliotheken: Universitäts-Bibliothek. Beethovenstr. 6. Die Bibliothek ist an allen Wochentagen geöffnet: Früh von 9—1 und (mit Ausnahme des Sonnabends) nachm. von 3—5. Der Lesesaal: von 9—1 und von 3—6. Die Bücherausgabe und -Annahme erfolgt täglich von 11—1 und (mit Ausnahme des Sonnabends) von 3—5 Uhr.

Stadtbibliothek, Neumarkt 9. Der Lesesaal ist geöffnet täglich 10—1 Uhr, außerdem Dienstags, Freitags 3—6, Mittwochs, Sonnabends 4—8 (im Sommer auch von 3—6); Bücherausgabe: Mittwochs und Sonnabends 4—7 (im Sommer 3—6), an den übrigen Tagen 11—1 Uhr.

Bibliothek der Handelskammer (Neue Börse, Treppe B. I): Bücherausgabe 10—12 und 4—6 Uhr. Benutzung des Lesesaals und Vorlegung der Patentschriften ½9—½1 und ½4—6 Uhr.

Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums. Unentgeltlich geöffnet: Wochentags mit Ausnahme des Montag von 10—9, Sonntags von ½11—1.

Pädagogische Zentralbibliothek (Comenius-Stiftung) Kramerstraße 4, I., geöffnet Mittwochs und Sonnabends von 2½ bis 4½ Uhr. Lesehalle von 2½—8 Uhr geöffnet.

Musikbibliothek Peters (Königsstraße 26) ist Wochentags von 9—12 und 3—6 geöffnet. Bücher, Musikalien und Musikzeitungen können im Lesezimmer unentgeltlich studiert resp. gelesen werden.

Linckesche Leihbibliothek und Buchhandlung, Ritterstraße. Reichhaltige Bibliothek von über 100,000 Bänden aller Literaturzweige. Neueste Erscheinungen werden sofort in mehrfacher Anzahl aufgenommen.

Städtisches Museum der bildenden Künste und Leipziger Kunstverein (am Augustuspl.), geöffn. an Sonn- u. Feiertgn. ½11—3 Uhr, Montags 12—4 Uhr, an den übrigen Wochentagen 10—4 Uhr, in den Wintermonaten (November bis März) nur bis 3 Uhr. Eintritt in das Museum Sonn- und Feiertags, Mittwochs und Freitags frei, Montags 1 Mk., Dienstags, Donnerstags, Sonnabends 50 Pfg., an den Meßsonntagen 25 Pfg. Der Eintritt in den Kunstverein beträgt für Nichtmitglieder 50 Pfg. Für die Besichtigung des Klingerschen Beethovens wird ein besonderes Eintrittsgeld erhoben.

Grassi-Museum. Museum für Völkerkunde, geöffnet an Sonn- und Feiertagen von 10½—3 Uhr, an den übrigen Tagen von 10—3 Uhr. Montags geschlossen. Eintritt Sonnabends 50 Pfg., sonst frei.

Grassi-Museum. Kunstgewerbe-Museum, geöffnet an Sonn- und Feiertagen von 10½—3 Uhr, an Wochentagen von 10—3 Uhr. Montags geschlossen. Eintritt Sonnabends 50 Pfg., sonst frei. Bibliothek geöffnet Sonntags von 10½—1 Uhr, an Wochentagen von 10 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends, Montags geschlossen. Eintritt jederzeit frei.

Das Antikenmuseum der Universität ist, mit Ausnahme der Universitätsferien, jeden Sonntag von 11—1 Uhr dem Publikum unentgeltlich geöffnet. Zugang von der Universitätsstraße, Albertinum, Erdgeschoß rechts.

Sammlungen des Vereins für die Geschichte Leipzigs, Johannisplatz 8, II. (Altes Johannishospital). Geöffnet Sonntags und Mittwochs von 11 bis ½1 Uhr. Eintritt 30 Pfg., Kinder 10 Pfg.

Museum von Kriegserinnerungen des Verbandes deutscher Kriegs-Veteranen im „Tivoli", Zeitzerstraße 32. Geöffnet wochentags von 8—1 u. 3—6 Uhr.

Historisches Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleons I. (12300 Nummern). Im Gasthaus Napoleonstein. Täglich von früh an geöffnet.

Monarchenhügel b. Meusdorf. Samml. v. Erinnerungen a. die Völkerschlacht.

Neues Theater. Besichtigung nachmittags von 2–4 Uhr.

Neues Gewandhaus. Täglich von früh 9 Uhr bis nachmittags 3 Uhr geöffnet. Eintrittskarten à 1 Mk. pro Person (für Vereine und auswärtige Gesellschaften bei Entnahme von wenigstens 20 Billetts à 1/2 Mk. pro Person) sind am Westportal zu lösen.

Kunsthalle P. H. Beyer & Sohn, Schulstraße 8 gegenüber dem Kaufmänn. Vereins-Haus. Ständige Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe. Geöffnet von 9–7 Uhr, Sonn- und Feiertags von 11–1/2 2 Uhr.

Del Vecchios Ausstellung für Kunst aller Art und Zeit, Markgrafenstraße neben der Deutschen Bank. Geöffnet Wochentags 9–7, abends elektrische Beleuchtung. Sonn- und Feiertags 11–2 Uhr.

Gemälde-Ausstellung Mittentzwey-Windsch, Grimmaische Straße 25, Aufg. Ritterstraße 1/3, l., täglich von vormittags 9–7 Uhr abends, Sonn- und Feiertags von vormittags 11 bis 3 Uhr nachmittags geöffnet.

Lorck, Carl B., Thomasring 13. Plastische Bildwerke aller Art in Bronze, Marmor, Terra-Cotta — kunstgewerbliche Erzeugnisse Beleuchtungskörper, für alle (für den praktischen Gebrauch wie für Dekoration) Lichtarten.

F. B. Selle, Petersstraße 16. Permanente Ausstellung des gesamten Kunstgewerbes. Besichtigung ohne Kauf stets gern gestattet.

Deutscher Buchgewerbeverein. Ständige buchgewerbliche Ausstellung mit Maschinenmarkt. Deutsches Buchgewerbemuseum, wochentäglich von 9–6 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 11–4 Uhr. Das Lesezimmer des Buchgewerbemuseums an Wochentagen (mit Ausnahme von Montag) von 9–2 Uhr und abends von 7–10 Uhr, sowie Sonntags von 11–4 Uhr geöffnet. Eintritt frei.

Neue Börse. Besichtigung Wochentags 9–4 Uhr, Sonntags 1/2 11–1 Uhr. Eintrittskarten zu 50 Pfg. beim Hausmeister.

Deutscher Flottenverein. Anmeldung zur Mitgliedschaft bei der Filiale der Sächs. Bank zu Dresden, hier, Neumarkt Nr. 35 (Ecke Schillerstraße).

Geschäftsstelle des Deutschen Patrioten-Bundes zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig, Blücherstraße 11. Zahlstelle und Entnahme von Mitgliedskartenheften.

Dauernde Gewerbeausstellung. Tägl. geöffnet. 400 Aussteller. Eintritt 10 Pf.

Panorama, Roßplatz, geöffnet von früh 8 bis 9 Uhr abends.

Leipziger Palmengarten, täglich von früh 7 Uhr an geöffnet.

Zoologischer Garten, täglich geöffnet.

Das Zoologische Museum ist jeden Mittwoch, außer Buß- und Feiertags, von 2–4 Uhr unentgeltlich geöffnet.

Schillerhaus in Gohlis, Menckestraße 42, täglich geöffnet.

Goethe-Gesellschaft. Volkstümliche Vortragsabende klassischer und moderner Literatur. September bis März. (Vorsitzender Otto Siedel, Leipzig-Kleinzschocher, Klarastraße 11.)

Mitteilungen.

Unter dieser Rubrik sind wir gewillt, eine Reihe von Fragen und Anregungen, die für Leipzig wirkliches Interesse haben, aber nur solche, unterzubringen. Wir bitten um gef. Beteiligung. Der Herausgeber und Verleger des Leipziger Kalenders haben den Wunsch, den Kalender nach jeder Richtung hin so vollkommen als möglich zu gestalten; sie sind daher für Kundgabe von Wünschen, Verbesserungsvorschlägen und Beurteilungen, den Kalender betreffend, außerordentlich dankbar und sichern tunliche Berücksichtigung sehr gern zu.

Beiträge oder Vorschläge für den Text des Kalenders sind an den Herausgeber Georg Merseburger, Querstraße 27, zu richten, alle geschäftlichen Angelegenheiten an den Verleger Johannes von Schalscha-Ehrenfeld, ebenfalls Querstraße 27.

Die „Kalenderbilder", nach Zeichnungen der Herren Franz Bender, Fritz Brändel, Horst-Schulze, Fritz Rentsch, Wilhelm Stumpf und Walter Queck sind, in zweifarbigen Kunstdrucken auf Velinpapier, zum Einrahmen auch einzeln zu haben. Preis 50 Pf. für das Blatt. Fertig gerahmte Bilder sind durch jede Kunsthandlung zu beziehen.

Die Originale des gesamten „Buchschmuckes" sind verkäuflich. Anfragen sind an den Verlag, Querstraße 27, zu richten.

Es wird ferner beabsichtigt, die Kalenderbilder ohne die gezeichnete Umrahmung in feinstem Bromsilberdruckverfahren (Aristophot) als erste Postkartenserie des Leipziger Kalenders herauszugeben. Damit würde zum ersten Male eine geschlossene Serie „Leipziger Künstlerpostkarten" (Alt-Leipzig) in den Handel gebracht werden. Preis und Erscheinungstermin werden noch bekannt gegeben werden. Zuschriften hierüber aus unserem Leserkreise sind schon jetzt sehr erwünscht.

Den „Inseratenteil" empfehlen wir der freundlichen Beachtung. Es ist unser Bestreben gewesen, auch diesem Teil des Buches besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen, durch würdige typographische Ausstattung und durch Beigabe von teilweise hervorragend künstlerischem Bildschmuck; hierbei sind wir von vielen Firmen in dankenswerter Weise unterstützt worden. Wir hoffen es noch dahin zu bringen, daß es dem Leser direkt Vergnügen macht, den Inseratenteil durchzustudieren. Im Interesse der Kalendersache bitten wir unsere Leser, bei etwaigen Einkäufen auf den Leipziger Kalender bezug zu nehmen.

Postwesen.

Orts- bezw. Vorortsverkehr.

Briefe 5 Pf. **Postkarten** 2 Pf. **Postkarten mit Antwort** 4 Pf. **Drucksachen** 1—50 g 2 Pf.; 50—100 g 3 Pf.; 100—250 g 5 Pf.; 250—500 g 10 Pf.; 500 g bis 1 kg 15 Pf. **Geschäftspapiere** bis 250 g 5 Pf; 250—500 g 10 Pf.; 500 g bis 1 kg 15 Pf. **Warenproben** bis 250 g 5 Pf.; 250—350 g 10 Pf.

Innerer Verkehr.

(Die Portosätze gelten für das Reichspostgebiet, Bayern, Württemberg, den Verkehr mit Oesterreich-Ungarn und Luxemburg.)

Gewöhnliche Briefe. Zulässiges Gewicht bis 250 g: Porto frankiert bis 20 g einschl. 10 Pf.; 20—250 g einschl. 20 Pf.; unfrankiert je 10 Pf. Zuschlag.

Postkarten nur frankiert 5 Pf. (außerdem auch: in Oesterreich-Ungarn 2 Kr., Schweiz 5 Cts.); mit bezahlter Antwort 5 und 5 Pf.

Drucksachen nur frankiert. Zulässiges Gewicht bis 1 kg. Porto: bis 50 g einschl. 3 Pf.; 50—100 g 5 Pf.; 100—250 g 10 Pf.; 250—500 g 20 Pf.; 500—1000 g 30 Pf. Die mittels eines dem Durchdruck ähnlichen Verfahrens hergestellten Schriftstücke sind hiervon ausgeschlossen und unterliegen der Brieftaxe. Bei ungenügend frankierten Sendungen wird der doppelte fehlende Betrag des Portos erhoben; unfrankierte Sendungen werden nicht befördert. Größe: Briefform jede Seite bis 45 cm, in Rollenform 75 cm.

Geschäftspapiere innerhalb Deutschlands. Zulässige Taxe bis 250 g 10 Pf.; von 250—500 g 20 Pf. und 500—1000 g 30 Pf.

Warenproben ohne Kaufwert nur frankiert. Zulässiges Gewicht bis 350 g, Porto 20 Pf. Bezeichnung „Proben" (Muster). Drucksachen können mit Warenproben bis zum Gewicht von 1 kg zu einem Versendungsgegenstand vereinigt werden. Maximal-Dimensionen 30×20×10 cm.

Einschreibsendungen, als Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben, Postnachnahmesendungen. Briefe mit Behändigungsschein, Pakete ohne Wertangabe, mit der Bezeichnung „Einschreiben" (im letzteren Falle sowohl auf dem Paket, als auf der Begleitadresse) unterliegen außer dem Porto einer Gebühr von 20 Pf., desgl. 20 Pf. Vorausbezahlung für verlangten „Rückschein". Wertang. ist unzulässig.

Postanweisungen zulässig bis 800 M. Gebühr bis 5 M. 10 Pf., über 5—100 M. 20 Pf., über 100—200 M. 30 Pf., über 200—400 M. 40 Pf., über 400—600 M. 50 Pf., über 600—800 M. 60 Pf. Telegraphische Postanweisung zulässig.

Postaufträge nur frankiert zulässig bis 800 M. Formulare 10 Stück 5 Pf., Gebühr bis 800 M 30 Pf. Beizufügen ist das einzulösende Papier, quittierte Rechnungen etc. Postaufträge für Geldbeträge, die an einem bestimmten Tage fällig sind, dürfen nicht früher als sieben Tage vor dem Verfalltag zur Post eingeliefert werden.

Postnachnahmesendungen. Postnachnahmen sind nach Deutschland auf Briefen, Drucksachen bis 1 kg und Warenproben bis zum Gewicht von 350 g, sowie auf Pakete bis 800 M. zulässig. Für Nachnahmesendungen kommen an Porto und Gebühr zur Erhebung: 1) Porto für Briefe und Pakete, 2) eine Vorzeigegebühr von 10 Pf., 3) Gebühren für Uebermittlung der eingezogenen Beträge an den Absender, und zwar bis 5 M. 10 Pf., über 5—100 M. 20 Pf., über 100—200 M. 30 Pf., über 200—400 M. 40 Pf., über 400—600 M. 50 Pf., über 600—800 M. 60 Pf. Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben und ist auch dann zu entrichten, wenn die Sendung nicht eingelöst wird.

Gewöhnliche Pakete. Zulässiges Gewicht 50 kg. Porto bis 5 kg auf 10 geogr. Meilen 25 Pf. auf alle weiteren Entfernungen 50 Pf., über 5 kg für die ersten 5 kg wie vorstehend, für jedes weitre Kilogramm bis 10 geogr. Meilen 5 Pf., 10—20 Meilen 10 Pf., 20—50 Meilen 20 Pf., 50—100 Meilen 30 Pf., 100—150 Meilen 40 Pf., über 150 Meilen 50 Pf. Für unfrankierte Pakete bis 5 kg inkl. 10 Pf. Zuschlag. Sperrgut (Sendungen, die in irgend einer Dimension 1 ½ m, oder in einer Dimension 1 m, in der andern ½ m überschreiten und weniger als 10 kg wiegen) kostet um die Hälfte mehr.

Briefe mit Wertangabe. Porto auf 10 geogr. Meilen 20 Pf., weiterhin 40 Pf., unfrankiert 10 Pf. Zuschlag, ohne Rücksicht auf Gewicht bis 250 g. Versicherungsgebühr 5 Pf. pro 300 M., mindestens 10 Pf.

Pakete mit Wertangabe. Außer dem betreffenden Porto die obige Versicherungsgebühr.

Durch Eilboten zu bestellende Sendungen mit dem zu unterstreichenden Vermerk „Durch Eilboten" oder „Sofort zu bestellen". Bestellgebühr für gewöhnliche oder eingeschriebene Briefe 25 Pf.

für Pakete 40 Pf. Der Eilbotenlohn für das Abtragen von Postsendungen nach Landorten kann nach feststehenden Sätzen vorausbezahlt werden. Dasselbe beträgt ohne Unterschied der Entfernung für Briefe und Postanweisungen 60 Pf., für Pakete 90 Pf.

Gebühr für Bestellungen von Postsendungen in die Wohnung des Empfängers am Orte der Postanstalt für ein gewöhnliches Paket bis 5 kg 5 Pf., über 5 kg 10 Pf., bei Postämtern 1. Klasse 10 resp. 15 Pf., für eine Postanweisung bis 800 M. 5 Pf.; für einen Brief mit Wertangabe bis 1500 M. 5 Pf.; über 1500—3000 M. 10 Pf., für ein Paket mit Wertangabe sind je nach deren Höhe die Sätze für gewöhnliche Pakete oder für Briefe mit Wertangabe die Bestellgebühr zu entrichten.

Verkehr im Weltpostverein.

Briefe im Weltpostverkehr dürfen Gold, Juwelen, Goldstücke, kostbare Gegenstände und zollpflichtige Sachen nicht enthalten. Portosatz für Briefe, je 15 g Gewicht, 20 Pf.; ausgenommen Schweiz, je 20 g 20 Pf. Für eingeschriebene Briefe außer dem Porto 20 Pf. Einschreibegebühren.

Postkarten sind im Weltpostverkehr zulässig. Den Postkarten dürfen irgend welche Gegenstände nicht beigefügt werden. Der Portosatz beträgt 10 Pf.

Postkarten mit bez. Antw. sind nach sämtlichen Ländern des Weltpostvereins zulässig. Taxe 20 Pf.

Drucksachen dürfen weder einen Brief, noch einen schriftlichen Vermerk enthalten, der die Eigenschaft einer persönlichen Mitteilung hat. Bücherzettel mit handschriftlichen Vermerken nur innerhalb Deutschlands zulässig. Für je 50 g 5 Pf. Porto erhoben. Drucksachen dürfen die Ausdehnung von 45 cm an irgend einer Seite nicht überschreiten. Drucksachen in Rollenform können 75 cm lang sein.

Als Geschäftspapiere sind im Weltpostverkehr anzusehen: Alle Schriftstücke und Urkunden, ganz oder teilweise mit der Hand geschrieben oder gezeichnet, die nicht die Eigenschaft einer eigentlichen und persönlichen Korrespondenz haben, als Prozeßakten, amtliche Urkunden, Begleitbriefe oder Ladescheine, Rechnungen, Geschäftspapiere der Versicherungs-Gesellschaften, nichtamtliche Abschriften, Aktenauszüge etc. Dieselben müssen unter Band oder im offenen Umschlag versendet werden. Im Weltpostverein beträgt für je 50 g das Porto 5 Pf., mindestens aber 20 Pf.

Warenproben dürfen 30 cm in der Länge, 20 cm in der Breite und 10 cm in der Höhe nicht überschreiten; dafür ist für je 50 g 5 Pf., mindestens aber 10 Pf. zu erheben. Höchstgewicht 350 g.

Eingeschriebene Briefe sind im Weltpostverkehr nur frankiert zulässig; in Deutschland, Oesterreich-Ungarn auch unfrankiert.

Nachnahmen sind zulässig auf sämtliche eingeschriebene Briefpostgegenstände — Briefe, Postkarten, Drucksachen (Meistgewicht 2 kg), Warenproben (Meistgewicht 350 g) und Geschäftspapiere — im Verkehr mit Belgien, Chile, China, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Dänemark, den dänischen Antillen, Frankreich, Italien, Kamerun, Koreo, Kiautschou, Marokko, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Samoa, Schweden, Schweiz, Togo und der Türkei. Gebühr: Die Taxe für die betr. Sendung und 20 Pf. Einschreibegebühr. Für Pakete siehe Post-Paket-Tarif. Der Betrag der Nachnahme, sowie auch der Name des Absenders muß auf der Begleitadresse und dem Pakete genau angegeben sein. Der Nachnahmebetrag muß bei Briefpostgegenständen in der Währung des Bestimmungslandes angegeben sein, bei Paketen in der Markwährung.

Für unzureichend frankierte Briefsendungen wird im Weltpostverkehr die doppelte Taxe des fehlenden Portoteiles unter Abrundung der Pfennige auf 5 aufwärts vom Empfänger erhoben.

Das höchste zulässige Gewicht beträgt für den Weltpostverkehr: Für Warenproben 350 g. Für Drucksachen und Geschäftspapiere 2 kg. Für Briefe besteht keine Gewichtsgrenze, je 15 g 20 Pf.

Dem Weltpostverein noch nicht beigetreten sind folgende außereuropäische Länder:

Abessinien, Afghanistan, Arabien, Ladakh (Tibet), Marokko, Britische Besitzungen: Nigerdelta, Betschuanaland, Rhodesia, Britisch Centralafrika, China, Cook-, Tonga- und Banksinseln und einige australische Inseln. Porto-Taxe wie im Weltpostverein.

Gebühren für Telegramme.

Als Mindestbetrag für ein Telegramm werden im inneren, allgemeinen Verkehr 50 Pf. erhoben; für Stadt-Telegramme 30 Pf. Unterscheidungszeichen, Bindestriche, Apostrophe werden nicht gezählt. Die nähere Bezeichnung des Bestimmungsortes, z. B. „Frankfurt-Main", „Köln-Rhein", „Gera-Reuß" wird nur als ein Wort gerechnet. Die Wortlänge ist auf 15 Buchstaben oder 5 Ziffern im Verkehr mit den meisten europäischen Staaten festgesetzt.

Zum Ausgang!

Mein Leipzig du reibst verwundert
Die Augen dir wohl wach:
Im zwanzigsten Jahrhundert
Ein Musenalmanach!
In dieser Zeiten Schwere,
In der Parteien Zank,
Ja träum' ich denn — ich höre
Hier Dichtung und Gesang!
So ist noch unvergessen
Die Kunst im Leipziger Haus,
Noch schließen Musen und Messen
Bei uns einander nicht aus!

M. W.



MUSIK-BEILAGE zum LEIPZIGER KALENDER

F. B

ARTHUR NIKISCH.

Julius Wolff.
„IM GRASE TAUT'S“
aus „Der wilde Jäger.“

Sehr langsam und ruhig.

Gesang.

Piano.

cresc.

p

Im Gra-se taut's, die Blu-men träumen von ih-rem bun-ten Ho-nig-dieb, und o-ben flüstert's in den Bäumen: „Schläfst du,

pp

Mit Bewilligung des Original-Verlegers Albert Gutmann, k.k. Hof-Musikalienhandlung, Wien.

pp

schläfst du, mein trau-tes Lieb?" Der Mond scheint

durch den grü - nen Wald.

f

Ein Ästlein wankt mit lei-sem Wiegen,

Ein wenig bewegter.

p

cresc.

in dunkler Blätter-heimlichkeit_ regt sich ein Kosen, Schweben, Schmiegen:

pp

cresc.

leidenschaftlich
p
„Dir treu, dir treu in E - wig - keit, in
cresc.
f
E - - wig - keit!“ Der Mond scheint
pp
wieder langsamer
pp
durch den grü - nen Wald.
Von hier an bis zum Schluß
pp
Nun wird es still in Luft und Zweigen,
durchweg pp

ein won-nig At-men hebt die Brust, dich küßt die Nacht

mit süßem Schweigen: „Ruh' aus, ruh' aus von Lieb' und

ppp

Lust!“ Der Mond scheint durch den

grü - nen Wald.

morendo

pp *dim.*

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Inserenten-Verzeichnis.

Seite

Seite



Doktor Faust und Auerbachs Keller.

Von Dr. Ernst Kroker. 1903. Preis 1 Mark.

Die kleine, schön ausgestattete und mit drei Bildern geschmückte Schrift verfolgt auf Grund von Nachrichten, die zum Teil noch unbekannt sind, die Verbindung der Sage von Fausts Faßritt mit Auerbachs Keller und bringt den Nachweis, daß die beiden alten Wandbilder in Auerbachs Keller im Juli 1625 gemalt worden sind. Im Anhange wird unter anderem eine bisher noch nicht veröffentlichte Tischrede Luthers über Faust vom Jahre 1537 besprochen. Das Büchlein wird besonders auch den Besuchern von Auerbachs Keller willkommen sein.



Die Ayrerische Silhouettensammlung.

Eine Festgabe zu Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstag von Dr. Ernst Kroker. 1899. Preis in echt Pergament gebd. 15 Mark, brosch. 10 Mark.



Im 18. Jahrhundert war die Silhouette, was jetzt die Photographie ist; hierin liegt der Wert dieser schlichten Umrißbilder auch für unsre Zeit. Die Ayrerische Silhouettensammlung zählt fast 1400 Nummern aus der Blütezeit der Silhouette. Hundert der schönsten und wertvollsten Stücke sind in der vorliegenden Publikation mit erläuterndem Text in vortrefflicher Wiedergabe veröffentlicht, darunter Dichter wie Goethe, Herder, Gellert, Klopstock, Rabener, Zachariä, Leisewitz, Bürger, Hölty, Lenz, Schauspieler wie Eckhof und Schröder, Künstler wie Oeser und seine Familie und Bause nebst Frau und Töchtern, Philosophen und Pädagogen wie Basedow, Campe, Zimmermann, Mendelssohn; von alteingesessenen Leipziger Familien seien Frege, Crayen, Dufour und Leplay genannt.



Deutscher Buchgewerbeverein.

Die in dem Deutschen Buchgewerbehaus zu Leipzig, Dolzstraße Nr. 1 — eingerichtete

Ständige Buchgewerbliche Ausstellung

mit Maschinen, Bedarfsartikeln aller Art für buchgewerbliche Geschäfte, sowie buchgewerblichen Erzeugnissen aller Art und das **Deutsche Buchgewerbemuseum** mit seiner Ausstellung von älteren und neueren Druckwerken sind im Sommer an Wochentagen von 11 bis 6 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 11 bis 4 Uhr, im Winter an Wochentagen von 9 Uhr an, an Sonn- und Feiertagen von 11 Uhr an bis zum Eintritt der Dunkelheit unentgeltlich geöffnet. Das **Lesezimmer** des Deutschen Buchgewerbevereins ist mit Ausnahme des Montags jeden Wochentag von 9 bis 2 Uhr und abends von 7 bis 10 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 11 bis 4 Uhr kostenlos der Benutzung geöffnet.

Allen Musikfreunden in Haus und Familie empfohlen.

Fest-Album

für Streichquartett (Violine I/II, Viola, Violoncell)

von

Reinhold Jockisch.

Op. 17. Preis komplett M. 4.— netto.

Jede Quartett-Vereinigung — bestehe sie aus Fachkünstlern oder kunstgeübten Liebhabern — kommt wohl zuweilen in die Lage, Privatfestlichkeiten (Geburtstage, Weihnachtsbescheerungen, Hochzeiten, Jubiläen rc.) durch den Vortrag eines passenden Musikstückes verherrlichen zu sollen.

Gewiß findet man nun unter den überaus reichen Schätzen unserer klassischen Litteratur gar manchen Satz, welcher für dergleichen Fälle wie geschaffen erscheint. Allein die Erfahrung lehrt auch, daß bei solchen Gelegenheiten, namentlich auf empfängliche Laiengemüter nichts so eindrucksvoll wirkt, wie eine Choral- oder Volksweise.

Der Herausgeber hat sich mit dem vorliegenden Versuch die Aufgabe gestellt, einige für die angedeuteten Zwecke besonders geeignet erscheinende Melodien möglichst so zu bearbeiten, daß — eine gute, auf möglichst sorgfältiges Studium gegründete Ausführung vorausgesetzt — Spieler wie Hörer Freude daran haben möchten.

Hauskapelle.

Sammlung klassischer und moderner Kompositionen

für Klavier zu vier Händen und Violine,
mit einer zweiten Violine und Violoncell ad lib. eingerichtet
von Fr. Großjohann.

№		Kpl.	Klav. u. Viol. I	Einzelne Stimme VI. I	VI. II	Vcll.
		M.	M.	Pf.	Pf.	Pf.
1.	Mendelssohn-Bartholdy, F. Kriegsmarsch der Priester aus „Athalia“	2,—	1,50	25	25	25
2.	Mendelssohn-Bartholdy, F. Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum“	2,—	1,50	50	25	25
3.	Schubert, F. Entr'act aus der Musik zum Drama „Rosamunde“	1,80	1,30	25	25	25
4.	Beethoven, L. v. Larghetto aus der 2. Sinfonie	3,—	2,50	50	25	25
5.	Meyerbeer, G. Krönungsmarsch a. d. Oper „Der Prophet“	2,—	1,50	25	25	25
6.	Haydn, J. Menuett u. Finale a. d. C dur-Sinfonie (No. 7)	3,—	2,50	50	25	25
7.	Spindler, F. Op. 140 No. 3. Husarenritt	2,50	2,—	25	25	25
8.	Kéler-Béla. Op. 73. Lustspielouverture	3,—	2,50	50	25	25
9.	Beethoven, L. v. Andante aus der I. Sinfonie	2,—	1,50	25	25	25
10.	Cherubini, L. Ouverture zu „Anacreon“	3,50	3,—	50	25	25
11.	Haydn, J. Andante a. d. G dur-Sinfonie m. d. Paukenschlag	1,80	1,30	25	25	25
12.	Mozart, W. A. Ouverture zu „Die Entführung a. d. Serail“	3,—	2,50	50	25	25
13.	Haydn, J. Largo aus der G dur-Sinfonie	1,80	1,30	25	25	25
14.	Cherubini, L. Zwischenakts- u. Ballettmusik aus „Ali Baba“	2,50	2,—	50	25	25
15.	Haydn, J. Adagio aus der Oxford-Sinfonie	2,—	1,50	25	25	25
16.	Gluck, C. W. v. Ouverture zu „Iphigenie in Aulis“	3,50	2,50	50	50	50
17.	Beethoven, L. v. Andante aus der 5. Sinfonie	3,—	2,30	50	25	50
18.	Mozart, W. A. Marsch aus „Idomeneo“	1,80	1,30	25	25	25
19.	Händel, G. F. Largo aus „Xerxes“	1,30	-,80	25	25	25
20.	Suppé, F. v. Ouverture zur Oper „Pique Dame“	4,—	3,—	50	50	50
21.	Gluck, C. W. v. Chaconne und Gavotte aus „Paris und Helena“	3,50	2,50	50	50	50
22.	Beethoven, L. v. Türkischer Marsch aus dem Festspiel „Die Ruinen von Athen“	1,80	1,30	25	25	25
23.	Suppé, F. v. Ouverture zu „Leichte Kavallerie“	3,50	2,50	50	50	50
24.	Bruch, Max. Einleitung zur Oper „Die Loreley“	1,80	1,30	25	25	25

(Die Sammlung wird fortgesetzt.)

NB. Klavier und Violine I sind mittelschwer, Violine II und Violoncell leicht spielbar gesetzt.
Die Streichinstrumente können auch mehrfach besetzt werden.

Verlag von
C. F. W. Siegel's Musikalienhandlung (R. Linnemann), Leipzig.

Aufruf.

Nach langer Zeit wenden wir uns heute, am 90. Geburtstage Richard Wagner's, aufs neue mit der Bitte an die Einwohnerschaft unserer Stadt, die Errichtung des längst geplanten

Richard Wagner-Denkmals

in Leipzig durch Gewährung von Beiträgen fördern und so die Abtragung einer alten Ehrenschuld ermöglichen zu wollen.

Unsere frühere Bitte ist nicht unbeachtet geblieben Es sind uns Gaben zugeflossen, Rat und Stadtverordnete haben uns schon vor Jahren einen Platz in der Nähe des Geburtshauses Richard Wagner's und des alten Theaters, der Stätte seines ersten künstlerischen Wirkens hier, zur Verfügung gestellt. Aber die bisher gesammelten Mittel reichen nicht aus, ein Denkmal zu beschaffen, wie es dem großen Sohne Leipzigs gebührt und unsere Verehrung für ihn fordert.

Findet unsere Bitte Gehör, so werden wir frischen Mutes ans Werk gehen und es hoffentlich bald vollenden können.

Zur Entgegennahme von Beiträgen erklären sich alle Unterzeichner und die Stiftungsbuchhalterei auf dem Rathause bereit.

Leipzig, am 22. Mai 1903.

Oberbürgermeister Dr. Tröndlin.

Justizrat Dr. Lohse. Geh. Hofrat Staegemann.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Wülcker.

Justizrat E. Anschütz. Rechtsanwalt Dr. R. Anschütz. Privatdozent Dr. L. Beer. Rechtsanwalt Dr. K. Beier. Johannes Cichorius. Paul Cichorius. Dr. W. Deetjen. Bürgermeister Dr. Dittrich. Friedr. W. Dodel. Konsul J. Dorenberg. Stadtrat Dürr. Baurat A. Eelbo. Otto Erler. Kommerzienrat Fabreau. Rich. Forberg. Justizrat P. Frenkel. Rechtsanwalt O. E. Freytag. Dr. Rob. Georgi. Joh. Giesecke. Raim. Giesecke. Hofkapellmeister Dr. Georg Göhler. Oberregisseur Goldberg. Dr. R. Götze. Direktor Dr. Graul. Dr. Händel. Alban v. Hahn. Landrichter Dr. V. v. Hahn. Theaterdirektor Anton Hartmann. Hofrat Dr. O. v. Hase. Geh. Hofrat Prof. Dr. Heinze. Gustav Herrmann. Arthur Heydenreich. Privatdozent Dr. R. Heymann. Rechtsanwalt Dr. K. Hezel. Henri Hinrichsen. Max Hofmann. Dr. W. Huber. Kommerzienrat M. Huth. Rechtsanwalt Dr. E. Jahrmarkt. Prof. Dr. O. Immisch. Stadtverordneten-Vorsteher Rechtsanwalt Dr. Joh. Junck. Reichsbankdirektor H. P. Kalähne. Redakteur Carl Kipke. K. F. Koehler. Wilh. König. Carl Lentsch. Oscar Lentsch. Stadtbaurat Prof. Licht. Bankdirektor Rich. Lindner. Carl Linnemann. Richard Linnemann. W. Richard Linnemann. Rechtsanwalt Dr. List-Sening. Ad. Lodde-Dodel. Garnison-Bauinspektor a. D. G. Lubowski. Arthur Meiner. Emil Meiner. Kommerzienrat Jul. F. Meißner. Jul. Wilh. Meißner. Paul Jul. Meißner. Rechtsanwalt Dr. C. Müller. Kommerzienrat F. Nachod. Prof. Arthur Nikisch. Oberjustizrat Oehme. Stadtrat Pohlentz. Prof. Dr. A. Prüfer. Stadtrat Ramdohr. Justizrat Dr. P. Röntsch. Heinrich Rost. Bankdirektor Dr. C. Rothe. J. G. Saleßky. Stadtbaurat Scharenberg. Dr. R. Schlömilch. Johs. Schmidt. Johs. Schneider-Dörffel. Hofrat Prof. Dr. Schreiber. Kommerzienrat Dr. W. Schwabe. Dr. V. Schweizer. Prof. Carl Seffner. Eugen Segnitz. Prof. Hans Sitt. Alfred Staackmann. Dr. Fr. Stade. Gymnasialoberlehrer Dr. W. Steuer. Charles Ullmann. Dr. L. Volkmann. Georg Wappler. Dr. Felix Weber. Joh. Weber. Rechtsanwalt Dr. Weniger. Gymnasialoberlehrer M. Winter. Paul Witzleben. Leo Wörl. A. H. Wolff. Georg Zenker. L. Paul Zenker. Amtsrichter Dr. Zenker. Joh. Ziegler. Universitäts-Musikdirektor H. Zöllner.



Cassandra, Bronzebüste von Prof. Max Klinger. Vertrieb von Carl B. Lorck in Leipzig.



Ausstellung von

Klingers Beethoven

im Museum der bildenden Künste

am Augustusplatz.

Geöffnet täglich,
Sonntags von 1/2 11—3, Montags von 12—3,
an den übrigen Tagen von 10—4 Uhr,
vom 1. November bis 31. März von 10—3 Uhr.

Eintritt 3 Mark.

Das Klinger-Komitee.

Die Eintrittskarten berechtigen am Tage der Lösung zum freien Eintritt in das Museum auch an den Zahltagen.



Eule

mit elektr. erglühenden Augen,
aus naturalistisch polychromierter Faience, die Büchertitel nach Wahl.
61 cm hoch. Preis M. 115.—.

Carl B. Lorck. Leipzig.



F. A. Schütz, Leipzig

Hofmöbelfabrik und Ausstattungshaus.

Die Möbelfabrik F. A. Schütz fertigt in ihrem modern eingerichteten Betriebe, mit ca. 200 Arbeitern, geschmackvoll entworfene, solid gearbeitete

Holz- und Polster-Möbel

in vornehmster wie einfachster Ausführung bei billigen Preisen, ebenso die vollständige Einrichtung von Villen und liefert alle zur inneren Ausstattung nötigen Stoffe, Tapeten, Teppiche 2c.

Im eigenen Ausstellungshause, Grimmaischestraße 10 ist in drei Etagen fortwährend eine große Anzahl vollständig eingerichteter Muster-



F. A. Schütz, Leipzig

Hofmöbelfabrik und Ausstattungshaus.

Wohnungen und einzelner Zimmer-Einrichtungen ausgestellt, welche stets das Neueste bieten. — Als besonders preiswert ist

eine vollständige Wohnungs-Einrichtung

zu empfehlen, bestehend in einem Speise- resp. Wohnzimmer, einem Salon und einem Schlafzimmer mit Garderobe im Preise von rund 2000 Mk. Die einzelnen Stücke sind von moderner Form, bestem Material und solidester Arbeit.

Auch ohne direkte Kaufabsicht wird um gefällige Besichtigung der Ausstellung gebeten. Kostenanschläge und besondere Entwürfe stehen gerne auch nach auswärts zu Diensten.



Elektrische vielfarbige Zimmer-Leuchtfontaine. Carl W. Lorck, Leipzig.

Max Erler, Leipzig

Brühl 34-36

Haus zum roten Löwen. Telephon: 996.

Pelzwaren-Confektion

Geschäftsgründung 1847.

Reich illustrierter Katalog frei!

Telegramme: Pelzerler, Leipzig.



LIPSIENSIA

aus dem Verlage von

BREITKOPF & HÄRTEL IN LEIPZIG.

Vogel, Julius, Das römische Haus in Leipzig. Mit vielen Abbildungen (erscheint vor Weihnachten 1903).

Kneschke, Emil, Das Konservatorium der Musik in Leipzig. Seine Geschichte, seine Lehrer und Zöglinge. Festgabe zum 25jähr. Jubiläum am 2. April 1868. geh. M. 1.—.

Konservatorium der Musik, Das königliche, zu Leipzig. 1843—1893. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum. M. 1.—.

Whistling, Karl W., Statistik des Königl. Konservatoriums der Musik zu Leipzig 1843—1883. Mit den Bildnissen von Mendelssohn-Bartholdy, Moritz Hauptmann, E. F. Richter, Ignaz Moscheles und Ferd. David. M. 1.—, geb. M. 2.—.

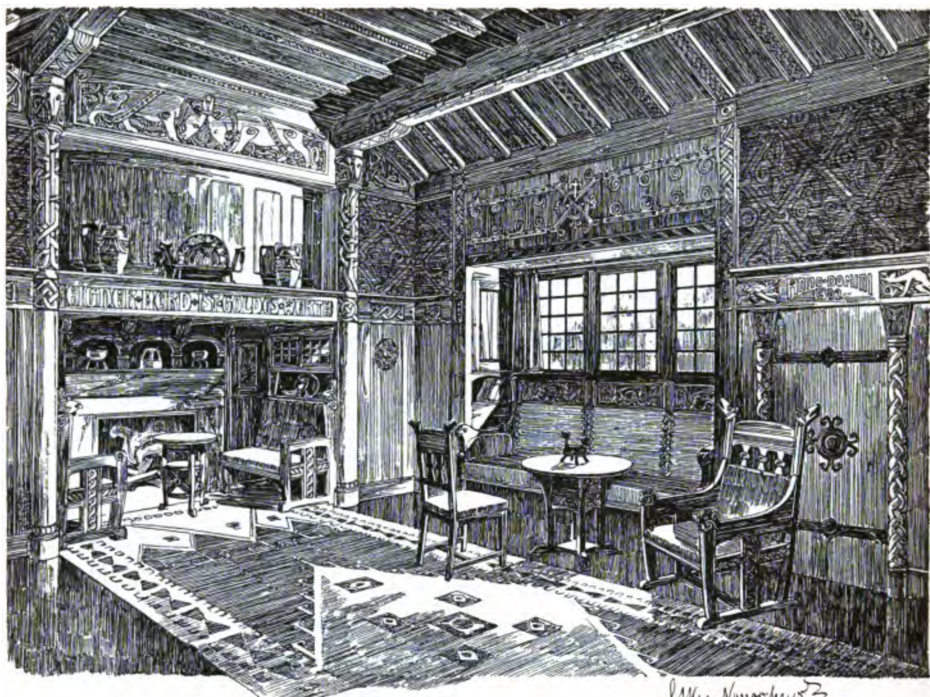
Festschrift zur 100jähr. Jubelfeier der Einweihung des Konzertsaales im Gewandhause zu Leipzig: Geschichte der Gewandhauskonzerte zu Leipzig vom 25. Nov. 1781 bis 25. Nov. 1881. Im Auftr. d. Konzertdirektion verfasst von A. Dörffel. — Statistik der Konzerte im Saale des Gewandhauses zu Leipzig. geh. M. 15.—.

Augusteum, das, und dessen Übergabe an die Universität Leipzig am dritten August 1836. 8. geh. M. 1.—.

Leipzig u. seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipz. Studenten jetzo zuerst ans Licht gestellt. Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend. 1879. XII, 128 S. 8. geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausg. von Otto Jahn. 2. verm. Aufl. Mit 3 lithogr. Bildnissen. geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Fechner, G. Th., Zur Kritik des Leipziger Mendebrunnens. geh. M. —.50.


EIGNER HERD IST GOLDES WERTH



Prämiiert: Weltausstellung Paris 1900.



Fabrikanten: Max Fränkel & Runge, Spandau bei Berlin.



Zschiesche & Köder,

Leipzig

Münzhandlung

1855 gegründet 1855

bringen ihr reiches Lager von Münzen und Medaillen aller Länder und Zeiten in empfehlende Erinnerung.

Jährlich 4 Lager-Kataloge mit Preisen (ca. 25000 Nummern enthaltend). Preis à Mark 1.—.





Backfischchens Klage

Syndetikon kann alles machen
Es klebt, es kittet alle Sachen
Den Fleck am Schuh, den en-tout-cas
Bestreicht damit die Großmama.
Das Brillenglas, der Fuß vom Tisch,
Mein Buch wird wieder heil und frisch
Der Lampenschirm, die Gipsfigur,
Das Schnitzwerk auf der Pendeluhr,
Mein Fächer und des Zeisigs Nest
Hält durch Syndetikon gleich fest.
Syndetikon, es kittet Erz —
Warum nicht mein gebroch'nes Herz?!

Aus „Meggendorfer Blätter" Nr. 519.

Syndetikon ist schon für 10 Pfg. die Tube allerorts zu haben, auch direkt 5 Tuben gegen Einsendung von 50 Pfennig franco

Otto Ring & Co. Friedenau

Papiere aller Art

für

Druckereien und Verlagsanstalten

Fr. Adam Seidel

Leipzig-R.

Frommannstraße 4. Fernsprecher 1125.

J. C. Hanisch

Kunst- und Handelsgärtnerei

Kgl. Sächs. Hoflieferant

Leipzig. Fernsprecher Nr. 16. Reudnitz.

Stadtgeschäft:

Grimmaische Str. 29 gegenüber Café francais.

Bindereien und Anordnungen

(Arrangements)

aus frischen Blumen im großen Stil und im Kleinen, für jeden Zweck.

Ausschmückungen

(Dekorationen)

mit Blumen u. Pflanzen, Laubgewinden, Palmen, Lorbeer etc.

Ausgedehnte Kulturen

des freien Landes, Kalt- und Warmhauses.

Gärtnerei an der Zweinaundorfer Straße

Endstation der großen Straßenbahn.

Haupt-Preis-Verzeichnis über Pflanzen.

Kataloge frei!

Clichés

aller Art für Zeitschriften, Kataloge, Prospekte, Inserate etc.
in garantirt schöner Ausführung

Louis Gerstner
Leipzig 5

Kunstanstalt für
Autotypie · Zinkätzungen
Holzschnitte Galvanos

Atelier für Zeichnung u. Lithographie.

Kohlgartenstr. 6 — Langestr. 38 (am Marienplatz).

Fernsprecher 2984. — Gegründet 1886.



ratzke & Steiger, Halle a. S.

Post-Strasse 8

Hof-Juweliere und Edelschmiede

Kunstgewerbliche Werkstatt für alle Geräte und Geschmeide in Silber, Juwelen und Gold





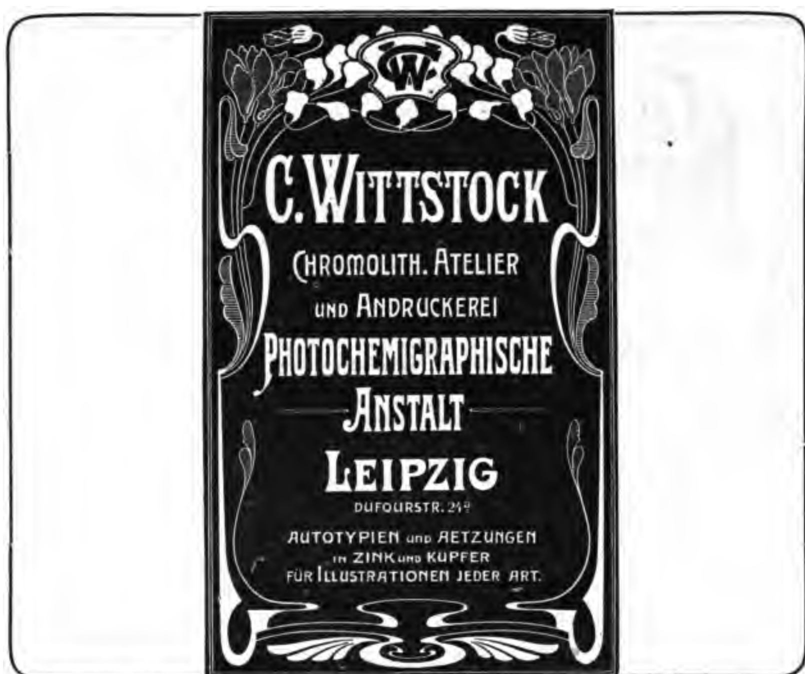
Willi Schleiffer · Leipzig

Königsplatz 4 — Tel. 6335

Pianinos, Harmoniums &
Geigen, Saiten, Sessel, Pulte etc.

Kataloge franko.

Piano-Reparatur-Anstalt.



Gottfried Böttger

Schriftgiesserei und
Utensilien-Handlung

Paunsdorf-Leipzig

Gegründet 1863 — Telephon 159



Germania-Fahrräder

bewährten sich bei den größten Strapazen und höchsten Anforderungen, die an ein Fahrrad gestellt werden können, und sind unstreitig die besten und beliebtesten aller deutschen Fabrikate.

Seidel & Naumann sind langjährige Lieferanten der Kriegsministerien Preußens und Sachsens und alleinige Lieferanten der Kaiserlichen Reichspost.



Jährliche Produktion: 30000 Fahrräder. Im Gebrauche: 300000 Fahrräder.





Seidel & Naumann, Dresden

Aktiengesellschaft für Feinmechanik

Vertreter für Leipzig und Umgegend: **Wilh. Frenzel**, Leipzig-N., Eisenbahnstr. 31, Leipzig, Zeitzerstraße 31.

Nur ihrer anerkannten Güte u. Gediegenheit verdanken

Naumann's Nähmaschinen

die große Verbreitung.



Aus den besten Materialien hergestellt, haben

Naumann's Nähmaschinen

sich durch ihre unvergleichliche Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit im In- und Auslande einen hohen Ruf erworben. Zur Kunststickerei sind

Naumann's Nähmaschinen

besonders geeignet.

Jährliche Produktion 100000 Nähmaschinen.

Im Gebrauch

Ueber 2 Millionen Nähmaschinen.

Seidel & Naumann, Dresden

Aktiengesellschaft für Feinmechanik.

Die deutsche

Ideal Schreibmaschine

der

A.-G. vorm. Seidel & Nauman, Dresden

mit vollkommen sichtbarer Schrift vom ersten bis zum letzten Zeichen und neuem Dezimalstellentabulator ist eine wirklich erstklassige Maschine, deren Konstruktion die gröfste Dauerhaftigkeit gewährleistet.

2jährige Garantie.



Preis 350 M. ohne und 400 M. mit Tabulator.



2 jährige Garantie.



Preis 350 M. ohne und 400 M. mit Tabulator.

Die Ideal hat sich so glänzend bewährt, dafs thatsächlich kein Grund vorhanden ist, ein amerikanisches System zu bevorzugen.

Kostenlose Vorführung durch den Generalvertreter

Albert Osterwald, Leipzig,

Reichsstr. 29/31.

Telephon 1788.

Einige Referenzen: August Polich, 9 Ideal — Breitkopf & Härtel, 2 Ideal — Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft, 3 Ideal — Rechts-Anwalt Dr. Schiller, 2 Ideal — Rechts-Anwalt Dr. Breymann, 2 Ideal — F. A. Schütz, 2 Ideal.







Autographensammlung.

Eine umfangreiche Handschriftensammlung allgemeiner Richtung ist preiswert zu verkaufen. In der Sammlung befinden sich außerordentlich wertvolle Stücke; sie enthält u. a. Briefe, Manuskripte u. s. w. von:

a) **Musiker:**

Abt, Amalie, Herzogin von Sachsen, Beriot, Berlioz, Brahms, Bülow, Cherubini, Conradi, Donizetti, Dreyschock, Flotow, Grieg, Gumbert, Hauptmann, Herz, Hiller, Himmel, v. Holstein, Hummel, Joachim, L. Köhler, Kreutzer, Kullak, Lachner, Liszt, Lortzing, Marschner, Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, Moscheles, Jul. Rheinberger, Rietz, Rossini, Fr. Schneider, Schnyder, v. Wartensee, Schumann, Rob. und Clara, Spohr, Spontini, Joh. Strauß Vater, Taubert, Vieuxtemps, Wachtel u. s. w., u. s. w.

b) **Dichter, Schriftsteller und Schauspieler u. s. w.**

Achim v. Arnim, Ahlfeld, B. Auerbach, Birch-Pfeiffer, Ad. Böttger, A. E. Brachvogel, Dahn, Dalberg, B. Dawison, Devrient, Fouqué de la Motte, Aug. Herm. Francke, G. Freitag, E. Geibel, Gellert, Gerok, Gleim, Goethe, W. Grimm, Hebel, v. Holtei, A. v. Humboldt, Iffland, Wilh. Jensen, Jung-Stilling, Klopstock, v. Kotzebue, Lavater, Jenny Lind, Ad. Menzel, Nieritz, Pestalozzi, Salzmann, Frd. Schiller, Brief an Th. Körners Vater und dessen Antwort, A. R. und Fr. W. v. Schlegel, Schlosser, Wieland, v. Wildenbruch, Dr. Ziller u. s. w., u. s. w.

c) **Fürsten, Staatsmänner und Politiker:**

August der Starke, Rob. Blum, Bismarck, Carl VI., Deutscher Kaiser, Friedrich, König von Schweden, Friedrich August, König von Sachsen, Friedrich Karl Jos., Kurfürst von Mainz, Heinr. und Max v. Gagern, Maria Theresia, Moltke, Napoleon I., Napoleon III., Oktavio Piccolomini, Oxenstierna, Tilly, Wallenstein, Wilhelm I., Kaiser von Deutschland u. s. w., u. s. w.

Anfragen sind zu richten an den Verlag von

Johannes von Schalscha-Ehrenfeld,

Leipzig, Querstraße 27.


Studders
und Kohl
Anstalt
für
Phototypie
Kreuzstr. 15.
Leipzig.

Reparaturwerkstatt für alle in das Fach einschlagenden Artikel.
Fernsprecher 4341.

OTTO POHLEY
Jnhaber:
Otto Pohley ∗ Curt Vogel
Optisches Jnstitut
Eigene Brillen- u. Klemmer-Fabrikation
Prima Rathenower Augengläser
Brühl 23
Plauenscher Hof gegenüber der Katharinenstr.

Ständig. Unterricht im Nähen, Sticken u. Stopfen auf Pfaff-Nähmaschinen.
Fernsprecher 4341.

PFAFF

die Besten der Welt!

PFAFF

Otto Pohley.
Leipzig, Brühl 23
Plauenscher-Hof gegenüber der Katharinenstr.

Gegründet 1872 — **Fr. Bilzner (Inh.: Willy Francke)** — Telephon 2597

Tapeziermeister und Dekorateur
Silberne Medaille für hervorragende Leistungen Leipzig 1897
Leipzig, Petersstr. 15 (Hohmanns Hof)

Möbel und Dekorationen

Ausführung aller Tapezierer- und Dekorationsarbeiten.
Permanente Musterausstellung modern. Zimmereinrichtungen. Entwürfe sowie Kostenanschläge bereitwilligst.
Anerkannte chinesische Seidenstickereien, große Auswahl, direkter Import.

Weinhandlung
von
Reinhold Ackermann, Leipzig

Telephon 568. Katharinenstraße 2. Telephon 568.

Volksthümlichste Weinstube: „Taberna“.

Dampf-Wasch-Anstalt
Glitzner & Co.

Leipzig-Stötteritz, Schulstrasse 16

Grösstes Etablissement am Platze

Verleih-Institut für Tischwäsche. Gardinenspannerei und Appretur-Anstalt. Haus- und Familienwäsche. Fremdenwäsche innerhalb 24 Stunden.

12 Annahmestellen in eigenen Läden in der Stadt:

Windmühlenstrasse 7	Zeitzerstrasse 9	Schützenstrasse 21
Ranstädtersteinweg 23	Gerberstrasse 2—4	Colonnadenstrasse 27
Nürnbergerstrasse 12	Grimmaischestrasse 13	Eisenbahnstrasse 58

Lindenau: Am Markt 2.
Gohlis: Ecke Breitenfelder und Hallesche strasse.
Reudnitz: Drednerstrasse 62.

Schleußig * **Zum Ritter** * Jahnstr. 2

Restaurant Cafe Garten

Direkt an Wald und Wasser gelegen — Telephon 8079

Billard, Kegelbahn, Gesellschaftszimmer mit Piano.

Gut bürgerliche Küche

Georg Schmid.

